

»Hier wird nicht mehr gebetet«; Jeder Vierte ist ein Flüchtling: Kein Land nimmt so viele Vertriebene aus Syrien auf wie der Nachbar Libanon

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

12. Dezember 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK; »Hier wird nicht mehr gebetet«; S. 4; Ausg. 51

Length: 2376 words

Byline: Andrea Böhm

Body

Sie haben Schwarz-Rot-Gold gehisst vor dem Rathaus von Kamed el-Loz. Gleich ein halbes Dutzend Fahnen hat der Bürgermeister für den Besuch des deutschen Botschafters aufgetrieben. Die Notabeln der Stadt sitzen im Saal, in der einen Hand das Smartphone, in der anderen die Gebetskette, und so klingelt und klickert es unaufhörlich, als Haidar al-Hadsch vor seinem Gast die Großherzigkeit seiner Mitbürger preist. »Den Anblick eines Kindes ohne Obdach, Kleider oder Essen ertragen wir einfach nicht.« Weswegen Kamed el-Loz mit seinen 17 000 Einwohnern klaglos all die syrischen Flüchtlinge aufgenommen habe. »Aber jetzt können wir nicht mehr.« Zustimmendes Nicken im Saal, erwartungsvolle Blicke richten sich auf den schlaksigen Deutschen.

Christian Clages heißt der Mann, er ist seit wenigen Monaten auf Posten im Libanon und damit im derzeit größten Krisengebiet der Welt. Kamed el-Loz ist eine sunnitische Stadt, die mit den überwiegend sunnitischen Vertriebenen des Assad-Regimes sympathisiert. Doch jetzt, raunen die Stadtväter, sind einfach zu viele Syrer hier, sie schleppen Krankheiten ein, sie stinken.

Was stimmt. Wer monatelang im Krieg ohne ausreichend Wasser und Essen ausgeharrt hat, wird krank und riecht schlecht.

Clages lobt die Hilfsbereitschaft der Gemeinde und betont, dass auch Deutschland bereits 20 000 Syrern Zuflucht gewähre. Raunen im Saal. 20 000? In ganz Deutschland? In Kamed el-Loz allein sind es schon 10 000.

Der Libanon ist der geografische Zwerg im Nahen Osten. Das Land ist halb so groß wie Hessen und liegt im Klammergriff zweier mächtiger Nachbarn, Israel und Syrien. Seit Beginn des Aufstands gegen das Assad-Regime sind 2,5 Millionen Syrer geflohen, davon rund 1,2 Millionen in den Libanon. Tendenz steigend. Bei nur viereinhalb Millionen Libanesen heißt das: Fast jeder vierte Bewohner ist hier Flüchtling.

Eine solche Krise ist einmalig. Jedes europäische Land hätte längst geschrien: »Das Boot ist voll.« Der Libanon aber hat diese Flüchtlingswelle bislang irgendwie gemeistert - mit einer Mischung aus Realitätsverleugnung und Hilfsbereitschaft. Doch jetzt steht das Land vor dem Kollaps.

»Hier wird nicht mehr gebetet« Jeder Vierte ist ein Flüchtling: Kein Land nimmt so viele Vertriebene aus Syrien auf wie der Nachbar Libanon

In Kamed el-Loz besucht der Botschafter an diesem nasskalten Morgen ein Gesundheitszentrum. Im unbeheizten Hausflur hocken die Patienten, jemand bringt heißen Tee für Clages. Drei Frauen werden herangeholt, sie stammen aus der syrischen Stadt Homs, lassen hier von Ärzten einer lokalen Hilfsorganisation ihre Kinder impfen, Bronchitis und Lungenentzündung behandeln. Alles kostenlos, aber sie sind nicht dankbar, sondern erschöpft und wütend. »400 Dollar knöpfen sie uns hier für ein erbärmliches kleines Zimmer ab«, schimpft die Erste. »Warum erlasst ihr uns nicht die Schulgebühren?«, fragt die Nächste. »Schaffen Sie uns Assad vom Hals, und wir gehen sofort zurück nach Hause«, ruft die Dritte. Clages windet sich, dem Bürgermeister platzt der Kragen. »Wisst ihr überhaupt, wie viel ihr uns kostet? Das Wasser, der Strom!« Kurzes Schweigen. »Gott schütze den Libanon«, sagt eine der Frauen widerwillig. »Er hat uns geholfen.«

Libanesen und Syrer teilen eine lange und leidvolle Geschichte. Syrien war Okkupationsmacht, bis Massenproteste in Beirut 2005 Assads Armee zum Abzug zwangen. Libanons Parteienlandschaft ist seither tief in eine antisyrische und eine prosyrische Seite gespalten. Erstere wird von sunnitischen Fraktionen dominiert, Letztere von der schiitischen Hisbollah. Deren Milizionäre kämpfen in Syrien für Assad, libanesische Sunniten hingegen besorgen Waffen und Munition für die Opposition. Im innersyrischen Krieg ist der kleine Nachbar Zufluchtsort und Nachschublager.

Nirgendwo ist das so deutlich wie in der Bekaa-Ebene. In Kamed el-Loz sieht man die Fahnen der syrischen Opposition. Im nächsten Ort wehen die gelben Flaggen von Hisbollah. Dazwischen preisen Schilder des Tourismusministeriums »archäologische Sehenswürdigkeiten«. Das Bekaa-Tal bietet in der Tat Ruinen aus allen Epochen. In Kamed el-Loz zeugen sie von den Phöniziern, in Baalbek von den Römern, in Arsal von der syrischen Luftwaffe.

Arsal liegt auf 1000 Meter Höhe in einer ausgemergelten Berglandschaft. Bis zur Grenze sind es fünfzehn Kilometer Luftlinie. An diesem Morgen donnern syrische Kampfflugzeuge auf der Suche nach Munitionslagern der Rebellen über die Stadt. Bei einem Luftangriff wenige Tage zuvor starben zwei Menschen.

Vor zwei Jahren hatte Arsal 35 000 Einwohner, jetzt sind es doppelt so viele. Allein in den vergangenen 48 Stunden sind wieder 4000 Flüchtlinge eingetroffen. In klapprigen, überladenen Autos, Kleinbussen, auf Motorrädern und zu Fuß verkeilen sie sich in den Straßen auf der Suche nach Schlafplätzen. Die Wohnungen der Einheimischen sind voll, in die improvisierten Zeltlager passt kaum noch jemand. »Also«, sagt Merhi Fliti, »haben wir die Leute in den Moscheen einquartiert.«

Und wo wird jetzt gebetet?

»Hier wird nicht mehr gebetet.« Er wärmt seine Bauarbeiterhände an einer winzigen Kaffeetasse auf. Seine Frau sieht ihn strafend an. »Natürlich beten wir. Aber zu Hause.«

»Hier wird auch nicht mehr geheiratet«, sagt er. Selbst in den Hochzeitshallen schliefen jetzt die Syrer. »Oder auch nicht.« Er grinst. »Von 50 Neugeborenen in Arsal haben 51 syrische Eltern.« Kaffee, Zigaretten und Sarkasmus sind seine Aufputzmittel.

Seit Wochen versucht die syrische Armee mit Unterstützung des Irans und von Hisbollah, die Region Qalamoun zurückzuerobern. Sollte sie diese Schlacht gewinnen, wäre die bewaffnete Opposition von allen Nachschubwegen aus dem Libanon abgeschnitten. Die Kämpfe treiben die Zivilbevölkerung nun zu Tausenden ins kleine Nachbarland, wo das Flüchtlingshilfswerk der UN kaum noch mit der Registrierung hinterherkommt.

Dass aus dieser gewaltigen Not bislang keine totale Katastrophe geworden ist, liegt auch an Libanesen wie den Flitis.

Sie leiten in Arsal das Zentrum der Amel Association, eines Vereins, der seit Jahrzehnten in unterentwickelten Regionen Gesundheitsstationen und Bildungsstätten betreibt. Salha, 49, Krankenschwester, kümmert sich in normalen Zeiten um Diabetes und Bluthochdruck, Merhi, 47, Sozialarbeiter, sammelt Schulschwänzer ein und hält Jugendliche von einer Karriere als Schmuggler ab. Jetzt muss sie verhindern, dass sich Tuberkulose, Polio

»Hier wird nicht mehr gebetet« Jeder Vierte ist ein Flüchtling: Kein Land nimmt so viele Vertriebene aus Syrien auf wie der Nachbar Libanon

und Masern ausbreiten, während er syrische Kinder betreut, die im Schock des Erlebten erstarrt sind und einfach nicht mehr reden. Was macht man dann?

»Geduld haben«, sagt er.

Die Flitis schlafen kaum mehr als fünf Stunden, weil die Flüchtlinge auch nachts vor der Tür stehen. Mehrmals am Tag bricht die Stromversorgung zusammen, das Trinkwasser wird knapp. Die Stadtverwaltung hat den Syrern das Autofahren verboten, um die Straßen freizubekommen. Und aus Angst davor, dass hier Sprengstoff für Anschläge gegen Hisbollah transportiert wird.

Salha schenkt gerade Kaffee nach, als draußen Gewehrfeuer losbricht. »Die beerdigen die Toten des Luftangriffs.« Der Trauersalut dauert einige Minuten. Munition, das ist die eine Ressource, an der in Aرسال kein Mangel herrscht.

Die Existenz des Landes stehe auf dem Spiel, hat der libanesische Präsident Michel Sleiman gesagt. Was also macht der Staat in dieser Krise? Nichts, schimpfen jene Libanesen, die seit Monaten Spenden für Flüchtlinge sammeln und Hilfslieferungen in Dörfer transportieren. Nichts, schimpfen auch jene, die am liebsten die Grenzen schließen würden. Dafür allerdings brauchte es ein staatliches Gewaltmonopol. Libanons Armee gilt als eine der wenigen funktionierenden staatlichen Institutionen, doch sie ist Hisbollah klar unterlegen und jetzt schon kaum in der Lage, Scharmützel zwischen Schiiten und Sunniten in libanesischen Städten zu stoppen. Die Grenze zu Syrien, ohnehin von Schmuggelwegen durchsetzt, bleibt offen, solange Assad-Unterstützer oder Assad-Gegner das so wollen.

Das politische Beirut verharrt derweil in einer Art Totstellreflex. Die Wahlen sind verschoben, die anti- und prosyrischen Parteienbündnisse kommunizieren vor allem durch Drohungen. Dass in diesem Chaos Zehntausende syrische Kinder eingeschult werden, erscheint wie ein Wunder.

Was immer dieses kleine Land der Katastrophe entgegensetzen konnte, ist jetzt aufgezehrt. Immer mehr Libanesen rutschen in Arbeitslosigkeit und Armut, weil Hunderttausende Syrer jeden Niedriglohn unterbieten.

Die Türkei und Jordanien, ebenfalls massiv vom Flüchtlingsstrom betroffen, haben mit der Uno riesige Camps gebaut und so zumindest einen Teil der Flüchtlinge vom Wohnungs- und Arbeitsmarkt abgezogen. Nicht so im Libanon: Keine Camps! lautet die Devise. Im Süden des Landes, in Sidon, versteht man, warum. Nach einem Besuch in Aرسال wirkt Sidon wie eine Sinnestäuschung. Sommerliche Temperaturen, Palmen, Strände, dann biegt man links ab und landet vor Mauern und Stacheldraht. Libanesisches Militär kontrolliert die Ausweise, bevor man ein zwei Quadratkilometer großes Niemandsland namens Ein al-Hilweh betreten darf. Am Eingang grüßt von einem Wandbild Jassir Arafats Karpfenlächeln. Im Gebäude einer Jugendorganisation wartet Nidal, 37. »Keine Nachnamen«, bittet er. Er ist ein Illegaler ohne Papiere, einer von denen, die man nicht einmal im Libanon haben will: ein Palästinenser. Eine halbe Million hat vor Kriegsausbruch in Syrien gelebt. »Und zwar ganz gut«, sagt Nidal. Sie passten zur Anti-Israel-Propaganda des Regimes.

Nidal stammt aus Yarmouk, einem Camp bei Damaskus, das sich über die Jahrzehnte zu einem soliden Stadtteil entwickelt hat. Der Versuch seiner Bewohner, sich aus dem innersyrischen Konflikt herauszuhalten, scheiterte schnell. Binnen weniger Monate waren die palästinensischen Fraktionen in Assad-Unterstützer und Assad-Gegner gespalten. Yarmouk wurde zum Kampfgebiet, die syrische Armee legte weite Teile in Schutt und Asche. Nidals Frau packte die vier Kinder in ein Taxi, fuhr zur Grenze und floh in den Libanon. Er folgte zu Fuß und ohne Papiere - weil ihn, wie er sagt, das syrische Militär längst als Assad-Gegner auf der Liste gehabt habe. Die Familie landete bei Bekannten in Ein al-Hilweh.

Das Camp ist fast so alt wie der Libanon selbst, gegründet 1948 vom Internationalen Roten Kreuz für die aus Israel vertriebenen Palästinenser. Es wuchs über die Jahrzehnte nicht in die Breite, sondern in die Höhe. Aus einstöckigen wurden mehrstöckige Häuser, verbunden durch Straßen, so schmal, dass man kaum seine Arme ausbreiten kann. 70 000 Palästinenser leben hier. Jetzt sind weitere 20 000 aus Syrien dazugekommen.

»Hier wird nicht mehr gebetet« Jeder Vierte ist ein Flüchtling: Kein Land nimmt so viele Vertriebene aus Syrien auf wie der Nachbar Libanon

Der Libanon duldet die Palästinenser mit einer Mischung aus Angst, Hass und gezielter Diskriminierung. Die PLO hatte die Camps einst als Stützpunkte für Anschläge gegen Israel ausgebaut und damit das ganze Land zum Angriffsziel gemacht. Bis heute sind diese Lager kleine Staaten im Staate. Drinnen können ihre Bewohner machen, was sie wollen. Außerhalb dürfen Palästinenser kein Geschäft gründen, kein Land kaufen, keine politischen Ämter bekleiden, keine Jobs annehmen. Ein al-Hilweh ist eine selbstverwaltete Sackgasse, ein ideales Rekrutierungsfeld für bewaffnete Gruppen. Deren Färbung reicht von radikal-islamistisch über moderat-religiös bis links-säkular. Hundert Dollar Monatslohn, eine Waffe und Zigaretten reichen, um einen Jugendlichen anzuheuern für den Krieg in Syrien.

Nidal lädt zur Führung durch das Camp ein. Er hat schnell gelernt, sich im Labyrinth der Gassen und Loyalitäten zurechtzufinden, grüßt linker Hand einen Salafisten mit brustlangem Bart, rechter Hand ein hinkendes Mädchen, dem ein Scharfschütze in Yarmouk beide Beine durchgeschossen hat. Pickelige Halbwüchsige mit Kalaschnikow würdigt er mit einem Kopfnicken. Man kennt ihn, er hat ein Komitee der syrischen Flüchtlinge mitbegründet, damit diese nicht zwischen den Fronten von Ein al-Hilweh aufgerieben werden. Und damit er sich ablenken kann von dem, was passiert ist und was noch passieren wird. Vor einigen Monaten haben er und seine Frau Huda den gesamten Goldschmuck der Familie versetzt und einen Schlepper bezahlt. Der schleuste Huda und die gemeinsame fünfjährige Tochter über Land nach Ägypten und pferchte sie dort in ein überfülltes Boot. Nidal erzählt das mit unbewegter Miene, als sei es die normalste Entscheidung der Welt, Frau und Kind in einem überfüllten Kahn aufs Meer zu schicken und dann tagelang im Fernsehen die Bilder ertrunkener Flüchtlinge auf Lampedusa zu sehen. Nach einer Woche rief Huda aus Sizilien an. Inzwischen hat sie sich mit der Tochter nach Schweden durchgeschlagen, dem einzigen EU-Land, das Flüchtlingen aus Syrien einen dauerhaften Aufenthaltsstatus bietet. Bloß gibt es kaum einen legalen Weg dorthin. Wer nach Schweden will, muss sich Schleppern ausliefern.

Noch eine scharfe Linkskurve, dann steht man auf einem Flecken Brachland voller schmutziger Zelte. Ein al-Hilweh, ganz unten. Hier leben die Ärmsten der Syrien-Flüchtlinge, palästinensische Familien, zu acht, zu zehnt, zu zwölf in einem Zelt, ausgerüstet mit Plastikkanistern für Wasser, das man nicht trinken sollte, und Stöcken gegen die Ratten, die nachts über die Matratzen laufen. »Schlimmer geht's nicht«, sagt Nidal.

Wenige Tage später setzt der libanesische Winter ein. In Ein-al Hilweh waten sie knöcheltief durchs Regenwasser. In Aarsal rutschen die Temperaturen unter null Grad, ein Schneesturm kündigt sich an, die Regierung erlaubt die Errichtung eines kleinen Durchgangslagers. Die Weltbank prognostiziert, dass bis Ende 2014 mindestens 1,6 Millionen Flüchtlinge in den Libanon geströmt sein werden, Deutschland verkündet die Aufnahme von weiteren 5000 Syrern.

Nidal plant die nächste Flucht. Im Frühjahr, wenn das Mittelmeer wieder ruhiger geworden ist, will er mit drei Kindern nach Europa aufbrechen. Alles, sagt er, ist besser als das Leben hier. Auch das Risiko, auf dem Meer zu sterben.

VON ANDREA BÖHM

2,5 Millionen Menschen flohen aus Syrien seit Kriegsbeginn

1,2 Millionen Syrer sind schon im Libanon, Tendenz steigend

Ein palästinensisches Kind spielt im Camp Ein el-Helweh. Darunter: Überflutetes Lager im Bekaa-Tal

»Hier wird nicht mehr gebetet« Jeder Vierte ist ein Flüchtling: Kein Land nimmt so viele Vertriebene aus Syrien auf wie der Nachbar Libanon

Load-Date: March 25, 2022

End of Document

Heulen um die Wette; Das ZDF bereist die Routen von Flüchtlingen

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

8. August 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 50; Ausg. 33

Length: 783 words

Byline: Nina Pauer

Body

Das Schlimmste, was einem beim Fernsehen zustoßen kann, ist jemand, der sich direkt vor dem Bildschirm aufbaut, um dumme Kommentare von sich zu geben. Noch schlimmer, wenn dort gleich sechs Leute stehen, gekommen, um zu bleiben, weil das ihr Job ist: am laufenden Band ungefiltert herauszuquasseln, was ihnen durch den Kopf geht.

Man möchte das ZDF nicht mit RTL vergleichen. Man muss es aber tun, wenn das Öffentlich-Rechtliche beginnt, sich der Logik von Privatsender-Schlagern anzugleichen, in denen C-Promis, gemischt mit selbstversuchsbereiten Durchschnittsbürgern, in ferne Länder entsandt werden, um dabei gefilmt zu werden, was das so mit ihnen "macht".

Natürlich führt *Auf der Flucht*, die neue vierteilige Doku-Reihe des jungen Digitalsenders ZDFneo (vom 8. August an donnerstags um 22.15 Uhr, am 3. und 4. September um 23.45 Uhr im ZDF) nicht in ein "Dschungelcamp". Dieses "Experiment" hätte aber ein mutiges Projekt werden können. Das Thema von Flüchtlingen in Europa aufzugreifen, indem man Orte wie Lampedusa, die zur medialen Schablone verkommen sind, einfach besucht, von dort aus weiterreist, rückwärts, nach Äthiopien, Eritrea, in den Irak - *Auf der Flucht* hätte eine Perle des öffentlich-rechtlichen Fernsehens werden können, voller subtiler Beobachtungen, Einzelbiografien aufgreifend und sie zu einem großen Ganzen zusammenführend.

Doch hier darf, ja, hier muss man nicht ertragen, dass die nackte Realität zu einem spricht. Schließlich fährt kein Reporter die Routen ab, sondern sechs gecastete, in "Teams" eingeteilte "Flüchtlinge auf Zeit". Ein ehemaliger Bundeswehrsoldat, eine Streetworkerin, ein Model, ein ehemaliger Rocksänger, ein Nazi-Aussteiger, eine glühende Verehrerin Thilo Sarrazins - die Belegschaft ist nicht uninteressant. Vielleicht hätten sich diese Menschen etwas zu sagen, vielleicht wären sie selbst ein Biotop für eine Dokumentation. Das ZDF aber verschickt sie, um - wohl stellvertretend für "uns" - am eigenen Leib zu erleben, wie sich das anfühlt, auf der Kehrseite unserer europäischen Zivilisation zu leben, verfolgt, heimatlos, arm, seiner Rechte beraubt zu sein. Dieses kühne, überfrachtete Format geht ordentlich in die Hose, da helfen auch die lobenswerten informativen Passagen nicht, die wie Durchsagen aus der Zentrale für politische Bildung aus dem Off ertönen, um Statistiken zur Lage der Flüchtlinge zu liefern. Sie, so scheint man sich gedacht zu haben, erfüllen den Bildungsauftrag. Der Rest kann dafür ruhig ein bisschen unkonventioneller sein. Und deshalb gibt es noch die andere Stimme, eine, die im rauen Tonfall der Abenteuerlust, wie man sie von Jeanswerbungen kennt, ankündigt, dass "diese Reise das Leben der Kandidaten für immer verändern wird".

Heulen um die Wette Das ZDF bereist die Routen von Flüchtlingen

Genau so kommt es. Fällt Kevin, 25, dem Ex-Nazi, anfangs noch nichts Besseres ein, als vor einer Flüchtlingsunterkunft in Rom provokant "Woher haben die denn Geld für ein Handy?" in die Runde zu rufen, woraufhin ihn seine türkischstämmige Mitreisende Songül (die Streetworkerin) mit "Mann, gönn denen doch mal was!" anfährt, stellen sich schon nach einigen Stunden auf der Reise die absehbaren Betroffenheitsorgien ein. Mirja du Mont, 37 (Model, vierte Ehefrau des Schauspielers Sky du Mont), und Katrin Weiland, 30 (Stichwort Sarrazin), brechen alsbald um die Wette in Tränen aus, weil sie die Geschichten der heimatlosen Afrikaner einfach so sehr anrühren.

Es ist schwer zu ertragen, wenn den wahren Protagonisten an diesen Stellen immer wieder das Wort abgeschnitten wird, gerade dann, wenn man ihre Geschichten anhören wollte, es aber nicht darf, weil Stephan Weidner (Ex-Böhse-Onkelz-Sänger), erklärt, wie "cool" die Suppenküche der Caritas ist, obwohl er eigentlich ein "harter Kritiker der Kirche" sei. "Guck mal, das könnte meine Nachbarin sein, die sieht voll normal aus", kommentiert Mirja du Mont. "Menschen brauchen Essen. Das ist so essenziell", dämmert es Katrin, der eigentlichen Hardlinerin, bei der die Eindrücke am Ende zum veritablen Aha-Erlebnis führen: "Jetzt mal Kulturvermischung hin oder her: Es geht hier um dieses Ding von Menschlichkeit!"

Ja, um genau dieses Ding hätte es gehen können. Das merkt man schmerzlich, wenn die eigentlichen Schicksale auf die Bildfläche treten. Wenn sich hinter den Zäunen von Flüchtlingslagern die Menschen sammeln, wenn sie von ihren eigenen Reisen erzählen und wahrlich Erschütterndes berichten. "Europa ist für uns ein Gefängnis" - ganz kurz scheint es dann doch auf, das, was gute, was starke Dokumentationen im Fernsehen auszeichnet: dass man filmt, dort, wo niemand filmt. Dass man zuhört, dort, wo niemand zuhört. Und dass genau in diesen Momenten alle anderen einfach mal die Klappe halten.

VON NINA PAUER

Graphic

"Team Afrika" und "Team Irak" vor der Abreise, hier mit Host Daniel Gerlach

Load-Date: August 8, 2013

"Die Lesefreude ist gewachsen"; Ein Gespräch mit dem Bildungsforscher Wilfried Bos über den Unsinn kleiner Klassen und den Segen zusätzlicher Lehrkräfte

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

13. Dezember 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 73-74; Ausg. 51

Length: 2211 words

Byline: Thomas Kerstan, Martin Spiewak

Highlight: Wie gut sind unsere Grundschulen? Zwei neue Schulstudien zeigen, wie gut deutsche Viertklässler im internationalen Vergleich im Lesen, im Rechnen und in den Naturwissenschaften abschneiden. Auskunft dazu gibt hier der Leiter der Studien. Weitere Ergebnisse auf Seite 74

Body

DIE ZEIT: Herr Professor Bos, Ihre neuen Studien sind eine kalte Dusche für die Bildungspolitik. Elf Jahre nach dem Pisa-Schock können die deutschen Grundschüler nicht besser lesen. Trotz der vielen Vorleseinitiativen, trotz Sprachtests für Vierjährige, trotz zahlloser Fördermaßnahmen. Weshalb bewegt sich nichts?

Wilfried Bos: Zunächst einmal dürfen bei aller Kritik die guten Nachrichten nicht untergehen.

ZEIT: Und die wären?

Bos: Die deutschen Grundschüler liegen im internationalen Vergleich mit ihren Leistungen im Lesen, in der Mathematik und in den Naturwissenschaften weiterhin über dem Durchschnitt der EU- und der OECD-Staaten. Die Kinder mit Migrationshintergrund konnten zudem in Mathematik und den Naturwissenschaften zulegen und den hohen Stand im Lesen halten. Und die beste Nachricht: Die Lesefreude hat zugenommen. Früher lasen 18 Prozent der Grundschüler nie zum Spaß, heute sind es nur noch zehn Prozent. Es tut sich also was.

ZEIT: Aber doch überraschend wenig. Man hätte angesichts all der Diskussionen um die Bedeutung des Lesens einen Sprung nach vorn erwartet. Stattdessen sind wir beim Lesen nach der leichten Steigerung 2006 auf den Stand von 2001 zurückgefallen. Haben die Fördermaßnahmen keine Wirkung gezeigt?

Bos: Das scheint so, aber genau wissen wir es leider nicht.

ZEIT: Wie bitte? Sie testen die deutschen Schüler doch am laufenden Band.

Bos: Gewiss, aber unsere Untersuchungen erheben immer nur den jeweiligen Istzustand, was die Kompetenzen betrifft, etwa im Lesen. Es gibt dagegen kaum Studien über die Wirksamkeit von

"Die Lesefreude ist gewachsen" Ein Gespräch mit dem Bildungsforscher Wilfried Bos über den Unsinn kleiner Klassen und den Segen zusätzlicher Lehrkräfte

Fördermaßnahmen. So gibt es in Deutschland mit seinen 16 Bundesländern sage und schreibe 69 verschiedene Sprachförderprogramme - nur zwei davon wurden auf ihre Wirkung hin untersucht.

ZEIT: Wir investieren also viele Millionen Euro in Förderprogramme, die vielleicht gar nichts bewirken?

Bos: So ist es.

ZEIT: Wo bleibt da der Aufschrei der Bildungsforschung?

Bos: Wir Bildungsforscher haben immer wieder auf dieses Versäumnis hingewiesen. Aber diesen Zustand zu ändern ist Aufgabe der Politik.

ZEIT: Welche Versäumnisse beklagen Sie noch?

Bos: Was immer wieder gesagt werden muss: Nach der Grundschule darf der elementare Leseunterricht nicht aufhören. Mehr als zehn Prozent der Schüler lesen so schlecht, dass sie auf einer weiterführenden Schule nicht mitkommen werden. Es muss also in den 5. und 6. Klassen - selbst auf den Gymnasien - weiterhin systematischer Leseunterricht geboten werden. Sonst werden unsere Ergebnisse in den Pisa-Studien, in denen 15-Jährige getestet werden, nicht besser.

ZEIT: Was können wir vom Ausland lernen?

Bos: Lassen wir die Ostasiaten einmal außen vor...

ZEIT: Weshalb?

Bos: In der konfuzianischen Tradition ist der Gedanke tief verankert, dass den Weg zum Aufstieg nur die Bildung öffnet. Wer etwa in China hoher Beamter werden wollte, musste eine schwierige Staatsprüfung ablegen, da wurde der Adel nicht bevorzugt. Das war schon vor 2000 Jahren so. Bei uns ist der Gedanke des Aufstiegs durch Bildung erst rund 150 Jahre alt.

ZEIT: Was können wir denn von Ländern lernen, mit denen wir uns kulturell vergleichen können?

Bos: Von England etwa können wir uns eine funktionierende Schulinspektion abgucken, die die Schulen auf ihre Leistungsfähigkeit überprüft und, wenn es sein muss, Änderungen durchsetzt.

ZEIT: Schulinspektionen haben fast alle unserer Bundesländer inzwischen auch.

Bos: Aber die sind zahnlos, und sie sind untergeordnete Dienststellen der Kultusministerien. In England ist der "Schulinspektor Seiner Majestät", wie der offizielle Titel lautet, unabhängig von politischen Weisungen, und er kann drakonische Mittel anwenden.

ZEIT: Zum Beispiel?

Bos: Bei Schulen, die ihre Schüler nicht zu angemessenen Leistungen führen, kann er den Schulleiter auswechseln. Diese Maßnahme bringt oft schon eine deutliche Verbesserung.

ZEIT: Wollen Sie damit indirekt den Schulleitern die Schuld an schlechten Schülerleistungen geben?

Bos: Wir wissen, dass Schulleitungen einen großen Einfluss auf die Qualität einer Schule haben. Zumindest kann eine neue Schulleiterin Bewegung in eine verfahrenere Situation bringen.

ZEIT: Und wenn das nicht hilft?

"Die Lesefreude ist gewachsen" Ein Gespräch mit dem Bildungsforscher Wilfried Bos über den Unsinn kleiner Klassen und den Segen zusätzlicher Lehrkräfte

Bos: Dann kann der Schulinspektor in England Schulen oder sogar Bildungsbehörden schließen. Aber es geht nicht um Strafen. Er kann auch Unterstützungsprogramme anordnen, also der Schule mit Beratern und zusätzlichen Lehrkräften helfen, wieder auf die Beine zu kommen.

ZEIT: Was macht uns das Ausland noch vor?

Bos: In den Niederlanden etwa lassen 80 Prozent der Grundschulen, und zwar freiwillig!, ihre Schüler zweimal jährlich von einem Testinstitut - für Experten: dem Cito - testen. Damit kennen sie genau den Leistungsstand ihrer Zöglinge und können die Guten wie die Schwachen gezielt fördern.

ZEIT: Bei uns schreiben die Drittklässler doch auch genormte Vergleichsarbeiten, Vera genannt.

Bos: Das ist natürlich recht spät, um noch eingreifen zu können. Zudem wissen die meisten Lehrer hierzulande nicht, wie man Bildungsstandards und Vergleichsarbeiten nutzt, um Schüler gezielt zu fördern.

ZEIT: Aber beides gibt es doch schon seit Jahren.

Bos: Sie wissen es dennoch nicht.

ZEIT: Kann man von den Lehrern nicht erwarten, dass sie sich das notwendige Wissen selbst aneignen?

Bos: Die Lehrerinnen und Lehrer haben genug damit zu tun, den Unterricht vorzubereiten, sich um die Kinder und Eltern zu kümmern. Da sehe ich die Politik schon in der Bringschuld. Wenn eine Versicherung eine neue Police auf den Markt bringt, dann überlässt sie es auch nicht den Versicherungsvertretern, sich selbst kundig zu machen, sondern sie ruft sie zu Veranstaltungen und Schulungen zusammen, um das neue Produkt zu erklären. Im Schulwesen hingegen werden laufend Reformen beschlossen, aber es gibt keinen Mechanismus, sie planmäßig in den Schulalltag zu tragen.

ZEIT: Lehrer fordern immer wieder, die Klassen zu verkleinern, um die Schüler besser zu fördern.

Bos: Das ist leider die teuerste und wirkungsloseste Maßnahme.

ZEIT: Weshalb?

Bos: Das zeigen wirklich viele Untersuchungen, unsere jetzige Iglu-Lesestudie inklusive. Die Klassengröße wirkt sich positiv auf die Schülerleistungen erst bei unter 16 Schülern pro Klasse aus, und negative Effekte messen wir ab 35 Schülern pro Klasse. Ob nun 20 oder 28 Schüler in einer Klasse sitzen, macht keinen Unterschied. Aber die Verkleinerung der Klassenfrequenzen ist wahnsinnig teuer.

ZEIT: Wie teuer?

Bos: Ich habe das einmal für Nordrhein-Westfalen ausgerechnet. Wenn man dort die Klassenfrequenz etwa von 26 auf 24 Schüler senkte, dann kostete das 600 Millionen Euro pro Jahr!

ZEIT: Wofür würden Sie das Geld stattdessen ausgeben?

Bos: Man könnte, und Länder wie die Niederlande zeigen das, die Klassenfrequenzen moderat erhöhen und stattdessen mehr Speziallehrkräfte bezahlen, die die Schüler gezielt fördern.

ZEIT: Wie könnte das aussehen?

Bos: Der Klassenlehrer etwa macht den normalen Unterricht. Die zusätzliche Lehrkraft, die mehrere Klassen betreut, holt mal die fünf schwächsten Schüler zusammen, um sie speziell zu fördern, oder auch die fünf besten, denen sie anspruchsvollere Aufgaben stellt. Für die Lehrer wäre dies eine Entlastung. Es gibt kaum ein anderes Land, das Lehrern so wenige Unterstützungskräfte gewährt wie Deutschland. Aber ich kann hier nur Ratschläge geben, als Wissenschaftler habe ich kein politisches Mandat.

"Die Lesefreude ist gewachsen" Ein Gespräch mit dem Bildungsforscher Wilfried Bos über den Unsinn kleiner Klassen und den Segen zusätzlicher Lehrkräfte

ZEIT: Gibt es auch wirksame Methoden, die jeder Lehrer einsetzen kann, um das Lesen zu verbessern?

Bos: Gute Resultate bringen etwa sogenannte Lesetandems. Dabei lesen ein schwächerer und ein stärkerer Schüler zusammen einen Text gemeinsam laut vor, bis der Schwächere sich sicher genug fühlt, allein weiterzulesen. Das bringt messbare Fortschritte. Ebenso die Arbeit von ehrenamtlichen Lesepatzen, die Kindern vorlesen oder sich von ihnen etwas vorlesen lassen.

ZEIT: Sie haben früher moniert, dass die soziale Schieflage in unserem Bildungssystem nicht behoben ist. Bleiben Sie dabei?

Bos: Ja, auch hier gibt es leider keinen Fortschritt. Noch immer hat ein Akademikerkind - bei gleicher Intelligenz und gleichen Leistungen - eine 3,4-mal größere Chance, aufs Gymnasium zu wechseln, als ein Arbeiterkind. Das ist nicht nur ungerecht, sondern wir verschwenden hier geistige Ressourcen, die wir schon heute dringend brauchen.

ZEIT: Haben wir nicht eh schon genug Akademiker? In Großstädten studiert bald jeder zweite Schulabgänger.

Bos: Es könnten noch mehr sein. Das zeigt nicht nur das Ausland. Nach unserer Studie bekommt vom besten Drittel der Grundschüler wiederum jeder Dritte keine Gymnasialempfehlung. Das sind vorwiegend Kinder aus sozial schwächeren Schichten, die intellektuell dem Gymnasium durchaus gewachsen wären.

ZEIT: Warum behandeln die Grundschullehrer denn die Kinder aus sozial schwachen Elternhäusern so ungerecht?

Bos: Die Lehrer sind nicht schuld daran. In ihrer Prognose berücksichtigen sie nicht nur die Leistung der Schüler, sondern auch das Umfeld. Ein Arbeiterkind hat nicht unbedingt die nötige Unterstützung in der Familie oder in der Schule, die es braucht, um am Gymnasium zu bestehen. Da entscheiden die Lehrer ganz rational.

ZEIT: Wie könnte man den Übergang gerechter gestalten?

Bos: Wichtig wäre es zum Beispiel, mehr Ganztagsgymnasien einzurichten, die ihre Schüler besser betreuen. Oder Gymnasien, die sich ganz gezielt die Förderung sozial schwächerer Schüler auf die Fahne schreiben.

ZEIT: Ganztagschulen führen aber erstaunlicherweise ihre Schüler nicht zu besseren Leistungen.

Bos: Das ist deswegen nicht erstaunlich, weil es dort bislang kein zusätzliches Lernangebot gibt. Man hat Milliarden investiert, um Mensagebäude einzurichten, aber kaum einen Cent in zusätzlichen Unterricht oder sinnvolle Ganztagschulkonzepte. Wir müssen endlich lernen, dass die Qualität der Schulen über den Lernerfolg entscheidet, nicht die Zeit, die jemand in einer Einrichtung verbringt.

ZEIT: Das kostet zusätzlich Geld.

Bos: Man muss klar sehen: Ohne eine finanzielle Umverteilung wird das nicht zu leisten sein. Deutschland investiert zu wenig in die Kindergärten und Grundschulen. Dort also, wo die Basis gelegt wird. Stattdessen geben wir im Vergleich viel Geld für die Oberstufe und die Universitäten aus - wo die Nutznießer vorwiegend aus sozial gut gestellten Familien stammen. Deshalb finde ich es falsch, dass Studiengebühren jetzt überall abgeschafft werden. Ich habe es nie begriffen, dass der Student aus gutem Hause kostenlos studiert und der Taxifahrer, der ihn zur Uni fährt, Kindergartengebühren zahlen muss.

Die Studien in Kürze: Internationaler Grundschulvergleich Die Studien Timss und Iglu, deren Ergebnisse am Dienstag veröffentlicht wurden, sind eine Art Grundschul-Pisa. Iglu (Internationale Grundschul-Leseuntersuchung) testet im internationalen Vergleich die Lesekompetenz von Schülern am Ende der vierten Klasse. Timss (Trends in International Mathematics and Science Study) prüft ihre Leistungen in Mathematik und den Naturwissenschaften.

"Die Lesefreude ist gewachsen" Ein Gespräch mit dem Bildungsforscher Wilfried Bos über den Unsinn kleiner Klassen und den Segen zusätzlicher Lehrkräfte

Weltweit beteiligten sich rund 50 Staaten an den Vergleichen. In Deutschland hierzulande wurden je rund 4000 Viertklässler im Mai/Juni 2011 getestet. Wissenschaftlicher Leiter der Studie ist Wilfried Bos von der TU Dortmund. Die Projektleitung liegt in den Händen der Forscherinnen Heike Wendt (Timss) und Irmela Tarelli (Iglu). Deutschland nahm bereits 2007 an Timss teil, an Iglu 2001 und 2006. Ausgewählte Ergebnisse: Die gute Nachricht: Die deutschen Grundschulen schneiden im internationalen Vergleich weiterhin relativ gut ab. Die schlechte Nachricht: Es ist kein deutlich positiver Trend zu vermelden. Gestiegen ist die Leselust. Statt früher 18 Prozent geben nur noch 10 Prozent der Viertklässler an, nie zum Vergnügen zu lesen. Kinder mit Migrationshintergrund zeigen bei der Timss-Studie bessere Leistungen als früher und konnten im Lesen den hohen Stand von 2006 halten. Nur ein Drittel der Schüler wird hierzulande von Hilfslehrkräften im Leseunterricht unterstützt, in Finnland sind es drei Viertel. Mit einer Klassengröße von 21,6 Schülern liegt Deutschland im Durchschnitt der EU-Länder. Mehr Schüler werden schon mit fünf Jahren eingeschult: 2001 waren es erst zwei Prozent, 2011 schon sechs Prozent. Mit sieben wurden 2011 nur noch 16 Prozent eingeschult, 2001 waren es noch fast 30 Prozent. Knapp die Hälfte der Schüler besucht 2011 eine Ganztagsgrundschule (2006 waren es erst 20 Prozent). Der Anteil der weiblichen Lehrkräfte ist weiter gestiegen: von gut 80 Prozent 2001 auf gut 90 Prozent 2011. Hierzulande gibt es nur eine sehr kleine Leistungsspitze: Lediglich 1,5 Prozent der Viertklässler erreichen in allen getesteten Bereichen die höchste Kompetenzstufe. STAN

Bibliografie Wilfried Bos et al. (Hg.): Iglu 2011; Waxmann Verlag, Münster 2012; 274 S., 29,90(EURO)
 Wilfried Bos et al. (Hg.): Timss 2011; Waxmann Verlag, Münster 2012; 314 S., 29,90(EURO)

Graphic

Volle Konzentration beim Lesen- und Schreibenlernen

Der Bildungsforscher Wilfried Bos verantwortet den deutschen Teil der Grundschulstudien. Er ist Direktor des Instituts

für Schulentwicklungsforschung in Dortmund

Load-Date: December 13, 2012

Ecuador gewährt Assange Asyl; Ecuador widersetzt sich dem Druck Großbritanniens und billigt den Asylantrag von Assange. Die britische Regierung will die Ausreise des WikiLeaks-Gründers verhindern.

ZEIT-online

Donnerstag 16. August 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: WIKILEAKS; Ausg. 34

Length: 533 words

Body

Julian Assange

© Stefan Wermuth/Reuters

WikiLeaks-Gründer Julian Assange erhält **Asyl** in Ecuador. Das teilte der Außenminister des südamerikanischen Landes, Ricardo Patiño, mit. Er begründete die Entscheidung damit, dass dem WikiLeaks-Gründer politische Verfolgung drohe. Im Falle einer Auslieferung in den USA werde Assange kein gerechtes Verfahren zuteil, er könne möglicherweise zum Tode verurteilt werden, und deshalb sei sein Leben bedroht.

Patiño würdigte die Verdienste Assanges, der sich mit WikiLeaks für Menschenrechte und Pressefreiheit eingesetzt und wichtige Informationen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht habe, die Verstöße gegen Menschenrechte dokumentiert hätten.

Assange bezeichnete die Entscheidung Ecuadors als "wichtigen Sieg". Er sagte dem ecuadorianischen Botschaftspersonal, es sei ein Sieg "für mich selbst und meine Leute". Allerdings würden die "Dinge jetzt wahrscheinlich stressiger".

Großbritannien will die Ausreise von Assange verhindern und ihm freies Geleit für einen Flug nach Ecuador verweigern. Das hatte das britische Außenministerium deutlich gemacht. Assange hält sich seit Mitte Juni in der Botschaft Ecuadors in London auf.

Die schwedische Justiz lastet ihm Sexualdelikte an, hat deswegen einen EU-weiten Haftbefehl erwirkt und fordert seine Auslieferung. Die britische Regierung will dieser Forderung nachkommen und hatte mit der Stürmung der Botschaft gedroht.

Der WikiLeaks-Gründer bestreitet die Vorwürfe und befürchtet, dass einem Verhör in Schweden die Auslieferung in die USA folgen könnte. Seine Plattform WikiLeaks hatte Tausende Depeschen öffentlich gemacht, die die Rolle der USA in verschiedenen internationalen Konflikten, unter anderem in Afghanistan und im Irak, öffentlich machten.

Ecuador gewährt Assange Asyl Ecuador widersetzt sich dem Druck Großbritanniens und billigt den Asylantrag von Assange. Die britische Regierung will die Ausreise....

Ecuador hat wegen der Drohungen Großbritanniens nach Angaben Patiños den südamerikanischen Staatenbund Unasur und die Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) gebeten, die Außenminister ihrer Mitglieder einzuberufen, um eine gemeinsame Stellungnahme zur britischen Haltung zu vereinbaren. OAS-Generalsekretär José Miguel Insulza habe eine baldige Ministerkonferenz zugesagt, sagte Ecuadors Außenminister.

© ZEIT ONLINE

Der britische Außenminister William Hague bedauerte die Entscheidung Ecuadors. Botschaften seien nicht dazu da, Kriminellen Schutz vor der Verfolgung durch das Gesetz zu geben. Er erwartet, dass der Fall Assange noch lange andauern könnte. Großbritannien werde dem 41 Jahre alten Gründer von Wikileaks kein freies Geleit gewähren. "Wir sind verpflichtet, ihn an Schweden auszuliefern und wir sind entschlossen, dies auch zu tun."

Hague sagte, in dem Verfahren gehe es keineswegs um Wikileaks, sondern um "ernsthafte strafrechtliche Vorwürfe". Schweden sei ein Land, dass sich zu den höchsten Standards der Menschenrechte bekenne. Die Rechte von Assange seien dort gewährleistet.

Spekuliert wird, wie Assange aus der Botschaft nach Ecuador gebracht werden könnte. Vorab gab es Gerüchte, er könne in einem diplomatischen Fahrzeug zum Flughafen gebracht oder im Botschaftsgepäck herausgetragen werden. Auch eine Ernennung zum Diplomaten wurde diskutiert. Anwälte und Diplomaten haben diese Szenarien jedoch als praktisch kaum umsetzbar verworfen.

Load-Date: August 17, 2012

End of Document

Wo Stiftungsspenden zu PR-Zwecken genutzt werden; Lahm, Mertesacker, Witt: Viele Sportler und Vereine werben zu Weihnachten um Geld für ihre Stiftungen. Nur wenige arbeiten transparent.

ZEIT-online

Montag 24. Dezember 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  **ONLINE**

Section: SPORTSTIFTUNGEN; Ausg. 52

Length: 956 words

Byline: Matthias Wolf

Body

Katarina Witt auf einem roten Teppich in Berlin

© Andreas Rentz/Getty Images

Diesen Termin reizt Per Mertesacker aus. Den Flug zurück nach London hat er bereits verschoben. Der Nationalspieler hat sichtlich Spaß in der Schulsportthalle in Garbsen. Im Trainingsleibchen hetzt er, gemeinsam mit zwölfjährigen Jungs, dem Ball hinterher. Schon zwei Stunden lang. Zuvor hat er eine Stunde mit den Kindern bei der Hausaufgabenhilfe verbracht, ihnen beim Bruchrechnen geholfen. Die Jungs tragen alle blaue Shirts mit dem Logo der Per-Mertesacker-Stiftung, der 28-Jährige Profi von Arsenal London nennt sie „meine ProjektKinder“. Mertesacker fördert über seine Stiftung seit vier Jahren das Projekt „Sport als Chance“. Mit rund 30.000 Euro pro Jahr.

Kinder aus einem Problembezirk, meist mit **Migrationshintergrund**, will er über Jahre begleiten - bis zum Ende ihrer Schulzeit. Zudem spielen die Kinder unter dem Motto „erst deutsch, dann dribbeln“, in einem Fußballteam. Dafür beschäftigt Mertesacker zwei Sportpädagogen. „Ich hatte eine tolle Kindheit, durfte eine gute Ausbildung genießen“, sagt er, „da muss ich etwas an jene weitergeben, die nicht so viel Glück haben.“

Mertesacker scheint mit vollem Herzen dabei. Und wer mehr über seine Stiftung wissen will, auch den finanziellen Hintergrund, erhält sofort detaillierte Berichte. „Wenn man seinen Namen hergibt, muss alles positiv laufen, transparent sein“, betont er.

Das ist nicht überall so.

1500 Stiftungen mit dem Satzungszweck Sport gibt es in Deutschland, immer mehr prominente Sportler geben Stiftungen ein Gesicht. Es gehöre „offenbar mittlerweile zum guten Ton“, dass sich Sportler für die gute Sache engagieren, sagt Burkhard Wilke vom Deutschen Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI), einer Prüfinstanz für Stiftungen. Aber: „So gut beraten Sportlerstiftungen im PR-Sinne zu sein scheinen, so schlecht sind sie offenkundig beraten, was Transparenz gegenüber der Öffentlichkeit angeht.“ Das DZI vergibt ein Spendensiegel,

Wo Stiftungsspenden zu PR-Zwecken genutzt werden Lahm, Mertesacker, Witt: Viele Sportler und Vereine werben zu Weihnachten um Geld für ihre Stiftungen. Nur weni....

verlangt dafür allerdings auch Gebühren. Das Siegel besitzen 260 Stiftungen, die einen Anforderungskatalog erfüllen mussten. Status quo ist: Keine einzige Sportlerstiftung kann oder will bisher das DZI-Siegel vorweisen. Mertesackers Stiftungsteam prüft inzwischen, sich dem Verfahren zu stellen.

Zahlreiche Profivereine, vom FC Bayern München bis hin zu Hertha BSC, haben gemeinnützige Organisationen. Diese werden vom Finanzamt regelmäßig auf ihre Gemeinnützigkeit überprüft. So mancher Fan könnte jetzt in der Weihnachtszeit auf die Idee kommen, für eine gute Sache zu spenden. Wilke sagt, jeder Spender müsse es mit sich ausmachen, wie viel Transparenz ihm wichtig sei. „Wir empfehlen aber, Spendenentscheidungen nicht nur mit dem Herzen zu fällen, sondern mit dem Kopf. Und wenn es um Informationen geht, sieht es bei den meisten Sportlerstiftungen schlecht aus“.

Ein hartes Urteil, das der Buchautor Stefan Loipfinger (*Die Spendenmafia*) ebenfalls unterstreicht. Er hat den Test in Sachen Transparenz gemacht, fragte bei allen Sportlerstiftungen mit prominenten Namensgebern an: Wohin fließen die Spenden? Wie viel Geld kommt in den Projekten an?

Sein Untersuchungsergebnis: ernüchternd. „Ich bin enttäuscht worden, weil die Mehrzahl nicht offenlegt, was sie mit dem Geld der Spender tut“, sagt Loipfinger. „Obwohl viele Sportler es gewohnt sind, zum Teil auch viele persönliche Dinge von sich zu geben, mauern sie, obwohl sie fremdes Geld einsammeln.“ Viele Sportstiftungen berufen sich dabei auf die Prüfungen vom Finanzamt sowie ihr Recht, als gemeinnützige Organisation nur wenig öffentlich preisgeben zu müssen.

Nur eine Handvoll Stiftungen würde Experte Stefan Loipfinger empfehlen: Die von Mertesacker gehört dazu, auch die von Philipp Lahm und Jürgen Klinsmann, und zum Beispiel die des FC Bayern. Die Auskünfte bei den meisten anderen waren so dünn oder gleich null, dass für den Experten kaum ein Urteil möglich war. In einem Fall aber legt sich Loipfinger fest und geißelt es als „Paradebeispiel für Intransparenz“. Nun führt er immer wieder juristische Auseinandersetzungen mit der Katarina-Witt-Stiftung, auch weil Loipfinger im Dezember 2011 für *ZEIT ONLINE* über das Thema berichtete. Die Stiftung reagierte zuletzt bei Anfragen von Journalisten zum Thema so: kein Interview, die Fragen bitte nur schriftlich. Witts Anwalt verschickte dann einen Brief, in dem er auf mögliche presserechtliche Konsequenzen hinwies und Wert auf die Feststellung legte, die Transparenz sei gegeben.

Auch Wilke bat die Olympiasiegerin um Auskünfte, weil es beim DZI viele Anfragen aufgrund von Spendenbriefen gab, die die Witt-Stiftung verschickte. Doch Wilke bekam keine Zahlen - nun findet sich auf der DZI-Homepage ein Hinweis, den Spender eher als Warnung verstehen können.

Wilke verweist auf eine Zahl, die die Witt-Stiftung selbst in einer Broschüre bekannt gab: Demnach flossen im Zeitraum von 2009 bis 2011 mehr als ein Drittel der Spenden in Öffentlichkeitsarbeit, Mittelbeschaffung und Verwaltung - nur 61 Prozent ins jeweilige Projekt. „Die verfügbaren Informationen der Witt-Stiftung sind spärlich“, sagt Wilke, was die Stiftung natürlich nicht so sieht. Wilke sagt weiter: „Aber die Informationen, die es gibt, werfen die Frage auf, ob der Werbe- und Verwaltungskostenanteil erhöht ist, auch aus Sicht der Spender.“ Andere Stiftungen kämen jedenfalls mit weniger Geld aus.

Zurück in Garbsen. Mertesacker gibt noch Autogramme, schießt Fotos von seinen Projektkindern. Bevor der Nationalspieler zum Flughafen aufbricht, sagt er: „Wir wollen den Leuten, die uns ihr Geld anvertrauen, vor allem eines zeigen: Dass wir es ehrlich meinen.“ Im kommenden Jahr plant er ein Benefizspiel mit der Stiftung seines Kollegen Lukas Podolski.

Load-Date: December 26, 2012

Einen zum Treten; Zum scheinheiligen Umgang mit dem Privatbankier Konrad Hummler

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

10. Januar 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK SCHWEIZ; Einen zum Treten; S. 11; Ausg. 3

Length: 463 words

Byline: Peer Teuwsen

Body

Der Bankier, der sich selbst als »schwarzes Schaf der Branche« betitelte, hat immer eine große Lippe riskiert. Er sagte gewagte Sätze, er sagte solche Sätze: »Die Kapitalflucht geschieht in Notwehr. Das Bankgeheimnis ist ein Asylrecht. Wir gewähren den Vorsorgevermögen von Europäern Asyl.« Es waren Sätze, an die er glaubte, aber es waren auch Werbesprüche, mit denen er seine Bank vorantrieb.

Und der Hohepriester der absoluten Kapitalfreiheit wusste schon früh, dass er irgendwann einen Preis für seine verbale Großspurigkeit bezahlen wird. 2006 sagte er zum Beispiel: »Ich habe Angst davor, ungerechterweise für etwas, was ich gesagt habe, in den Dreck gezogen zu werden. Es könnte einem wie mir, der ja ein recht lockeres Mundwerk hat, solches widerfahren.«

Nun haben sich Konrad Hummlers Ängste bewahrheitet. Seit sich seine Bank Wegelin am ersten Arbeitstag im neuen Jahr vor einem New Yorker Gericht schuldig bekannt hat, reichen Amerikanern geholfen zu haben, ihr Geld vor dem US-Fiskus zu verstecken, prügelt das Schweizer Establishment auf den St. Galler Aufsteiger ein. Man scheint Gefallen daran zu finden, einen, der am Boden liegt, noch weiter zu treten. Die gescheiterte Bank hat vor dem Richter einen Satz zu Protokoll gegeben, den man offenbar in der Schweiz nicht sagen darf: Die Hilfe für Steuersünder sei »in der Schweizer Bankenindustrie üblich gewesen«. FDP-Präsident Philipp Müller, der zurzeit auf alles schießt, was sich bewegt, lässt sich mit den Worten zitieren: »Ich hätte das von Konrad Hummler, der uns immer belehrt hat, nicht gedacht.« Andere Politiker fällen moralische Urteile wie »verwerflich« oder »eine Frechheit«. Die Banken schweigen vornehm. Bloß: Wenn ein Satz der Wahrheit entspricht, dann ist es dieser. Oder wie erklären sich die empörten Herren dann all die Strafgeelder, welche Schweizer Banken in den USA oder anderswo schon bezahlt haben oder noch bezahlen werden? Wenn man einen solchen Satz nicht mehr sagen darf, ohne ausgegrenzt zu werden, ist die Schweiz in der Aufarbeitung ihrer Vergangenheit noch nicht sehr weit gekommen.

Ohne die Taten von Konrad Hummler und seinen Kumpanen kleinzureden, muss man eines anerkennen: Wenigstens stehen hier die Verantwortlichen einer Bank zu ihren Verfehlungen - und stehlen sich nicht aus der Pflicht wie andere, indem sie die Schuld für das, freundlich gesagt, dubiose Handeln ihres Hauses ein paar

Einen zum Treten Zum scheinheiligen Umgang mit dem Privatbankier Konrad Hummler

Untergebenen in die Schuhe schieben. Hummler bezahlt seinen Preis, seine Bank ist weg, ein Großteil seines Vermögens auch. Mitleid ist fehl am Platz. Arroganz aber auch.

Wenn die Schweiz etwas aus diesem Fall lernen kann, dann ist es dies: Das Geschäftsmodell der Banken darf nie mehr gleichbedeutend mit demjenigen des Landes sein.

Load-Date: March 25, 2022

End of Document

Strategien gegen einen gefährlichen Nachbarn; Flucht, Unruhen, Gewalt: Der Bürgerkrieg in Syrien greift auf die Anrainer über. Welche Auswirkung hat der Krieg auf Israel, Jordanien, Libanon, den Irak und die Türkei?

ZEIT-online

Dienstag 28. Mai 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: KRIEG IN SYRIEN; Ausg. 21

Length: 1048 words

Byline: Moritz Kohl

Body

Israelische Soldaten an der israelisch-syrischen Grenze.

© Abir Sultan/EPA/dpa

Der Bürgerkrieg in Syrien macht nicht an den Landesgrenzen halt. Menschen fliehen ins Ausland, Gefechte weiten sich auf Grenzregionen aus, es gibt mehr Unruhen zwischen verschiedenen Konfessionen. Die Rebellen in Syrien sind zu einem großen Teil sunnitische Muslime. Assads säkulare alawitische Regierung ist dagegen mit den Schiiten im Iran verbündet.

Neben der zunehmenden Gefahr, dass in Nachbarstaaten ebenfalls kriegsartige Zustände eintreten, ist die humanitäre Situation bereits seit Langem angespannt. Das UN-**Flüchtlingshilfswerk** schätzt die Zahl syrischer **Flüchtlinge** im Ausland auf 1,5 Millionen. Die meisten von ihnen leben in vier der fünf direkten Nachbarstaaten.

Türkei

Eine demokratische Republik mit moderat-religiöser Regierung: Syriens nördlicher Nachbar gilt im Westen als Vorzeigestaat für die arabische Welt, trotz mancher Kritik am Regierungsstil der AKP. Als Syriens Herrscher Baschar Al-Assad 2001 an die Macht kam, überwand die beiden Länder alte Feindschaften und bauten diplomatische, militärische und wirtschaftliche Beziehungen auf.

Die neue Freundschaft endete jedoch im Herbst 2011. Nach dem gescheiterten Versuch, eine friedliche Lösung in Syrien zu vermitteln, brach der türkische Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan den Kontakt zu Assad ab und erlaubte syrischen Rebellen, ihr Hauptquartier im türkischen Grenzgebiet aufzuschlagen. Zudem hat die Türkei etwa 350.000 Flüchtlinge aufgenommen. Syrische Regierungstruppen schossen im Juni 2012 ein türkisches Kampfflugzeug ab, seitdem gibt es immer wieder Gefechte, denen auch türkische Zivilisten zum Opfer fielen. Im Januar 2013 stationierte die Nato Patriot-Raketen, um die türkische Grenze zu schützen.

Die auf beiden Seiten der Grenze lebende kurdische Minderheit hat den Rebellen die Unterstützung verwehrt. Ihre Milizen kämpfen vielmehr für Autonomie und werden deswegen auch von aufständischen Islamisten attackiert.

Strategien gegen einen gefährlichen Nachbarn Flucht, Unruhen, Gewalt: Der Bürgerkrieg in Syrien greift auf die Anrainer über. Welche Auswirkung hat der Krieg au....

Irak

2011 zogen die letzten amerikanischen Soldaten aus dem Irak ab. Sie hinterließen zwar eine parlamentarische Demokratie, aber zerrissen von Unruhen und schweren Anschlägen. Eine langwierige Regierungsbildung brachte 2010 eine säkular-nationalistische Koalition unter dem schiitischen Ministerpräsidenten Nuri al-Maliki an die Macht.

Im Syrien-Konflikt ist der Irak zwar offiziell neutral, doch Premier Maliki schlug sich rhetorisch auf Assads Seite, indem er Rebellen und sunnitische Politiker als Terroristen bezeichnete. In der sunnitischen Region Anbar, die den größten Teil der Grenze zu Syrien stellt, herrscht jetzt Angst vor einem Bürgerkrieg. Hier fanden die meisten der fast 150.000 syrischen Flüchtlinge im Irak Unterschlupf. Viele der Stämme dort unterstützen die Rebellen darüber hinaus mit humanitären Hilfsmitteln, angeblich auch mit Waffen und Kämpfern.

Jordanien

Syriens südlicher Nachbar, die konstitutionelle Monarchie Jordanien, gilt als wichtigster Verbündeter der USA in der arabischen Welt. Die Bevölkerung ist, wie in Syrien, mehrheitlich sunnitisch. Das veranlasste Assad dazu, Jordanien die Schuld zu geben, als der arabische Frühling nahe der jordanischen Grenze Syrien erreichte.

Seit dem Ausbrechen des Bürgerkrieges sind fast 500.000 Syrer nach Jordanien geflohen. Es gab auch Kämpfe zwischen jordanischen und syrischen Truppen, als letztere die Flüchtlinge auf jordanischem Boden angriffen. Im April 2013 beschuldigte Assad das Königreich, Rebellen Unterschlupf zu gewähren, und drohte, das Feuer werde nicht an der Grenze halt machen. Daraufhin kündigten die USA an, 200 zusätzliche Soldaten in Jordanien zu stationieren.

Libanon

Die Lage in Libanon ist extrem unübersichtlich. Neben sunnitischen und schiitischen Muslimen machen maronitische Christen etwa ein Drittel der Bevölkerung aus. Doch was die Gesellschaft wirklich spaltet, ist der Nachbarstaat, der den Libanon bis 2005 besetzt hielt. Syrien teilt die politischen Parteien des Landes in zwei Lager, die zu fast gleichen Teilen im Parlament sitzen: Die pro-westliche Allianz 14. März und die pro-syrische Allianz 8. März unter Führung der islamistischen Hisbollah.

Die schiitische Miliz, die in den achtziger Jahren vom Iran gegen die Israelis im Süden Libanons eingesetzt wurde, hat ihre Ressourcen lange eher auf die Innenpolitik verwendet, jetzt jedoch kämpft sie im Bürgerkrieg an der Seite von Assad. Seit syrische Flugzeuge im März 2013 angebliche Verstecke der Rebellen im Libanon bombardierten, verschärft sich die Situation. Die Allianz 14. März fordert ein Eingreifen von Truppen der libanesischen Armee oder der UN an der Grenze, während immer mehr Flüchtlinge über die Grenze ziehen, mittlerweile sind es bereits fast 500.000, und sich die Kämpfe auf den Libanon ausweiten. Ende Mai 2013 schlug eine Rakete in einem schiitischen Viertel Beiruts ein, zuvor hatte es schwere Gefechte und Tote in der nordlibanesischen Stadt Tripoli gegeben.

Israel

Israel hält den westlichen Teil der Golan-Höhen, des Grenzgebiets zu Syrien, seit 1981 besetzt. Die konservative israelische Regierung unter Benjamin Netanjahu will das Gebiet weiter besiedeln lassen. Assads Bündnisse mit dem Iran und der libanesischen Hisbollah, zwei erbitterte Feinde Israels, machen die Situation heikler.

Um den Konflikt von Israel fernzuhalten, wurden bislang keine Flüchtlinge ins Land gelassen, mit Ausnahme einiger Verletzter. Dennoch war es in Kämpfe verwickelt. Israelische Flieger bombardierten seit Ausbruch des Bürgerkrieges mehrmals Ziele in Syrien, nach eigenen Angaben waren Waffenlieferungen des Irans an die Hisbollah das Ziel. Darüber hinaus gab es immer wieder Gefechte auf den Golan-Höhen, zuletzt lieferten sich syrische und israelische Truppen im Mai 2013 Schusswechsel.

Seitdem wächst die Angst vor der Eskalation, vor allem seit sich die Hisbollah offiziell und aktiv in den Krieg an der Seite Assads eingemischt hat. Ende Mai wurde eine Rakete aus dem Süden des Libanon auf Israel gefeuert. Die Regierung Israels kündigte zuvor an, nicht in Syrien einzugreifen - aber auch keine Schusswechsel auf eigenem

Strategien gegen einen gefährlichen Nachbarn Flucht, Unruhen, Gewalt: Der Bürgerkrieg in Syrien greift auf die Anrainer über. Welche Auswirkung hat der Krieg au....

Gebiet zu tolerieren. Doch die Bombardierung von Zielen in Syrien durch Israels Luftwaffe ist auch ein Hinweis darauf, wohin sich der Syrienkrieg noch entwickeln kann: in einen Konflikt zwischen Israel und dem Iran.

Load-Date: May 28, 2013

End of Document

Achse des Ärgers; Lustvoll nehmen Moskau und Peking die Gelegenheit wahr, Washington die Grenzen seiner Macht zu zeigen. Und ein paar Kleinere machen gern mit

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

27. Juni 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 2; Ausg. 27

Length: 1458 words

Byline: Jan Ross

Highlight: Titelgeschichte: Würden Sie diesen Mann verstecken? Er hat der Welt enthüllt, dass amerikanische und britische Geheimdienste die Daten im Internet wie ihr Eigentum behandeln. Nun wollen die USA ihn schnappen. Was bedeutet seine Tat für die Welt, für das Netz und für jeden Bürger? Ist er ein Held oder ein Verräter?

Body

Drei Großmächte hat dieser 30-Jährige schon in eine diplomatische Krise verwickelt; auf einen weiteren halben Erdteil, Lateinamerika, strahlt sie aus. Die Geschichte um Edward Snowden, seine Geheimnispreisgabe und seine Flucht, ist nicht nur ein Krimi, ein Modellversuch in Sachen Kontrolle und Transparenz im 21. Jahrhundert, ein Rechts- und Moraldrama: Held oder Verräter, gut oder böse? Sie ist auch ein Machtspiel im großen Stil, ein Stück Welt- und Geopolitik.

Der Großmachtkonflikt spielt zwischen den USA auf der einen Seite und China und Russland auf der anderen. Beide Länder hat Washington ungewöhnlich deutlich als Helfer eines amerikanischen Staatsfeindes beschuldigt und ihnen mit Konsequenzen gedroht. In Ecuador hat Snowden Asyl beantragt. Auch das ist eine politisch explosive Wahl. Nicht nur haben die Vereinigten Staaten Lateinamerika zwei Jahrhunderte lang als ihren Hinterhof betrachtet. Sondern Ecuador ist auch, wie Venezuela und Kuba, Teil einer linken, "antiimperialistischen" Allianz, die sich der amerikanischen Hegemonie widersetzt. Die Snowden-Affäre wird zum Testfall dafür, wie stark die Supermacht USA (noch) ist - und wie sehr ihre Gegenspieler auf Konfrontationskurs gehen.

Wer Schutz vor dem Zugriff der Vereinigten Staaten sucht, wird sich logischerweise an ihre Rivalen und Feinde wenden. Für einen Idealisten stellen Snowdens internationale Unterstützer allerdings eine zweifelhafte Gesellschaft dar. China ist eine lupenreine Diktatur und Russland ein mindestens halb autoritärer Staat; beide treten Bürgerrechte und Informationsfreiheit routinemäßig mit Füßen. Ecuador besitzt größere demokratische Glaubwürdigkeit; allerdings schikaniert die Regierung die Presse und lässt in Radio und Fernsehen kritische Stimmen kaum zu Wort kommen. Wird Snowdens Zweckbündnis mit solchen Partnern seine moralische Autorität und damit auch seine politische Wirksamkeit beschädigen? Linksliberale in den USA, die einen David-gegen-Goliath-Kampf mit dem Überwachungsstaat eigentlich mit Sympathie betrachten, reagieren auf die China- und Russland-Connection jedenfalls allergisch. (Wobei die Vereinigten Staaten bei der Wahl ihrer Verbündeten im Kampf für die gute Sache auch nicht immer wählerisch waren.)

Achse des Ärgers Lustvoll nehmen Moskau und Peking die Gelegenheit wahr, Washington die Grenzen seiner Macht zu zeigen. Und ein paar Kleinere machen gern mit

Nun bestreiten Peking und Moskau, dass es eine solche Connection überhaupt gibt. Die Chinesen wollen mit Snowdens Abreise aus Hongkong (obwohl ein amerikanisches Auslieferungsbegehren vorlag) nichts zu tun gehabt haben. Die Russen erklärten noch am Dienstag, dass Snowden (weil im Transitbereich eines Moskauer Flughafens) sich gar nicht wirklich auf ihrem Territorium befinde. Aber das sind natürlich Ausreden. Beide Länder sind sich der Gelegenheit voll bewusst, den Amerikanern die Grenzen ihrer Macht vorzuführen - und finden es vorteilhaft, diese Gelegenheit wahrzunehmen.

China hat dabei besonderes Glück gehabt - und besonderes Geschick gezeigt. Seit Monaten wird das Land aus den USA wegen Cyber-Attacken auf amerikanische Einrichtungen angeprangert. Dank Edward Snowdens Enthüllungen steht jetzt Amerika selbst als Internet-Schurkenstaat da. Gleichzeitig haben die Chinesen Snowdens heiklen Hongkong-Aufenthalt in einer genau dosierten Mischung von Provokation und Besonnenheit gehandhabt. Den Flüchtling auszuliefern wäre ein unerwünschter Kotau vor Washington und bei der Bevölkerung in Hongkong wahrscheinlich unpopulär gewesen. Aber ihn dazubehalten und ihm womöglich Schutz zu gewähren hätte die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten übermäßig belastet. Mit der Ausreise nach Moskau wurde man ihn los und hatte die USA trotzdem gequält - ideal.

Russland folgt stärker noch als China der Tendenz, amerikanische Pläne und Absichten fast schon reflexhaft zu durchkreuzen, den Vereinigten Staaten das Spiel zu verderben; das ist gewissermaßen Moskaus außenpolitischer genetischer Code. Syrien ist im Augenblick das ernsteste, dramatischste Beispiel. Oft freilich geht es dabei mindestens so sehr um Symbolik wie um reale Interessengegensätze. So hat ein führender Abgeordneter der Duma, des russischen Parlaments, erklärt, dass man den Fall Snowden aus Gründen der "politischen Zweckmäßigkeit" nutzen müsse. Er dachte dabei weniger an konkreten Gewinn (wie die Abschöpfung von Informationen) als an Prestigefragen: Russland soll sich als eigenständige Macht präsentieren, die den Amerikanern die Stirn bieten kann. Die Hilfe für Leute, die Praktiken westlicher Geheimdienste publik machen, hat dabei in Moskau Tradition. So konnte 2001 das Buch *The Big Breach* des ehemaligen britischen Agenten Richard Tomlinson im Schutz sorgfältig gewahrter Diskretion in Russland erscheinen.

China, Russland, dazu sozialpopulistische Linksregierungen wie in Ecuador, dessen Präsident Rafael Correa die USA regelmäßig als "imperialistischen Feind" bezeichnet und der vielleicht das politische Erbe des im März gestorbenen charismatischen venezolanischen Staatschefs Hugo Chávez antreten will - ist das nur ein zufälliges Zusammenspiel in der Causa Snowden? Oder ist es mehr? Auch der frühere iranische Präsident Ahmadinedschad bewegte sich gern in diesem internationalen Milieu. Während er im Westen geächtet war, galt er in Moskau und Peking immerhin als akzeptabel, und der Venezolaner Chávez kultivierte ihn geradezu als festen Freund und Partner. Zeigt sich in solchen Konstellationen so etwas wie eine antiamerikanische Internationale, eine Art Feindeslager in einem neuen Kalten Krieg gegen Washington?

Sicher nicht, wenn man darunter gemeinsame Ideologie und strategische Handlungsfähigkeit versteht. China und Russland treiben keine Weltanschauungspolitik mehr, und mindestens in Peking würde man sich hüten, die Gegensätze zu den USA ins Prinzipielle zu treiben. Gerade der Fall Snowden demonstriert ja den völligen Pragmatismus, um nicht zu sagen: Zynismus der Gegenspieler Amerikas. "Prinzipiell", ihrer erklärten politischen Philosophie nach, sind diese Mächte strikte Verfechter der staatlichen Souveränität und der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Länder. Sie verbitten sich regelmäßig Kritik an Menschenrechtsverletzungen und suchen humanitäre Interventionen zu blockieren. Jetzt aber helfen sie einem Mann, der die Gesetze seines Heimatlandes bricht, weil er höhere, universale Freiheits- und Menschenrechte verletzt sieht.

Im Widerstand gegen den amerikanischen Macht- und Ordnungsanspruch zeigt sich also kein alternativer weltpolitischer Entwurf. Für die Vereinigten Staaten freilich macht das die Sache kaum besser. Sie stehen nicht, wie in den Jahren nach 1945, einem "Block" gegenüber, dessen "System" in den Augen der meisten Zeitgenossen dann doch weniger attraktiv war als das westliche, was immer man über die Fehler und Sünden der USA dachte. Sondern die Konkurrenten der Vereinigten Staaten bewegen sich heute frei und flexibel auf der ganzen politischen Skala zwischen Kooperation und Konfrontation - und wenn sie auf Konfrontation schalten, können sie in einer vorwiegend amerikakritischen Weltöffentlichkeit in hohem Maße auf Sympathie rechnen. Sehr entspannt hat Ecuadors Präsident Correa am Dienstag getwittert: "Hallo, Land und Welt. Zur Abwechslung noch mal eine

Achse des Ärgers Lustvoll nehmen Moskau und Peking die Gelegenheit wahr, Washington die Grenzen seiner Macht zu zeigen. Und ein paar Kleinere machen gern mit

komplizierte Woche. Ihr könnt sicher sein, dass wir den Fall Snowden mit großer Verantwortung analysieren werden. Und dass wir in absoluter Souveränität die Entscheidung treffen werden, die wir für angebracht halten. Grüße an alle und eine schöne Woche noch."

Es sind nicht allein die Schwierigkeiten beim Versuch, einen flüchtigen Staatsfeind einzufangen, die alle Stimmen aus Washington im Augenblick so hilflos klingen lassen. Es ist das Gefühl, in einer weltpolitischen Gegenstromanlage zu schwimmen.

VON JAN ROSS

Mitarbeit: CAMILO JIMÉNEZ, ANGELA KÖCKRITZ, JOHANNES VOSWINKEL

Snowdens Odyssee Wohin will er? Der Amerikaner floh Ende Mai nach Hongkong, wo er Journalisten am 1. Juni seine geheimen Dokumente übergab. Eine Woche später wurde der IT-Experte durch ein Videointerview weltberühmt. Nachdem die USA einen Auslieferungsantrag gestellt hatten, flog er am vergangenen Sonntag nach Moskau. Bis zum Redaktionsschluss am Dienstag hielt er sich im Transitbereich des Flughafens auf. Er hat in Ecuador Asyl beantragt. Woher kam er? Geboren 1983, hatte er die Schule abgebrochen und war danach für kurze Zeit in der Armee. Anschließend war er IT-Experte der CIA, die ihn in Genf stationierte. Er arbeitete 15 Monate für die NSA in Japan und Hawaii, zuletzt als Angestellter der Sicherheitsberatungsfirma Booz Allen Hamilton. Wer hilft ihm? In Hongkong beriet ihn der Anwalt Albert Ho, früher Chef der Demokratischen Partei. Den Kontakt zu Ecuador vermittelte ihm WikiLeaks. Der Journalist Glenn Greenwald verteidigt Snowden gegen dessen Kritiker in den USA.

Graphic

Einkaufszentrum in Hongkong, 23. Juni: Edward Snowden verkündet, er habe Hongkong verlassen

Auf diesem Fensterplatz sollte er eigentlich weiter von Moskau nach Kuba fliegen. Doch der Sitz blieb leer

Load-Date: June 27, 2013

End of Document

Heulen um die Wette; Das ZDF bereist die Routen von Flüchtlingen

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

8. August 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: FEUILLETON; Heulen um die Wette; S. 50; Ausg. 33

Length: 815 words

Byline: Nina Pauer

Body

Das Schlimmste, was einem beim Fernsehen zustoßen kann, ist jemand, der sich direkt vor dem Bildschirm aufbaut, um dumme Kommentare von sich zu geben. Noch schlimmer, wenn dort gleich sechs Leute stehen, gekommen, um zu bleiben, weil das ihr Job ist: am laufenden Band ungefiltert herauszuquasseln, was ihnen durch den Kopf geht.

Man möchte das ZDF nicht mit RTL vergleichen. Man muss es aber tun, wenn das Öffentlich-Rechtliche beginnt, sich der Logik von Privatsender-Schlagern anzugleichen, in denen C-Promis, gemischt mit selbstversuchsbereiten Durchschnittsbürgern, in ferne Länder entsandt werden, um dabei gefilmt zu werden, was das so mit ihnen »macht«.

Natürlich führt *Auf der Flucht*, die neue vierteilige Doku-Reihe des jungen Digitalsenders ZDFneo (vom 8. August an donnerstags um 22.15 Uhr, am 3. und 4. September um 23.45 Uhr im ZDF) nicht in ein »Dschungelcamp«. Dieses »Experiment« hätte aber ein mutiges Projekt werden können. Das Thema von Flüchtlingen in Europa aufzugreifen, indem man Orte wie Lampedusa, die zur medialen Schablone verkommen sind, einfach besucht, von dort aus weiterreist, rückwärts, nach Äthiopien, Eritrea, in den Irak - *Auf der Flucht* hätte eine Perle des öffentlich-rechtlichen Fernsehens werden können, voller subtiler Beobachtungen, Einzelbiografien aufgreifend und sie zu einem großen Ganzen zusammenführend.

Doch hier darf, ja, hier muss man nicht ertragen, dass die nackte Realität zu einem spricht. Schließlich fährt kein Reporter die Routen ab, sondern sechs gecastete, in »Teams« eingeteilte »Flüchtlinge auf Zeit«. Ein ehemaliger Bundeswehrsoldat, eine Streetworkerin, ein Model, ein ehemaliger Rocksänger, ein Nazi-Aussteiger, eine glühende Verehrerin Thilo Sarrazins - die Belegschaft ist nicht uninteressant. Vielleicht hätten sich diese Menschen etwas zu sagen, vielleicht wären sie selbst ein Biotop für eine Dokumentation. Das ZDF aber verschickt sie, um - wohl stellvertretend für »uns« - am eigenen Leib zu erleben, wie sich das anfühlt, auf der Kehrseite unserer europäischen Zivilisation zu leben, verfolgt, heimatlos, arm, seiner Rechte beraubt zu sein. Dieses kühne, überfrachtete Format geht ordentlich in die Hose, da helfen auch die lobenswerten informativen Passagen nicht, die wie Durchsagen aus der Zentrale für politische Bildung aus dem Off ertönen, um Statistiken zur Lage der Flüchtlinge zu liefern. Sie, so scheint man sich gedacht zu haben, erfüllen den Bildungsauftrag. Der Rest kann dafür ruhig ein bisschen unkonventioneller sein. Und deshalb gibt es noch die andere Stimme, eine, die

Heulen um die Wette Das ZDF bereist die Routen von Flüchtlingen

im rauen Tonfall der Abenteuerlust, wie man sie von Jeanswerbungen kennt, ankündigt, dass »diese Reise das Leben der Kandidaten für immer verändern wird«.

Genau so kommt es. Fällt Kevin, 25, dem Ex-Nazi, anfangs noch nichts Besseres ein, als vor einer Flüchtlingsunterkunft in Rom provokant »Woher haben die denn Geld für ein Handy?« in die Runde zu rufen, woraufhin ihn seine türkischstämmige Mitreisende Songül (die Streetworkerin) mit »Mann, gönn denen doch mal was!« anfährt, stellen sich schon nach einigen Stunden auf der Reise die absehbaren Betroffenheitsorgien ein. Mirja du Mont, 37 (Model, vierte Ehefrau des Schauspielers Sky du Mont), und Katrin Weiland, 30 (Stichwort Sarrazin), brechen alsbald um die Wette in Tränen aus, weil sie die Geschichten der heimatlosen Afrikaner einfach so sehr anrühren.

Es ist schwer zu ertragen, wenn den wahren Protagonisten an diesen Stellen immer wieder das Wort abgeschnitten wird, gerade dann, wenn man ihre Geschichten anhören wollte, es aber nicht darf, weil Stephan Weidner (Ex-Böhse-Onkelz-Sänger), erklärt, wie »cool« die Suppenküche der Caritas ist, obwohl er eigentlich ein »harter Kritiker der Kirche« sei. »Guck mal, das könnte meine Nachbarin sein, die sieht voll normal aus«, kommentiert Mirja du Mont. »Menschen brauchen Essen. Das ist so essenziell«, dämmert es Katrin, der eigentlichen Hardlinerin, bei der die Eindrücke am Ende zum veritablen Aha-Erlebnis führen: »Jetzt mal Kulturvermischung hin oder her: Es geht hier um dieses Ding von Menschlichkeit!«

Ja, um genau dieses Ding hätte es gehen können. Das merkt man schmerzlich, wenn die eigentlichen Schicksale auf die Bildfläche treten. Wenn sich hinter den Zäunen von Flüchtlingslagern die Menschen sammeln, wenn sie von ihren eigenen Reisen erzählen und wahrlich Erschütterndes berichten. »Europa ist für uns ein Gefängnis« - ganz kurz scheint es dann doch auf, das, was gute, was starke Dokumentationen im Fernsehen auszeichnet: dass man filmt, dort, wo niemand filmt. Dass man zuhört, dort, wo niemand zuhört. Und dass genau in diesen Momenten alle anderen einfach mal die Klappe halten.

VON NINA PAUER

»Team Afrika« und »Team Irak« vor der Abreise, hier mit Host Daniel Gerlach

Load-Date: March 25, 2022

Wie rechts ist die Alternative für Deutschland?

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

12. Dezember 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK; Wie rechts ist die Alternative für Deutschland?; S. 9; Ausg. 51

Length: 1033 words

Byline: Caterina Lobenstein

Body

Es gibt einen Satz, für den bekam Bernd Lucke, der Chef der Alternative für Deutschland (AfD), im Bundestagswahlkampf besonders viel Applaus: "Wir müssen auch über unkonventionelle Meinungen ergebnisoffen reden können." Ein Satz, mit dem sich Wähler fangen lassen. Mit Euro-Skeptikern sprach Lucke ergebnisoffen über den Ausschluss Griechenlands aus der Euro-Zone. Mit Sarrazin-Fans sprach er ergebnisoffen über Migration. Und mit Sozialstaatkritikern sprach er ergebnisoffen über Arbeitslose. Bernd Lucke holte diese Leute in die AfD, ohne sich ideologisch verorten zu müssen. Als "Partei des gesunden Menschenverstands" hatte er die AfD im Wahlkampf verkauft.

Jetzt muss er erklären, was er damit meint.

Die AfD hat gute Chancen, im kommenden Jahr ins Europaparlament einzuziehen. Sie könnte in Dutzende Kreistage gewählt werden. Und sie könnte in Sachsen, Thüringen und Brandenburg in den Landtag kommen. In allen drei Ländern erhielt sie bei der Bundestagswahl mehr als sechs Prozent der Stimmen. Aber wer wird dann bestimmen, wofür die AfD steht? Marktliberale wie Hans-Olaf Henkel, der Spitzenkandidat für die Europawahlen werden könnte? Ultrakonservative Adelige um die Berliner AfD-Politikerin Beatrix von Storch, die auf Abtreibung und Homosexuelle schimpfen? Islamfeindliche Populisten, die gegen den Bau von Moscheen hetzen? Selbst ernannte "Leistungseliten", die offen darüber nachdenken, Hartz-IV-Empfängern das Wahlrecht zu entziehen?

Sie alle haben in den vergangenen Monaten in der AfD ihren Platz gefunden. Sie wollen mitreden, wenn um Posten, Listenplätze und Inhalte gestritten wird. Doch was die offizielle Linie der AfD ist, entscheidet momentan vor allem einer: Bernd Lucke selbst. Im Alleingang veröffentlicht er Thesenpapiere (über den Islam), Benimmkataloge (für Parteigenossen) und Gesinnungsfragebögen (für neue Mitglieder). Die Parteimitglieder dürfen seinen Vorschlägen per E-Mail zustimmen oder sie ablehnen. Mitgestalten dürfen sie nicht. "Schlimmer als in der SED", nennt das ein ostdeutscher Landeschef. Der niedersächsische Landesvorsitzende Gerhard Nadolny, der im August aus der Partei ausgetreten war, bezeichnet Bernd Lucke als einen "autoritären AfD-Führer".

Als die AfD vor zehn Monaten gegründet wurde, wollte sie eine Partei der Mitbestimmung sein. "Das Volk soll den Willen der Parteien bestimmen, nicht umgekehrt", stand in ihrem Wahlprogramm. Heute hat sie rund 17 000 Mitglieder, 88 000 Facebook-Freunde und mehr als zwei Millionen Wähler. Aber im Grunde ist sie eine One-Man-

Wie rechts ist die Alternative für Deutschland?

Show. Die Show des Euro-kritischen Wirtschaftsprofessors Bernd Lucke. Und das ist gefährlich. Denn solange sich Lucke in den Vordergrund drängt, sieht man nicht, wer im Hintergrund die Fäden zieht.

In den Ländern und Kommunen zum Beispiel, in denen die AfD gerade Dutzende Orts- und Bezirksverbände gründet. In zehn Bundesländern wird es 2014 Kommunalwahlen geben. Dann wird es nicht um Europapolitik gehen und auch nicht um Bernd Lucke. Dann wird es um Themen gehen, die vor der Haustür der Wähler liegen. Um die Ahmadiyya-Moschee in Leipzig zum Beispiel. Die Moschee soll demnächst im bürgerlichen Leipziger Stadtteil Gohlis gebaut werden. Moscheegegner haben eine Bürgerinitiative gegründet und auf dem Baugelände Schweineköpfe aufgespießt. Die Initiatoren bekommen nicht nur Zulauf von der NPD, sondern auch von Leuten wie Achim Solbach. Auf der Internetseite der Moscheegegner warnt er vor der "Flutung Europas mit orientalischen und negroiden Stämmen" und vor einer "Kulturvernichtung durch Kulturvermischung". Solbach ist Mitglied der AfD.

Bernd Lucke behauptet bis heute, die AfD sei keine rechtspopulistische Partei. Als Beweis dafür hatte er kurz nach der Bundestagswahl verkündet, Mitglieder der islamfeindlichen Partei Die Freiheit dürften nicht mehr in die AfD aufgenommen werden. In den Zeitungen stand, Bernd Lucke grenze sich damit klar ab gegen rechts. In Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg aber sitzen ehemalige Mitglieder der Freiheit schon lange im Landesvorstand. Lucke tut etwas gegen schlechte Presse. Aber er tut nichts gegen die Rechtspopulisten in seiner Partei. Er weiß, dass er sie braucht. Er muss sie sich nur offiziell vom Leib halten, damit die AfD wählbar bleibt für das liberal-konservative Milieu, das Bernd Lucke vertritt. Der rechte Flügel der Partei könnte Lucke deshalb schon bald Probleme machen.

Im November waren Landesvorstandsmitglieder aus Nordrhein-Westfalen und Mecklenburg-Vorpommern nach Brüssel gefahren. Sie trafen dort den britischen Rechtspopulisten Nigel Farage, um mit ihm über eine Zusammenarbeit im Europäischen Parlament zu sprechen. Bernd Lucke sagte daraufhin, das sei "nicht die offizielle Parteilinie". Stattdessen werde die AfD bei einem Einzug ins Europäische Parlament mit den britischen Konservativen zusammenarbeiten. Dafür wird Lucke in den eigenen Reihen bis heute angefeindet. Denn der Chef der Tories, David Cameron, hatte vor Kurzem die Beitrittsverhandlungen mit der Türkei forciert - einem Land, das der islamkritische Flügel der AfD auf keinen Fall in der EU haben will.

Fragt man Lucke nach parteiinternen Machtkämpfen, gibt er sich gelassen. "Bei den großen Themen sind wir uns einig", sagt er. "Bei der europäischen Finanzpolitik zum Beispiel." Die Basis allerdings interessiert sich nicht nur für die Finanzen der Europäischen Union, sondern auch für die Finanzen der AfD.

Für ein Darlehen von 500 000 Euro zum Beispiel, das Bernd Lucke im Sommer von einem privaten Gönner angenommen hat - offenbar ohne die Partei zu informieren. Erst Ende Juli bat Lucke die Landesvorstände in einer E-Mail, dem Darlehen zuzustimmen, so wie es die Parteisatzung vorschreibt. Ein Auszug des Parteikontos zeigt aber, dass das Geld schon zwei Wochen vorher überwiesen worden war. Das Dokument liegt der *ZEIT* vor.

Schaden werden Lucke all die Querelen vermutlich nicht. Monatelang hat er sich für die AfD durch die Talkshows gelächelt und sich damit unentbehrlich gemacht. Er ist das Gesicht der Partei. Als er im Sommer auf die Wahlkampfbühnen stieg, jubelten die AfD-Anhänger länger als bei allen anderen. Die kommenden Wahlkämpfe sind ohne ihn schwer vorstellbar.

VON CATERINA LOBENSTEIN

Graphic

Parteichef Bernd Lucke dominiert die AfD

Load-Date: December 12, 2013

Wie rechts ist die Alternative für Deutschland?

End of Document

Was Ecuador an Assange schätzt; Ecuador lobt Julian Assanges Einsatz für Menschenrechte und Pressefreiheit - Prinzipien, die Präsident Rafael Correa selbst verletzt. Doch der gemeinsame Gegner USA eint.

ZEIT-online

Donnerstag 16. August 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  **ONLINE**

Section: ASYL STATTGEGEBEN; Ausg. 34

Length: 631 words

Byline: Alexandra Endres

Body

Ecuadors Präsident Rafael Correa in der historischen Altstadt Quitos

© Jose Jacome/EPA/dpa

Es ist schon paradox: Ausgerechnet Ecuador gewährt Julian Assange **Asyl**. Das kleine lateinamerikanische Land ist nicht gerade dafür bekannt, Meinungsfreiheit und andere Menschenrechte zu schützen. Vielmehr schüchtere die Regierung unter Präsident Rafael Correa Kritiker ein, beeinflusse die Justiz, schikaniere Menschenrechtsaktivisten und verfolge Oppositionelle, berichtet die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch (HRW). Reporter ohne Grenzen bestätigt: Journalisten haben es in Ecuador schwer.

Präsident Correa, ein linker Wirtschaftsexperte, nutzt seinen Twitter-Account gerne, um gegen kritische Berichterstattung zu polemisieren. Missliebige Berichterstatter hat er auch schon verklagt, zum Beispiel Emilio Palacio, Mitarbeiter der Tageszeitung *El Universo*. Der Präsident fühlte sich durch Palacios Artikel verunglimpft. Palacio wurde verurteilt, dann von Correa begnadigt. Beides wirkte reichlich willkürlich. Weil weitere Verfahren gegen ihn laufen, lebt er mittlerweile im Ausland.

Doch auch Julian Assange hat mit Medien so seine Probleme - und er ist kein Freund der USA. Auch das verbindet mit Ecuadors Präsidenten. Correa war schon in seinem früheren Amt als Finanzminister ein entschiedener Opponent von Weltbank und Internationalem Währungsfonds, von denen er sein Land "erpresst" sah. Er wollte den ecuadorianischen Staat stärker an den Erlösen des im Land geförderten Erdöls beteiligen und plädierte für eine stärkere Annäherung an Venezuela.

Als Minister konnte er sich nicht durchsetzen und trat zurück. Doch seit er Präsident ist, konnte er zumindest einen Teil seiner Ideen verwirklichen, zum Beispiel durch eine Neuverhandlung der Verträge mit den Energiekonzernen.

"Sympathie" für Assange

Von WikiLeaks hielt Correa ursprünglich nicht viel, heißt es. Als im November 2010 der damalige stellvertretende Außenminister Ecuadors, Kintto Lucas, Assange eine Aufenthaltserlaubnis für sein Land anbot, piff der Präsident

Was Ecuador an Assange schätzt Ecuador lobt Julian Assanges Einsatz für Menschenrechte und Pressefreiheit - Prinzipien, die Präsident Rafael Correa selbst verle....

ihn noch zurück. Doch später änderte er seine Haltung gegenüber Assange und bekundete seine "Sympathie" für den Australier. Kennengelernt haben sich die beiden in einem langen Interview, das der WikiLeaks-Gründer für einen russischen Sender mit dem ecuadorianischen Präsidenten führte. Damals hieß Correa den WikiLeaks-Gründer "willkommen im Klub der Verfolgten."

"Wir sind souverän, keine Kolonie": Demonstranten vor der britischen Botschaft in Ecuadors Hauptstadt Quito

© Rodrigo Buendia/AFP/Getty Images

Möglicherweise hat sein Sinneswandel auch mit den Depeschen zu tun, die aus der US-Botschaft in Ecuadors Hauptstadt Quito nach Washington geschickt wurden, und die WikiLeaks im November 2010 veröffentlichte. Die damalige Botschafterin Heather Hodges warf Correa darin vor, wissentlich einen korrupten Beamten zum Polizeichef ernannt zu haben. Wenige Monate später wurde Hodges des Landes verwiesen. Inzwischen wurden die diplomatischen Beziehungen wieder aufgenommen. Dennoch erklärte die Regierung Correas, sie werde alles tun, um eine Auslieferung Assanges in die USA zu verhindern.

Indem seine Regierung Assange Asyl gewährt, widersteht Correa dem Druck der mächtigen USA und Großbritanniens. Das könnte dem Präsidenten, der im kommenden Jahr wiedergewählt werden möchte, innenpolitisch nützen. Vielleicht hilft es der Regierung sogar, ihr Vorgehen gegen kritische Journalisten wenigstens teilweise vergessen zu machen, sagen Beobachter. Das wäre ganz im Sinne von Correas Außenminister Ricardo Patiño. Er hatte erklärt, der Schutz, den man dem WikiLeaks-Gründer gewähre, gründe auf "universalen Prinzipien und dem Respekt vor den Menschenrechten".

Der geflohene ecuadorianische Journalist Emilio Palacio wird das vermutlich anders sehen.

Load-Date: August 17, 2012

"Hier wird nicht mehr gebetet"; Jeder Vierte ist ein Flüchtling: Kein Land nimmt so viele Vertriebene aus Syrien auf wie der Nachbar Libanon

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

12. Dezember 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK;"Hier wird nicht mehr gebetet"; S. 4; Ausg. 51

Length: 2310 words

Byline: Andrea Böhm

Body

Sie haben Schwarz-Rot-Gold gehisst vor dem Rathaus von Kamed el-Loz. Gleich ein halbes Dutzend Fahnen hat der Bürgermeister für den Besuch des deutschen Botschafters aufgetrieben. Die Notabeln der Stadt sitzen im Saal, in der einen Hand das Smartphone, in der anderen die Gebetskette, und so klingelt und klickert es unaufhörlich, als Haidar al-Hadsch vor seinem Gast die Großherzigkeit seiner Mitbürger preist. "Den Anblick eines Kindes ohne Obdach, Kleider oder Essen ertragen wir einfach nicht." Weswegen Kamed el-Loz mit seinen 17 000 Einwohnern klaglos all die syrischen **Flüchtlinge** aufgenommen habe. "Aber jetzt können wir nicht mehr." Zustimmungendes Nicken im Saal, erwartungsvolle Blicke richten sich auf den schlaksigen Deutschen.

Christian Clages heißt der Mann, er ist seit wenigen Monaten auf Posten im Libanon und damit im derzeit größten Krisengebiet der Welt. Kamed el-Loz ist eine sunnitische Stadt, die mit den überwiegend sunnitischen Vertriebenen des Assad-Regimes sympathisiert. Doch jetzt, raunen die Stadtväter, sind einfach zu viele Syrer hier, sie schleppen Krankheiten ein, sie stinken.

Was stimmt. Wer monatelang im Krieg ohne ausreichend Wasser und Essen ausgeharrt hat, wird krank und riecht schlecht.

Clages lobt die Hilfsbereitschaft der Gemeinde und betont, dass auch Deutschland bereits 20 000 Syrern Zuflucht gewähre. Raunen im Saal. 20 000? In ganz Deutschland? In Kamed el-Loz allein sind es schon 10 000.

Der Libanon ist der geografische Zwerg im Nahen Osten. Das Land ist halb so groß wie Hessen und liegt im Klammergriff zweier mächtiger Nachbarn, Israel und Syrien. Seit Beginn des Aufstands gegen das Assad-Regime sind 2,5 Millionen Syrer geflohen, davon rund 1,2 Millionen in den Libanon. Tendenz steigend. Bei nur viereinhalb Millionen Libanesen heißt das: Fast jeder vierte Bewohner ist hier Flüchtling.

Eine solche Krise ist einmalig. Jedes europäische Land hätte längst geschrien: "Das Boot ist voll." Der Libanon aber hat diese Flüchtlingswelle bislang irgendwie gemeistert - mit einer Mischung aus Realitätsverleugnung und Hilfsbereitschaft. Doch jetzt steht das Land vor dem Kollaps.

"Hier wird nicht mehr gebetet" Jeder Vierte ist ein Flüchtling: Kein Land nimmt so viele Vertriebene aus Syrien auf wie der Nachbar Libanon

In Kamed el-Loz besucht der Botschafter an diesem nasskalten Morgen ein Gesundheitszentrum. Im unbeheizten Hausflur hocken die Patienten, jemand bringt heißen Tee für Clages. Drei Frauen werden herangeholt, sie stammen aus der syrischen Stadt Homs, lassen hier von Ärzten einer lokalen Hilfsorganisation ihre Kinder impfen, Bronchitis und Lungenentzündung behandeln. Alles kostenlos, aber sie sind nicht dankbar, sondern erschöpft und wütend. "400 Dollar knöpfen sie uns hier für ein erbärmliches kleines Zimmer ab", schimpft die Erste. "Warum erlasst ihr uns nicht die Schulgebühren?", fragt die Nächste. "Schaffen Sie uns Assad vom Hals, und wir gehen sofort zurück nach Hause", ruft die Dritte. Clages windet sich, dem Bürgermeister platzt der Kragen. "Wisst ihr überhaupt, wie viel ihr uns kostet? Das Wasser, der Strom!" Kurzes Schweigen. "Gott schütze den Libanon", sagt eine der Frauen widerwillig. "Er hat uns geholfen."

Libanesen und Syrer teilen eine lange und leidvolle Geschichte. Syrien war Okkupationsmacht, bis Massenproteste in Beirut 2005 Assads Armee zum Abzug zwangen. Libanons Parteienlandschaft ist seither tief in eine antisyrische und eine prosyrische Seite gespalten. Erstere wird von sunnitischen Fraktionen dominiert, Letztere von der schiitischen Hisbollah. Deren Milizionäre kämpfen in Syrien für Assad, libanesische Sunniten hingegen besorgen Waffen und Munition für die Opposition. Im innersyrischen Krieg ist der kleine Nachbar Zufluchtsort und Nachschublager.

Nirgendwo ist das so deutlich wie in der Bekaa-Ebene. In Kamed el-Loz sieht man die Fahnen der syrischen Opposition. Im nächsten Ort wehen die gelben Flaggen von Hisbollah. Dazwischen preisen Schilder des Tourismusministeriums "archäologische Sehenswürdigkeiten". Das Bekaa-Tal bietet in der Tat Ruinen aus allen Epochen. In Kamed el-Loz zeugen sie von den Phöniziern, in Baalbek von den Römern, in Arsal von der syrischen Luftwaffe.

Arsal liegt auf 1000 Meter Höhe in einer ausgemergelten Berglandschaft. Bis zur Grenze sind es fünfzehn Kilometer Luftlinie. An diesem Morgen donnern syrische Kampfflugzeuge auf der Suche nach Munitionslagern der Rebellen über die Stadt. Bei einem Luftangriff wenige Tage zuvor starben zwei Menschen.

Vor zwei Jahren hatte Arsal 35 000 Einwohner, jetzt sind es doppelt so viele. Allein in den vergangenen 48 Stunden sind wieder 4000 Flüchtlinge eingetroffen. In klapprigen, überladenen Autos, Kleinbussen, auf Motorrädern und zu Fuß verkeilen sie sich in den Straßen auf der Suche nach Schlafplätzen. Die Wohnungen der Einheimischen sind voll, in die improvisierten Zeltlager passt kaum noch jemand. "Also", sagt Merhi Fliti, "haben wir die Leute in den Moscheen einquartiert."

Und wo wird jetzt gebetet?

"Hier wird nicht mehr gebetet." Er wärmt seine Bauarbeiterhände an einer winzigen Kaffeetasse auf. Seine Frau sieht ihn strafend an. "Natürlich beten wir. Aber zu Hause."

"Hier wird auch nicht mehr geheiratet", sagt er. Selbst in den Hochzeitshallen schliefen jetzt die Syrer. "Oder auch nicht." Er grinst. "Von 50 Neugeborenen in Arsal haben 51 syrische Eltern." Kaffee, Zigaretten und Sarkasmus sind seine Aufputzmittel.

Seit Wochen versucht die syrische Armee mit Unterstützung des Irans und von Hisbollah, die Region Qalamoun zurückzuerobern. Sollte sie diese Schlacht gewinnen, wäre die bewaffnete Opposition von allen Nachschubwegen aus dem Libanon abgeschnitten. Die Kämpfe treiben die Zivilbevölkerung nun zu Tausenden ins kleine Nachbarland, wo das Flüchtlingshilfswerk der UN kaum noch mit der Registrierung hinterherkommt.

Dass aus dieser gewaltigen Not bislang keine totale Katastrophe geworden ist, liegt auch an Libanesen wie den Flitis.

Sie leiten in Arsal das Zentrum der Amel Association, eines Vereins, der seit Jahrzehnten in unterentwickelten Regionen Gesundheitsstationen und Bildungsstätten betreibt. Salha, 49, Krankenschwester, kümmert sich in normalen Zeiten um Diabetes und Bluthochdruck, Merhi, 47, Sozialarbeiter, sammelt Schulschwänzer ein und hält Jugendliche von einer Karriere als Schmuggler ab. Jetzt muss sie verhindern, dass sich Tuberkulose, Polio und

"Hier wird nicht mehr gebetet" Jeder Vierte ist ein Flüchtling: Kein Land nimmt so viele Vertriebene aus Syrien auf wie der Nachbar Libanon

Masern ausbreiten, während er syrische Kinder betreut, die im Schock des Erlebten erstarrt sind und einfach nicht mehr reden. Was macht man dann?

"Geduld haben", sagt er.

Die Flitis schlafen kaum mehr als fünf Stunden, weil die Flüchtlinge auch nachts vor der Tür stehen. Mehrmals am Tag bricht die Stromversorgung zusammen, das Trinkwasser wird knapp. Die Stadtverwaltung hat den Syrern das Autofahren verboten, um die Straßen freizubekommen. Und aus Angst davor, dass hier Sprengstoff für Anschläge gegen Hisbollah transportiert wird.

Salha schenkt gerade Kaffee nach, als draußen Gewehrfeuer losbricht. "Die beerdigen die Toten des Luftangriffs." Der Trauersalut dauert einige Minuten. Munition, das ist die eine Ressource, an der in Aarsal kein Mangel herrscht.

Die Existenz des Landes stehe auf dem Spiel, hat der libanesische Präsident Michel Sleiman gesagt. Was also macht der Staat in dieser Krise? Nichts, schimpfen jene Libanesen, die seit Monaten Spenden für Flüchtlinge sammeln und Hilfslieferungen in Dörfer transportieren. Nichts, schimpfen auch jene, die am liebsten die Grenzen schließen würden. Dafür allerdings brauchte es ein staatliches Gewaltmonopol. Libanons Armee gilt als eine der wenigen funktionierenden staatlichen Institutionen, doch sie ist Hisbollah klar unterlegen und jetzt schon kaum in der Lage, Scharmützel zwischen Schiiten und Sunniten in libanesischen Städten zu stoppen. Die Grenze zu Syrien, ohnehin von Schmuggelwegen durchsetzt, bleibt offen, solange Assad-Unterstützer oder Assad-Gegner das so wollen.

Das politische Beirut verharret derweil in einer Art Totstellreflex. Die Wahlen sind verschoben, die anti- und prosyrischen Parteienbündnisse kommunizieren vor allem durch Drohungen. Dass in diesem Chaos Zehntausende syrische Kinder eingeschult werden, erscheint wie ein Wunder.

Was immer dieses kleine Land der Katastrophe entgegensetzen konnte, ist jetzt aufgezehrt. Immer mehr Libanesen rutschen in Arbeitslosigkeit und Armut, weil Hunderttausende Syrer jeden Niedriglohn unterbieten.

Die Türkei und Jordanien, ebenfalls massiv vom Flüchtlingsstrom betroffen, haben mit der Uno riesige Camps gebaut und so zumindest einen Teil der Flüchtlinge vom Wohnungs- und Arbeitsmarkt abgezogen. Nicht so im Libanon: Keine Camps! lautet die Devise. Im Süden des Landes, in Sidon, versteht man, warum. Nach einem Besuch in Aarsal wirkt Sidon wie eine Sinnestäuschung. Sommerliche Temperaturen, Palmen, Strände, dann biegt man links ab und landet vor Mauern und Stacheldraht. Libanesisches Militär kontrolliert die Ausweise, bevor man ein zwei Quadratkilometer großes Niemandsland namens Ein al-Hilweh betreten darf. Am Eingang grüßt von einem Wandbild Jassir Arafats Karpfenlächeln. Im Gebäude einer Jugendorganisation wartet Nidal, 37. "Keine Nachnamen", bittet er. Er ist ein Illegaler ohne Papiere, einer von denen, die man nicht einmal im Libanon haben will: ein Palästinenser. Eine halbe Million hat vor Kriegsausbruch in Syrien gelebt. "Und zwar ganz gut", sagt Nidal. Sie passten zur Anti-Israel-Propaganda des Regimes.

Nidal stammt aus Yarmouk, einem Camp bei Damaskus, das sich über die Jahrzehnte zu einem soliden Stadtteil entwickelt hat. Der Versuch seiner Bewohner, sich aus dem innersyrischen Konflikt herauszuhalten, scheiterte schnell. Binnen weniger Monate waren die palästinensischen Fraktionen in Assad-Unterstützer und Assad-Gegner gespalten. Yarmouk wurde zum Kampfgebiet, die syrische Armee legte weite Teile in Schutt und Asche. Nidals Frau packte die vier Kinder in ein Taxi, fuhr zur Grenze und floh in den Libanon. Er folgte zu Fuß und ohne Papiere - weil ihn, wie er sagt, das syrische Militär längst als Assad-Gegner auf der Liste gehabt habe. Die Familie landete bei Bekannten in Ein al-Hilweh.

Das Camp ist fast so alt wie der Libanon selbst, gegründet 1948 vom Internationalen Roten Kreuz für die aus Israel vertriebenen Palästinenser. Es wuchs über die Jahrzehnte nicht in die Breite, sondern in die Höhe. Aus einstöckigen wurden mehrstöckige Häuser, verbunden durch Straßen, so schmal, dass man kaum seine Arme ausbreiten kann. 70 000 Palästinenser leben hier. Jetzt sind weitere 20 000 aus Syrien dazugekommen.

"Hier wird nicht mehr gebetet" Jeder Vierte ist ein Flüchtling: Kein Land nimmt so viele Vertriebene aus Syrien auf wie der Nachbar Libanon

Der Libanon duldet die Palästinenser mit einer Mischung aus Angst, Hass und gezielter Diskriminierung. Die PLO hatte die Camps einst als Stützpunkte für Anschläge gegen Israel ausgebaut und damit das ganze Land zum Angriffsziel gemacht. Bis heute sind diese Lager kleine Staaten im Staate. Drinnen können ihre Bewohner machen, was sie wollen. Außerhalb dürfen Palästinenser kein Geschäft gründen, kein Land kaufen, keine politischen Ämter bekleiden, keine Jobs annehmen. Ein al-Hilweh ist eine selbstverwaltete Sackgasse, ein ideales Rekrutierungsfeld für bewaffnete Gruppen. Deren Färbung reicht von radikal-islamistisch über moderat-religiös bis links-säkular. Hundert Dollar Monatslohn, eine Waffe und Zigaretten reichen, um einen Jugendlichen anzuheuern für den Krieg in Syrien.

Nidal lädt zur Führung durch das Camp ein. Er hat schnell gelernt, sich im Labyrinth der Gassen und Loyalitäten zurechtzufinden, grüßt linker Hand einen Salafisten mit brustlangem Bart, rechter Hand ein hinkendes Mädchen, dem ein Scharfschütze in Yarmouk beide Beine durchgeschossen hat. Pickelige Halbwüchsige mit Kalaschnikow würdigt er mit einem Kopfnicken. Man kennt ihn, er hat ein Komitee der syrischen Flüchtlinge mitbegründet, damit diese nicht zwischen den Fronten von Ein al-Hilweh aufgerieben werden. Und damit er sich ablenken kann von dem, was passiert ist und was noch passieren wird. Vor einigen Monaten haben er und seine Frau Huda den gesamten Goldschmuck der Familie versetzt und einen Schlepper bezahlt. Der schleuste Huda und die gemeinsame fünfjährige Tochter über Land nach Ägypten und pferchte sie dort in ein überfülltes Boot. Nidal erzählt das mit unbewegter Miene, als sei es die normalste Entscheidung der Welt, Frau und Kind in einem überfüllten Kahn aufs Meer zu schicken und dann tagelang im Fernsehen die Bilder ertrunkener Flüchtlinge auf Lampedusa zu sehen. Nach einer Woche rief Huda aus Sizilien an. Inzwischen hat sie sich mit der Tochter nach Schweden durchgeschlagen, dem einzigen EU-Land, das Flüchtlingen aus Syrien einen dauerhaften Aufenthaltsstatus bietet. Bloß gibt es kaum einen legalen Weg dorthin. Wer nach Schweden will, muss sich Schleppern ausliefern.

Noch eine scharfe Linkskurve, dann steht man auf einem Flecken Brachland voller schmutziger Zelte. Ein al-Hilweh, ganz unten. Hier leben die Ärmsten der Syrien-Flüchtlinge, palästinensische Familien, zu acht, zu zehnt, zu zwölf in einem Zelt, ausgerüstet mit Plastikkanistern für Wasser, das man nicht trinken sollte, und Stöcken gegen die Ratten, die nachts über die Matratzen laufen. "Schlimmer geht's nicht", sagt Nidal.

Wenige Tage später setzt der libanesische Winter ein. In Ein-al Hilweh waten sie knöcheltief durchs Regenwasser. In Aarsal rutschen die Temperaturen unter null Grad, ein Schneesturm kündigt sich an, die Regierung erlaubt die Errichtung eines kleinen Durchgangslagers. Die Weltbank prognostiziert, dass bis Ende 2014 mindestens 1,6 Millionen Flüchtlinge in den Libanon geströmt sein werden, Deutschland verkündet die Aufnahme von weiteren 5000 Syrern.

Nidal plant die nächste Flucht. Im Frühjahr, wenn das Mittelmeer wieder ruhiger geworden ist, will er mit drei Kindern nach Europa aufbrechen. Alles, sagt er, ist besser als das Leben hier. Auch das Risiko, auf dem Meer zu sterben.

VON ANDREA BÖHM

2,5Millionen Menschen flohen aus Syrien seit Kriegsbeginn

1,2Millionen Syrer sind schon im Libanon, Tendenz steigend

Graphic

"Hier wird nicht mehr gebetet" Jeder Vierte ist ein Flüchtling: Kein Land nimmt so viele Vertriebene aus Syrien auf wie der Nachbar Libanon

Ein palästinensisches Kind spielt im Camp Ein el-Helweh. Darunter: Überflutetes Lager im Bekaa-Tal

Load-Date: December 12, 2013

End of Document

Wie rechts ist die Alternative für Deutschland?

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

12. Dezember 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK ANALYSEN; Wie rechts ist die Alternative für Deutschland?; S. 9; Ausg. 51

Length: 1061 words

Byline: Caterina Lobenstein

Body

Es gibt einen Satz, für den bekam Bernd Lucke, der Chef der Alternative für Deutschland (AfD), im Bundestagswahlkampf besonders viel Applaus: »Wir müssen auch über unkonventionelle Meinungen ergebnisoffen reden können.« Ein Satz, mit dem sich Wähler fangen lassen. Mit Euro-Skeptikern sprach Lucke ergebnisoffen über den Ausschluss Griechenlands aus der Euro-Zone. Mit Sarrazin-Fans sprach er ergebnisoffen über Migration. Und mit Sozialstaatkritikern sprach er ergebnisoffen über Arbeitslose. Bernd Lucke holte diese Leute in die AfD, ohne sich ideologisch verorten zu müssen. Als »Partei des gesunden Menschenverstands« hatte er die AfD im Wahlkampf verkauft.

Jetzt muss er erklären, was er damit meint.

Die AfD hat gute Chancen, im kommenden Jahr ins Europaparlament einzuziehen. Sie könnte in Dutzende Kreistage gewählt werden. Und sie könnte in Sachsen, Thüringen und Brandenburg in den Landtag kommen. In allen drei Ländern erhielt sie bei der Bundestagswahl mehr als sechs Prozent der Stimmen. Aber wer wird dann bestimmen, wofür die AfD steht? Marktliberale wie Hans-Olaf Henkel, der Spitzenkandidat für die Europawahlen werden könnte? Ultrakonservative Adelige um die Berliner AfD-Politikerin Beatrix von Storch, die auf Abtreibung und Homosexuelle schimpfen? Islamfeindliche Populisten, die gegen den Bau von Moscheen hetzen? Selbst ernannte »Leistungseliten«, die offen darüber nachdenken, Hartz-IV-Empfängern das Wahlrecht zu entziehen?

Sie alle haben in den vergangenen Monaten in der AfD ihren Platz gefunden. Sie wollen mitreden, wenn um Posten, Listenplätze und Inhalte gestritten wird. Doch was die offizielle Linie der AfD ist, entscheidet momentan vor allem einer: Bernd Lucke selbst. Im Alleingang veröffentlicht er Thesenpapiere (über den Islam), Benimmkataloge (für Parteigenossen) und Gesinnungsfragebögen (für neue Mitglieder). Die Parteimitglieder dürfen seinen Vorschlägen per E-Mail zustimmen oder sie ablehnen. Mitgestalten dürfen sie nicht. »Schlimmer als in der SED«, nennt das ein ostdeutscher Landeschef. Der niedersächsische Landesvorsitzende Gerhard Nadolny, der im August aus der Partei ausgetreten war, bezeichnet Bernd Lucke als einen »autoritären AfD-Führer«.

Als die AfD vor zehn Monaten gegründet wurde, wollte sie eine Partei der Mitbestimmung sein. »Das Volk soll den Willen der Parteien bestimmen, nicht umgekehrt«, stand in ihrem Wahlprogramm. Heute hat sie rund 17 000 Mitglieder, 88 000 Facebook-Freunde und mehr als zwei Millionen Wähler. Aber im Grunde ist sie eine One-Man-

Wie rechts ist die Alternative für Deutschland?

Show. Die Show des Euro-kritischen Wirtschaftsprofessors Bernd Lucke. Und das ist gefährlich. Denn solange sich Lucke in den Vordergrund drängelt, sieht man nicht, wer im Hintergrund die Fäden zieht.

In den Ländern und Kommunen zum Beispiel, in denen die AfD gerade Dutzende Orts- und Bezirksverbände gründet. In zehn Bundesländern wird es 2014 Kommunalwahlen geben. Dann wird es nicht um Europapolitik gehen und auch nicht um Bernd Lucke. Dann wird es um Themen gehen, die vor der Haustür der Wähler liegen. Um die Ahmadiyya-Moschee in Leipzig zum Beispiel. Die Moschee soll demnächst im bürgerlichen Leipziger Stadtteil Gohlis gebaut werden. Moscheegegner haben eine Bürgerinitiative gegründet und auf dem Baugelände Schweineköpfe aufgespießt. Die Initiatoren bekommen nicht nur Zulauf von der NPD, sondern auch von Leuten wie Achim Solbach. Auf der Internetseite der Moscheegegner warnt er vor der »Flutung Europas mit orientalischen und negroiden Stämmen« und vor einer »Kulturvernichtung durch Kulturvermischung«. Solbach ist Mitglied der AfD.

Bernd Lucke behauptet bis heute, die AfD sei keine rechtspopulistische Partei. Als Beweis dafür hatte er kurz nach der Bundestagswahl verkündet, Mitglieder der islamfeindlichen Partei Die Freiheit dürften nicht mehr in die AfD aufgenommen werden. In den Zeitungen stand, Bernd Lucke grenze sich damit klar ab gegen rechts. In Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg aber sitzen ehemalige Mitglieder der Freiheit schon lange im Landesvorstand. Lucke tut etwas gegen schlechte Presse. Aber er tut nichts gegen die Rechtspopulisten in seiner Partei. Er weiß, dass er sie braucht. Er muss sie sich nur offiziell vom Leib halten, damit die AfD wählbar bleibt für das liberal-konservative Milieu, das Bernd Lucke vertritt. Der rechte Flügel der Partei könnte Lucke deshalb schon bald Probleme machen.

Im November waren Landesvorstandsmitglieder aus Nordrhein-Westfalen und Mecklenburg-Vorpommern nach Brüssel gefahren. Sie trafen dort den britischen Rechtspopulisten Nigel Farage, um mit ihm über eine Zusammenarbeit im Europäischen Parlament zu sprechen. Bernd Lucke sagte daraufhin, das sei »nicht die offizielle Parteilinie«. Stattdessen werde die AfD bei einem Einzug ins Europäische Parlament mit den britischen Konservativen zusammenarbeiten. Dafür wird Lucke in den eigenen Reihen bis heute angefeindet. Denn der Chef der Tories, David Cameron, hatte vor Kurzem die Beitrittsverhandlungen mit der Türkei forciert - einem Land, das der islamkritische Flügel der AfD auf keinen Fall in der EU haben will.

Fragt man Lucke nach parteiinternen Machtkämpfen, gibt er sich gelassen. »Bei den großen Themen sind wir uns einig«, sagt er. »Bei der europäischen Finanzpolitik zum Beispiel.« Die Basis allerdings interessiert sich nicht nur für die Finanzen der Europäischen Union, sondern auch für die Finanzen der AfD.

Für ein Darlehen von 500 000 Euro zum Beispiel, das Bernd Lucke im Sommer von einem privaten Gönner angenommen hat - offenbar ohne die Partei zu informieren. Erst Ende Juli bat Lucke die Landesvorstände in einer E-Mail, dem Darlehen zuzustimmen, so wie es die Parteisatzung vorschreibt. Ein Auszug des Parteikontos zeigt aber, dass das Geld schon zwei Wochen vorher überwiesen worden war. Das Dokument liegt der *ZEIT* vor.

Schaden werden Lucke all die Querelen vermutlich nicht. Monatelang hat er sich für die AfD durch die Talkshows gelächelt und sich damit unentbehrlich gemacht. Er ist das Gesicht der Partei. Als er im Sommer auf die Wahlkampfbühnen stieg, jubelten die AfD-Anhänger länger als bei allen anderen. Die kommenden Wahlkämpfe sind ohne ihn schwer vorstellbar.

VON CATERINA LOBENSTEIN

Parteichef Bernd Lucke dominiert die AfD

Load-Date: March 25, 2022

Letzter Ausweg Export; Portugal, Spanien, sogar Griechenland: Mitten in der Krise steigern die Krisenstaaten im Süden ihre Exporte. Und der Norden kauft ein.

ZEIT-online

Montag 1. Oktober 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  **ONLINE**

Section: WIRTSCHAFTSKRISE; Ausg. 40

Length: 992 words

Byline: Karin Finkenzeller

Body

Fabrikhalle von Renova, einer portugiesischen Firma, die derzeit auf den Weltmärkten mit einem ungewöhnlichen Produkt Erfolg hat: schwarzes Toilettenpapier.

© Patricia de Melo Moreira/AFP/Getty Images

Erstaunte Gesichter ist Nicolas Kinting gewohnt. "Ich bin nicht überrascht, wenn die Leute überrascht sind", sagt der IT-Manager. An diesem Nachmittag sitzt er in einem Konferenzsaal der Stuttgarter Handwerkskammer an einem kleinen Tisch einigen Vertretern deutscher Firmen gegenüber und stellt ihnen die Produkte seiner Firma vor. Fachwörter wie Dokumentenmanagement, Geschäftsprozessmanagement, **Migrationen** und Outsourcing fliegen hin und her. Nicht unbedingt das, was man hier in Stuttgart von einem Unternehmen aus dem Krisenland Portugal erwarten würde.

Doch der Lissabonner IT-Spezialist Primesoft, für den Kinting nach Stuttgart gereist ist, hat sich binnen weniger Jahre einen Namen in Europa gemacht. Nun sucht er Exportchancen in Deutschland. Wenn Portugal die Krise überwinden will, so hat es kürzlich auch Wirtschaftsminister Álvaro Santos Pereira deutlich gemacht, dann müsse das Land mehr exportieren.

Erste Erfolge zeigen sich bereits. Im ersten Halbjahr 2012 sind Portugals Ausfuhren um neun Prozent gestiegen. Das Leistungsbilanzdefizit ist bis Ende Juli um immerhin 76 Prozent auf rund zwei Milliarden Euro gesunken. Bis zum Jahresende erwartet die portugiesische Zentralbank sogar einen Überschuss in der Handelsbilanz.

Nicht nur Portugal exportiert mehr. Auch die anderen Krisenstaaten im Süden ziehen mit. Griechenland verzeichnete im ersten Halbjahr einen Zuwachs der Exporte in Höhe von 4,3 Prozent. Italien hat erstmals seit zehn Jahren eine nahezu ausgeglichene Handelsbilanz vorgelegt. Auch Spanien meldet eine Zunahme der Ausfuhren um 3,7 Prozent. Mittlerweile exportiert das Land Waren im Wert von 130 Milliarden Euro, das Defizit in der Handelsbilanz sank um ein Fünftel. Nur Irland konnte als einziges Krisenland nicht auf den Trend aufspringen.

Der Euro ist schwach, auch das hilft

Letzter Ausweg Export Portugal, Spanien, sogar Griechenland: Mitten in der Krise steigern die Krisenstaaten im Süden ihre Exporte. Und der Norden kauft ein.

Für die Krisenländer ist das eine gute Nachricht. Denn ein schrumpfendes Handelsdefizit bedeutet auch, dass weniger Kapital aus dem Ausland zur Finanzierung von Einfuhren nötig ist. Der Deutsche Industrie- und Handelskammertag (DIHK) schrieb zuletzt in einem Gutachten, dass der auf Export gestützte Aufschwung in den Krisenstaaten im kommenden Jahr dazu beitragen könne, dass sich die Wirtschaftsleistung in der gesamten Euro-Zone erhöht. In vielen Ländern wurden zuletzt die Löhne drastisch gesenkt, die Wettbewerbsfähigkeit hat sich verbessert. Außerdem kommt die Schwäche des Euros den Firmen beim Handel mit Unternehmen außerhalb Europas zu Gute.

Die guten Exportzahlen aus dem Süden sind allerdings mit etwas Vorsicht zu genießen. Denn die Handelsbilanzdefizite schrumpfen auch deshalb, weil der Konsum im eigenen Land eingebrochen ist. Die Menschen haben wegen der Sparmaßnahmen weniger Geld, um Produkte aus dem Ausland einzukaufen. Deshalb wird auch weniger importiert. Ein Grund für den sprunghaften Anstieg der Exportquoten ist auch, dass in diesen Staaten bisher relativ wenig exportiert wurde.

"Das Problem ist die Basis", sagt Luís Filipe Costa, Präsident der staatlichen Organisation zur Förderung kleiner und mittelständischer Unternehmen IAPMEI. In Portugal gebe es rund 350.000 Unternehmen, doch nur rund acht Prozent seien überhaupt im Export tätig. Die meisten Firmen seien Kleinstunternehmen, oft haben sie weniger als zehn Mitarbeiter, sagt Costa. Für diese Unternehmen habe sich der Export bisher kaum gelohnt. Seit drei Jahren aber schrumpft der portugiesische Binnenmarkt. "Unsere einzige Chance, Wachstum zu erzielen, ist deshalb der Export", sagt Costa. Bis zum Jahr 2018 könnte der Anteil der Exporte am Bruttoinlandsprodukt (BIP) auf 50 Prozent wachsen, hofft der Verbandspräsident. In der Vergangenheit waren es nie mehr als 30 Prozent.

Für Kintings Unternehmen Primesoft hat sich die neue Exportorientierung schon gelohnt. Vor einem Jahr begann die Firma mit ihren rund 100 Mitarbeitern und drei Millionen Euro Umsatz, auch mit dem Ausland Geschäfte zu machen. Bereits kurze Zeit später wurde Primesoft als erstes portugiesisches Unternehmen zertifizierter Spezialist für Geschäftsprozessmanagement des US-Softwarekonzerns Oracle. Nun ist Kinting nach Stuttgart gekommen, um das Geschäft mit deutschen Firmen auszubauen. Zuvor hat er Station in Essen und Köln gemacht. "In Portugal ist es mittlerweile ein ziemlicher Eiertanz, dass die Kunden bezahlen", sagt Kinting. Viele Unternehmen versuchten sich durch das Überziehen von Zahlungszielen zu finanzieren. Primesoft beschäftigt mittlerweile zwei Leute speziell damit, die ausstehenden Zahlungen einzutreiben.

Kinting weiß, dass er bei seinem Werben im Ausland immer wieder auf Vorurteile stößt. Auch anderen Unternehmen aus dem Süden geht es so, und das macht das Geschäft schwierig. Wer vermutet schon, dass die Athener Firma Systems Sunlight zu den drei weltweit führenden Anbietern komplexer Batteriesysteme gehört? Das Bundesverteidigungsministerium kauft bei der Firma seit Jahren U-Boot-Batterien. Auch "Made in Spain" ist beschädigt. So manche Firma in Spanien wirbt nicht mehr so offensiv mit ihrem Heimatstandort.

"Ich muss mir zuweilen anhören, dass ich ein schönes Leben am Strand genießen darf", sagt Moritz Koppensteiner. Der Deutsche lebt seit 18 Jahren in Portugal. Er ist Managing Director beim Werkzeughersteller LN Moldes - und hat dort ganz andere Erfahrungen gemacht. "Gerade im Norden Portugals wird sehr hart gearbeitet. 50 bis 60 Stunden pro Woche sind da keine Seltenheit." Er selbst habe mit seiner Branche noch Glück, sagt er. Die Vorurteile seien kleiner. "Die Werkzeugeinkäufer kennen Portugal." Die Firmen seiner Branche seien seit Jahrzehnten weltweit für ihre Qualität bekannt - auch in Deutschland. Rund 400 Millionen Euro Umsatz machte die Werkzeugbranche in Portugal im vergangenen Jahr. Bereits heute fast ausschließlich im Ausland.

Load-Date: October 2, 2012

Der Weg der Mord-Waffe; Aus Tschechien über die Schweiz nach Deutschland: Über geheime Wege kam der NSU an eine Waffe. Im Prozess hat nun der Mann ausgesagt, der sie verkauft hat.

ZEIT-online

Mittwoch 16. Oktober 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten



Section: NSU-Prozess; Ausg. 42

Length: 998 words

Byline: Tom Sundermann

Body

Die Waffe, mit der neun mutmaßliche Opfer des NSU erschossen wurden, wurde in dem ausgebrannten Haus in Zwickau gefunden.

© Franziska Kraufmann/dpa

Es ist eine Geschichte wie aus einem Agententhriller. Sie beginnt 1996 in Tschechien und endet 2011 in der Asservatenkammer des Bundeskriminalamtes. Sie handelt von klandestinen Transporten und rechtsextremen Seilschaften. Am Ende sind neun Menschen tot.

Am Mittwoch befasst sich der NSU-Prozess mit dem Transport der Pistole Ceska 83, mit der Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt laut Anklage in Deutschland lebende **Migranten** erschossen. Nur so viel ist bisher gesichert: Die Waffe kam über die Schweiz nach Deutschland. Wie sie in die Hände der mutmaßlichen Terroristen gelangte, wurde vor Gericht erst zum Teil behandelt.

Auf der Münchner Anklagebank sitzt auch der letzte Mittelsmann auf dem Transportweg, der Angeklagte Carsten S. Er hat gestanden, sie im Auftrag des ebenfalls angeklagten Ralf Wohlleben in einem rechten Szeneladen in Jena gekauft und später nach Chemnitz gebracht zu haben. Dort übergab er sie an Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt.

1996 in der Schweiz registriert

Was zuvor geschah, hat die Bundesanwaltschaft rekonstruiert. Drei Schweizer aus der Nähe von Bern waren an Kauf und Transport beteiligt - der Waffenhändler Franz S., sein Kunde Peter Anton G. und dessen Bekannter Hans-Ulrich M., der sie nach Deutschland gebracht haben soll. Alle drei sind als Zeugen geladen, doch G. und M. erscheinen erst einmal nicht - die Sitzung am Donnerstag fällt deswegen aus.

Das Gericht kann sich also vorerst nur auf Franz S. stützen, der bis 2005 sein Waffengeschäft führte. Heute arbeitet er als Transportunternehmer. Den Ermittlungsergebnissen zufolge wurde die Ceska 1996 zusammen mit mehreren gleichen Modellen aus Tschechien an einen Großhändler in der Schweiz exportiert, im April erhielt sie Franz S.

Der Weg der Mord-Waffe Aus Tschechien über die Schweiz nach Deutschland: Über geheime Wege kam der NSU an eine Waffe. Im Prozess hat nun der Mann ausgesagt, der....

Der Händler trug die Waffe in sein Registerbuch ein: Ceska Zbrojovka 83, Kaliber 7,65 mm Browning, Seriennummer 034678. Zum Lieferumfang gehörte nicht nur die Pistole an sich, sondern auch ein Schalldämpfer. "Waffen mit Schalldämpfer verkauften sich gut", erinnert sich S. Die Ceska habe es ausschließlich im Set zu kaufen gegeben.

Die Aussage passt zu den Angaben von Carsten S., der zu Prozessbeginn gesagt hatte, der Schalldämpfer sei bei der Pistole "halt dabei" gewesen. Die Bundesanwaltschaft wirft dem Mittelsmann dagegen vor, gerade der Schalldämpfer hätte ihn skeptisch machen müssen, dass die drei Untergetauchten die Waffe eben nicht nur zu ihrer Verteidigung brauchten.

Schon einen Tag, nachdem die Ceska bei Franz S. angekommen war, wechselte sie wieder den Besitzer. Peter Anton G. aus Steffisburg hatte zwei Exemplare bestellt und dafür den in der Schweiz nötigen Waffenerwerbsschein vorgelegt. Ein legaler Kauf, gut 1.000 Franken werde das Paket Pistole plus Schalldämpfer gekostet haben, schätzt der ehemalige Waffenhändler. Ob G. auch Munition bestellt hatte, weiß er nicht mehr. S. trug den Namen des Käufers ins Register ein und gab die Pistolen in die Post, dann war der Fall für ihn erledigt.

Dass die Waffe, die später bei den mutmaßlichen Terroristen landete, ausgerechnet aus der Schweiz kam, dürfte kein Zufall gewesen sein: Die Waffengesetze im Kanton Bern waren damals mehr als liberal. Als sie später verschärft wurden, wurde der Handel für S. so unrentabel, dass er seinen Laden aufgeben musste. Unter anderem erlaubten die Vorschriften vorher noch, dass Besitzer ihre Waffe an jemand anderes weitergeben konnten, ohne sich eine Berechtigung zeigen lassen zu müssen.

So trat die Ceska ihren Weg in Richtung deutscher Grenze an. Laut Rekonstruktion der Ankläger gab G. sie an seinen Kumpel Hans-Ulrich M. Dieser hatte früher in Thüringen gelebt und sich dort mit dem ebenfalls als Zeugen geladenen Enrico T. angefreundet. Beide waren Waffennarren.

Um die Jahrtausendwende erkundigte sich T.s Freund Jürgen L. nach jemandem, der eine Waffe zu verkaufen habe und wurde an M. vermittelt. Spätestens da gelangte die Waffe nach Deutschland. Jürgen L. wiederum suchte im Auftrag von Andreas Sch., einem Mitarbeiter des rechtsextremen Szeneladens Madley in Jena. Dieser hatte Carsten S. versprochen, sich nach einer Waffe umzuhören - und konnte schließlich liefern. Die Ceska ging an den Kurier, der sie dem untergetauchten Trio zur Verfügung stellte.

Eigentlich hatten sich Zschäpe, Mundlos und Böhnhardt von ihrem Botengänger ein deutsches Fabrikat gewünscht - umso erstaunlicher ist, dass letztlich die Ceska zur Mordwaffe wurde. "Dieses Modell war sehr, sehr selten", sagt der Schweizer Waffenhändler S. Acht bis zehn Stück habe er damals mit der Lieferung des Großhändlers erhalten, drei Jahre zuvor schon einmal 20 - für S. sind das geringe Stückzahlen.

Woher kam das übrige Waffenarsenal des NSU?

Doch der NSU hatte noch viele andere Waffen als die Ceska. Auf viele Fragen hat die Anklage keine Antwort: Woher kam das Modell Bruni 315, mit dem die Täter bei zwei der Morde zusätzlich auf ihre Opfer schossen? Woher die Pistolen Radom und TOZ, die beim Mord an der Polizistin Michéle Kiesewetter in Heilbronn zum Einsatz kamen? Und woher all die anderen?

Insgesamt 20 Pistolen, Gewehre und Schreckschusswaffen fanden sich im ausgebrannten Haus des Trios in Zwickau und im Wohnmobil, mit dem Mundlos und Böhnhardt zu ihrem letzten Banküberfall gefahren waren. Hinter der bürgerlichen Fassade in der Zwickauer Frühlingsstraße lagerte ein paramilitärisches Arsenal inklusive 1.600 Schuss Munition. Für weitere Morde waren die Extremisten also bestens gerüstet.

Um den Ceska-Transport vollständig vor Gericht zu durchleuchten, dazu fehlen weiter die Aussagen von Peter Anton G. und Hans-Ulrich M. NSU-Richter Manfred Götzl kündigte an, er werde mit einem Rechtshilfeersuchen an die Schweizer Behörden herantreten, um die Zeugen per Videoübertragung zu vernehmen. Sollte es dazu kommen, können sich G. und M. auf einige knifflige Fragen einstellen. G. behauptet bis heute, er habe die Waffe bestellt, aber nie erhalten.

Der Weg der Mord-Waffe Aus Tschechien über die Schweiz nach Deutschland: Über geheime Wege kam der NSU an eine Waffe. Im Prozess hat nun der Mann ausgesagt, der....

Load-Date: October 16, 2013

End of Document

POLITIK

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

4. April 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: IN DER ZEIT; S. 12; Ausg. 15

Length: 1052 words

Body

2 Schlecker-Frauen Gekündigt - und nun? von frank drieschner

3 USA Das ungerechte Land von martin klingst

4 Karriere Der Aussteiger Roland Koch und sein neues Leben von tina hildebrandt

6 Koalition Worüber die Regierung streitet von peter dausend

Bühnenkunst In Berlin lesen Migranten Hass-E-Mails vor von özlem topÇu

7 Baden-Württemberg Was hat Ministerpräsident Winfried Kretschmann im ersten Jahr erreicht? von mariam lau

8 Deutsche Begegnungen Tagebuch einer Lesereise von roberto saviano

9 Myanmar Haben die Sanktionen den Wandel bewirkt? von angela köckritz

Italien Macht die Krise die Menschen aggressiv? von Birgit Schönau

10 Mord In Emden hat die Polizei das Leben eines Jungen gefährdet von robert leicht

Zeitgeist von josef joffe

11 Toulouse Wir Muslime tragen Verantwortung, wenn Islamisten töten von Muhammad Sameer Murtaza

Dossier

17 Judentum Erstmals seit dem Holocaust werden in Deutschland wieder Rabbiner ausgebildet und in die Gemeinden entsandt von Andrea jeska

18 Wochenschau Berlin Der Prozess gegen den Mann, der 102 Autos anzündete von Hauke Friederichs

Düsseldorf Zwei Messen über Röhren und Drähte von C. Rietz

Geschichte

POLITIK

19 Mittelalter Kinderkreuzzüge - gab's die wirklich? Ein Gespräch mit dem Historiker Nikolas Jaspert

20 Freiheit Das filmreife Leben des Revolutionärs, Journalisten und Armenarztes Georg Kerner von Andreas Fritz

Bildungstest

21 Interview mit der Lehr- und Lernforscherin Elsbeth Stern

So machen Sie mit beim Test

22 33 Fragen aus dem Ressort Wirtschaft

23 34 Fragen aus dem Ressort Feuilleton

25 33 Fragen aus dem Ressort Reisen

27 Die Lösungen - und Buchtipps

Wirtschaft

29 Globalisierung Der Welthandel blüht - trotz Protektionismus. Warum? von Thomas Fischermann und Petra Pinzler

29 Euro-Gruppe Warum kein Deutscher Chef werden sollte

30 Welthandel WTO-Chef Pascal Lamy spürt die Machtlosigkeit

31 Öffentlicher Dienst 6,3 Prozent - und jetzt? Fünf Antworten zum Tarifabschluss von Kolja Rudzio

32 Gas aus der Nordsee Risiko in großer Tiefe von K. Finkenzeller

Fördern vor unserer Küste

33 Benzinpreis Künstliche Aufregung von Fritz Vorholz

34 Weltraum-Politik Der EU fehlt die klare Linie von Claas Tatje

35 Piratenpartei Auf der Suche nach dem Wirtschaftsprogramm von Thomas Fischermann

36 Spanien Wird das Land gefährlich für den Euro? von K. Finkenzeller und M. Schieritz

38 Dividenden Heimische Konzerne schütten groß aus von D. Selbach

Geld und Leben

39 Schlecker Sollte der Staat bürgen? Ein Pro und Contra

Bertelsmann Schlussstrich unter ein verlorenes Jahrzehnt von Götz Hamann

40 Was bewegt... China-Manager Peter Sjoval? von Daniela Meyer

Wissen

41 Hirnforschung Wann ist der Mensch wirklich tot? von Christian Schüle

Bildung Eine Lösung für den Kompetenzstreit zwischen Bund und Ländern von Jan-Martin Wiarda

42 Navigationssystem Die ersten beiden Galileo-Satelliten funktionieren von Dirk Asendorpf

POLITIK

43 Bio Warum es nicht unbedingt besser schmeckt von Alina Schadwinkel

Der Koch Ali Güngörmüs bevorzugt regionale Produkte

44 Grafik Das Verkehrsaufkommen auf Deutschlands Autobahnen

45 Technik Die Suche nach dem perfekten Laufschuh von D. Binnig

49 Kinderzeit Das große Osterrätsel

ZEIT Kinderfilm-Edition (4) "Ein Pferd für Winky"

Feuilleton

51 Gottschalk und Co. Abschied von den alten Meistern von ijoma mangold

DDR Margot Honeckers Triumph von adam soboczynski

53 Kino Helen Mirren, die Queen des britischen Films

54 Oper Andrea Breth inszeniert "Lulu" in Berlin von w. goertz

Brandbrief "Tatort"-Autor J. Greve über die Umsonstkultur

55 Roman John Burnside "In hellen Sommernächten" von clemens j. setz

56 Biografie Marc Spitz "Mick Jagger - Rebell und Rockstar" von stefan hentz

57 Politisches Buch Adam Zamoyski "1812" von volker ullrich

Henryk M. Broder "Vergesst Auschwitz!" von alexander cammann

58 Libyen Ein Gespräch mit Ahmed al-Senussi

Kino Luc Bessons Film "The Lady" von elisabeth von thadden

59 Kunst Damien Hirst wird in der Londoner Tate Modern geehrt von hanno rauterberg

60 Diskothek

61 Museumsführer Das Kulturhistorische Museum in Rostock von dörte blum

Kunstmarkt Wie heutige Galeristen Herwarth Walden nacheifern von tina klopp

62 Buchbranche Barnes & Noble drängt auf den deutschen Markt von alexander pleschka

63 Theater Hollywoodstar Cate Blanchett in Botho Strauß' "Groß und klein" von peter kümmel

64 Glauben & Zweifeln Populäre Religion Der moderne Glaubensmix - seine Chancen und Gefahren von Evelyn Finger

64 Darf man sich seinen Glauben selber basteln? von Maximilian Probst und Patrik Schwarz

65 Kirche ist ein cooler Ort. Wie Kinder multireligiös sozialisiert werden von Stefanie Flamm

66 Über die Unglaublichkeit der Auferstehung von K. Harpprecht

Reisen

POLITIK

67 Mein Wallfahrtsort Fünf profane Pilger und ihr heiligstes Ziel von Benedikt Erenz, Elsemarie Maletzke, Bjørn Erik Sass, Oliver Maria Schmitt und Burkhard Strassmann

69 "Titanic" Eine Reise an die Ostküste Kanadas, wo die letzten Funksprüche ankamen und viele Opfer der Schiffskatastrophe begraben liegen von Peter KÜMMEL

71 Oxford Ein Gespräch über die schönsten Sonnenuhren in der britischen Universitätsstadt

Blickfang

Chancen

73 Handwerk Ein Backberater bringt die Tradition zurück in die Backstuben von Stefanie Bilen

Der Coach Die entscheidenden Zeilen nach einem Bewerbungsgespräch

88 zeit der Leser

Rubriken

2 Worte der Woche

30 Macher und Märkte

42 Stimmt's?/Erforscht & erfunden

52 Wörterbericht

56 KrimiZEIT

57 Impressum

63 Finis/Berliner Canapés

87 LESERBRIEFE

Das Osterrätsel Von Eckstein Was den Großen der Bildungstest Teil 2 ist, ist den jüngeren Lesern das Rätsel der KinderZEIT mit Fragen, die sich um Ostern drehen. Wie schnell zum Beispiel können Hasen flitzen - 30 oder 70 Kilometer pro Stunde? Kinderzeit Seite 49

Here she comes Von Susanne Mayer Sexy? Witzig? Klug? Alle Vorurteile über die Schauspielerin Helen Mirren stimmen. Ein Treffen mit der Queen des britischen Kinos, deren neuer Film jetzt zu uns kommt: "Hinter der Tür" Feuilleton SEite 53

ZEIT Magazin Schön bunt: Blumen in den Modifarben der Saison Schön blöd: Unser Autor wollte ein Haus, jetzt hat er auch noch einen Garten - und Probleme Schon schön: Die interessantesten Produkte für draußen

POLITIK

ZEIT Online Der letzte Stellvertreterkrieg In Angola wirkt der Kalte Krieg noch nach. Erst vor zehn Jahren endete der Bürgerkrieg. Er ließ ein Land zurück, das mit seinen Traumata kämpft www.zeit.de/ausland

Load-Date: April 4, 2012

End of Document

Schwarze Schätze; Ein Gespräch mit dem Musik-Archäologen Rainer Lotz über sein monumentales Projekt »Black Europe«, das die Geschichte schwarzer Musik in Europa erzählt

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

28. November 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: FEUILLETON/MUSIK; Schwarze Schätze; S. 66; Ausg. 49

Length: 1159 words

Byline: Frank Sawatzki

Body

*Der Bonner Musik-Archäologe Rainer Lotz hat mit einem Team von Experten gerade ein Jahrhundertwerk zur Vollendung gebracht. Sie sammelten Text- und Bilddokumente sowie 1200 Tonaufnahmen schwarzer Künstler in Europa von den 1880er bis in die 1920er Jahre, darunter Hunderte von Titeln, die kommerziell noch nie verfügbar waren. Die von Lotz mit herausgegebene Box »Black Europe« füllt Sammlerträume mit Geschichten und Klängen, im selben Moment stellt sie einen Kulturschatz vor, der von **Migration**, Rassendiskriminierung und Auswüchsen der Kolonialmentalität erzählt.*

DIE ZEIT: Herr Lotz, kann man mit einem Projekt wie *Black Europe* heute einen Ort der kollektiven Erinnerung schaffen?

Rainer Lotz: Ich denke, ja. Man wird ein Mammutwerk wie dieses kaum wiederholen können. Von nun an stehen die Informationen über vergessene Kulturen der ganzen Welt zur Verfügung.

ZEIT: Warum haben diese Dokumente bisher kaum Aufmerksamkeit erfahren?

Lotz: Das Publikum hat die Platten von Entertainern damals als Souvenirs erworben, das waren Aufnahmen im Variété oder in der Music Hall. Als die ersten Forscher in Europa anfangen, sich mit schwarzer Musik und mit Jazz zu befassen, waren die Aufnahmen aus der Zeit um den Ersten Weltkrieg herum teilweise schon seit 20 Jahren nicht mehr erhältlich. Und in den großen Jazz-Sammlungen sind sie nicht enthalten. Viele dieser Gruppen waren unter Puristen verpönt, eine schwarze Jazz-Kapelle musste wie Louis Armstrong und Fletcher Henderson klingen. Und wenn sie nicht so klang, dann war es kein Jazz.

ZEIT: Sie verlangen nun eine Würdigung dieser Kulturschätze.

Lotz: Viele dieser in Europa aufgenommenen Songs und Instrumentalstücke sind sensationell. In den zehner Jahren des 20. Jahrhunderts, als man Polka, Mazurka, Walzer und Rheinländer tanzte, produzierten Ensembles wie Ciro's Club Coon Orchestra oder die Versatile Four eine ziemliche Kakophonie. Die Musiker droschen auf Schlaginstrumente ein, schossen mit Pistolen in die Luft, piffen auf Slidewhistles, setzten Banjo-Breaks in ihre

Schwarze Schätze Ein Gespräch mit dem Musik-Archäologen Rainer Lotz über sein monumentales Projekt »Black Europe«, das die Geschichte schwarzer Musik in Europa

Songs und schrien dazwischen. In diesen Darbietungen kann man Vorläufer des Jazz entdecken. Die Geschichtsschreibung in den USA hat das nicht wahrgenommen, in dem Moment, als diese Künstler amerikanisches Territorium verließen, befanden sie sich einfach nicht mehr auf dem Radar.

ZEIT: Gibt es keine vergleichbaren Aufnahmen aus den USA?

Lotz: In den USA hatten die Afroamerikaner zu dieser Zeit in der Regel keinen Zugang zu Tonstudios, sie konnten keine Aufnahmen machen. Das hat rassistische Hintergründe. Aber die Plattenfirmen sahen auch keinen Markt für schwarze Musik, weil das potenzielle schwarze Publikum viel zu arm war. In Europa dagegen gehörte zu jedem Kabarettprogramm ein schwarzer Künstler. Das nannte man dann *Nigger Song and Dance* oder auch *Black and White*, weil viele dieser Entertainer eine weiße Partnerin fanden, mit der sie auftraten. In Amerika wäre das völlig unmöglich gewesen.

ZEIT: Der Rassismus in Europa nahm andere Formen an. Europäer sahen in den Schwarzen Unterhaltungsbedienstete, die nach ihrer Pfeife tanzten und spielten. Die Abbildung einer humoristischen Wochenzeitung stellt einen schwarzen Entertainer im Frack mit einer Weißen im Ballkleid vor. Der Text beginnt mit der Zeile »Komm, du wilder Kannibale!« ...

Lotz: Natürlich gab es auch in Europa Rassismus, unter dem besonders unsere afrikanischen »Landsleute« litten. Die Ankündigungen und Bilder auf den Notenblättern sind rein rassistische Darstellungen. Schwarze Künstler haben in Europa einfach einen unglaublichen Sex-Appeal ausgestrahlt.

ZEIT: Josephine Baker tanzte 1926 nur mit einem Bananenröckchen bekleidet im Variété Folies Bergère in Paris. Sie bediente die bürgerliche Sehnsucht nach Ekstase.

Lotz: Als Sängerin war sie nicht besonders gut, als Tänzerin war sie grottenschlecht, aber die Kombination aus Exotik und Erotik, schwarzer Rhythmik und dem Röckchen, war unwiderstehlich. Sie ist die Einzige aus dieser Zeit, die zum *household name* wurde.

ZEIT: Welcher der über 100 Künstler auf *Black Europe* verdient es heute besonders, wiederentdeckt zu werden?

Lotz: Pete Hampton, der erste Afroamerikaner, der eine Tonaufnahme mit Mundharmonika machte. Hampton improvisierte in jeder Version eines Songs, spielte völlig verquere Noten, stampfte mit den Füßen - Sachen, die Blues-Leute in den USA erst in den 1940er Jahren auf Schallplatten aufnahmen. Er genügte auf der anderen Seite aber auch den Stereotypen, die das Publikum in den »Minstrel-Shows« erwartete, und hat sich selbst mit dem heute undenkbar abfälligen Wort »Coon« vorgestellt, Nigger.

ZEIT: Wie schwarze Rapper, die sich Jahrzehnte später in HipHop-Tracks als »Niggaz« bezeichneten. Damit schlägt man diejenigen vor den Latz, die solche Diskriminierungen in die Welt gesetzt haben.

Lotz: Ja, richtig. Die Sache ist aber auch die: Die schwarzen Künstler von damals waren Profis, sie boten dem Publikum, was es hören wollte. Dazu gehörten auch die von weißen Komponisten verfassten Heimatlieder, *Home Sweet Home* oder *Dear Old Kentucky*, die das Leben in den Südstaaten verniedlichten. Die schwarzen amerikanischen Entertainer haben das gesungen - sicherlich mit der Zunge in der Backe.

ZEIT: Von Afrikanern sind dagegen auch ganz ungeschönte Sprachaufnahmen erhalten.

Lotz: Viele kamen mit Missionaren oder Kolonialherren nach Europa, sie sollten kommende Kolonialverwaltungsbeamte mit ihren Heimatsprachen vertraut machen. Dabei ereigneten sich groteske Dinge. Wie bei einer Gruppe von »Pygmäen«, die, von einem Deutschen begleitet, im Tonstudio waren. Weil wir wissen wollten, was sie damals erzählt haben, bat ich eine Dolmetscherin, die Aufnahmen aus dem Kisuaheli ins Deutsche zu übersetzen. Sie weigerte sich, das sei ein einziger Strom von Obszönitäten. Der Deutsche hatte wohl die »Pygmäen« in der Manier eines Kolonialherrn beschimpft, und die »Pygmäen« zahlten es ihm heim. Das ist

Schwarze Schätze Ein Gespräch mit dem Musik-Archäologen Rainer Lotz über sein monumentales Projekt
»Black Europe«, das die Geschichte schwarzer Musik in Europa

der Traum eines Sprachethnologen: eine Sammlung von Schimpfwörtern in Kiswaheli an der Wende zum 20. Jahrhundert. Das gibt es in keinem Lexikon.

Das Interview FÜHRTE FRANK SAWATZKI

»Black Europe« ist als 44-CD-Box mit zwei opulent ausgestatteten Büchern (allein 1000 Illustrationen und Fotos!) und einer Daten-CD mit Index bei Bear Family erschienen. Das Box-Set stellt über 100 schwarze Musiker, Tänzer und Unterhaltungskünstler in Europa vor. Die Wachswalzen- und Phonographen-Aufnahmen wurden digital restauriert. Die Gebrauchsanweisung des Herausgebers Rainer Lotz lautet: Einlesen und bei Interesse die Musik eines Künstlers auf CD hören - in homöopathischen Dosen

»Komm, du wilder Kannibale!«: Josephine Bakers Schwestern und Brüder erfüllten im kolonialistischen Europa nicht nur die Sehnsucht nach Ekstase

Load-Date: March 25, 2022

Vergiftet vom Krieg nebenan; Das türkische Hatay liegt direkt an der syrischen Grenze. Mehr als unter Granaten und Flüchtlingen leidet man hier unter Gerüchten und Vorurteilen.

ZEIT-online

Freitag 23. November 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: SYRIEN; Ausg. 47

Length: 1360 words

Byline: Lenz Jacobsen

Body

Ein verwundeter Syrer im **Flüchtlingslager** Yayladagi an der türkisch-syrischen Grenze

© Umit Bektas/Reuters

Selten, am Tag vielleicht fünf Mal, ist der Krieg ein lautes Heulen in Antakya. Ein grelles blaues Licht, das durch die engen orientalischen Gassen der türkischen Stadt rast. Notarztwagen mit Opfern der Kämpfe, unterwegs von der syrischen Grenze dort oben in den Bergen in eines der längst überlasteten Krankenhäuser hier unten im Tal. Die Menschen springen dann zur Seite und schauen auf von ihren Teegläsern und Markständen, unterbrechen die Gespräche kurz. Nach wenigen Sekunden ist es vorbei. Dann ist der Krieg wieder ein untergründiges Rauschen und Flüstern in der Stadt.

Keine 20 Kilometer ist Antakya, die Hauptstadt der Provinz Hatay im südlichsten Zipfel der Türkei zwischen Mittelmeer und Syrien, von der Grenze entfernt. Direkt auf der anderen Seite liegt eine der am härtesten umkämpften Regionen im syrischen Bürgerkrieg. Manchmal fliegen Granaten herüber, mehr als 60.000 **Flüchtlinge** haben hier Zuflucht gesucht. Längst hat die türkische Regierung große Teile ihres Militärs an die Grenze verlegt.

Doch man kann eine Woche in dieser Region verbringen, ohne ein einziges Militärfahrzeug, geschweige denn einen Panzer, zu sehen. Das Leben hier ist kein ständiger Ausnahmezustand. Der Unterricht an Schulen und Universitäten geht weiter, die Geschäfte, Märkte, Cafés und Straßen sind so voll wie immer. Es ist nicht gefährlich hier; ein Krisengebiet ist es trotzdem.

"Syrien das demokratischste arabische Land"

In Hatay leben verschiedene ethnische und religiöse Gruppen eng zusammen. Die beiden größten: sunnitische Muslime und alawitische Muslime, teilweise mit türkischen, teilweise mit arabischen Wurzeln; dazu kommen Armenier, Juden, Christen. Der Apostel Paulus hat von hier aus das Christentum in die Welt getragen, seine

Vergiftet vom Krieg nebenan Das türkische Hatay liegt direkt an der syrischen Grenze. Mehr als unter Granaten und Flüchtlingen leidet man hier unter Gerüchten u....

Höhlenkriche thront am Hang über den Minaretten der Stadt. Die Bewohner hier halten sich viel auf ihr Miteinander zugute: "Wir sind eine Region des Friedens", sagen sie.

Straßenszene in Antakya: In der Provinzhaupt geht das Leben vom Krieg unbeeindruckt weiter - zumindest auf den ersten Blick.

© AFP/Getty Images

Aber sie selbst sind es, die jetzt dazu beitragen, dieses fragile, über Jahrzehnte ausbalancierte Miteinander zu gefährden.

In einem Vorort von Antakya dreht sich Hakan in einem imposanten Bürostuhl im Hinterzimmer seines Computergeschäfts und sagt: "Das sind alles Terroristen, das sind Mörder, das ist die Al-Kaida!" Er meint die syrischen Rebellen, die Gegner des syrischen Präsidenten Bashar al-Assad. Der ist Alawit wie Hakan, dessen Großvater einst aus Syrien kam, deshalb fühlt er sich mit ihm verbunden. "Syrien ist das demokratischste arabische Land überhaupt", sagt er, die Berichte über Gräueltaten des Regimes wischt er mit einer unwirschen Handbewegung weg, er glaubt kein Wort davon. "Es sind die anderen, die den Menschen die Köpfe abschneiden."

Von syrischen Kunden habe er gehört, islamistische Terroristen hätten sie aus ihren Dörfern vertrieben. Bald könnten sie auch die alawitischen Ortschaften in der Türkei angreifen, da ist er sich sicher. Vielleicht schon in den kommenden Wochen. "Der Westen weiß gar nicht, was da auf ihn zu kommt!", warnt er. Ein Weltkrieg und die Weltherrschaft der Muslimbrüder - das ist das Szenario, das er fürchtet. Wie er zu seiner Meinung kommt? "Na das ist doch alles ganz offensichtlich", sagt Hakan nur. Selbst war er das letzte Mal vor zwei Jahren in Syrien.

So wie er reden viele in der Region. Hatay brummt nur so vor Gerüchten, hinter vorgehaltener Hand ausgesprochenen Verdächtigungen und Horrorgeschichten. Diese Erzählungen und Theorien müssen nicht falsch sein. Ob sie stimmen, können aber auch die Bewohner der Grenzregion nicht wissen.

Im Februar und im September dieses Jahres gingen die Menschen in Antakya auf die Straße. Eigentlich sollte es eine Demonstration gegen Krieg und Eskalation werden, bewirkt hat sie am Ende das Gegenteil. Anhänger von Assad hielten Poster ihres Helden hoch, die Medien stürzten sich darauf, und so blieb vor allem das Bild türkischer Diktatoren-Fans hängen. Besonders die syrischen Flüchtlinge hier erzählen halb empört und halb beängstigt davon.

"Das sind einfach keine Demokraten"

Mithat Can, ein kleiner grauhaariger Mann mit Schnäuzer und winzigen Äuglein, ist der örtliche Vorsitzende des Menschenrechtsvereins İnsan Hakları Derneği. Er hat die Demonstrationen mitorganisiert. "Wir haben durch die Mikros noch darum gebeten, die Assad-Plakate runterzunehmen", sagt der pensionierte Lehrer, "aber es hat nichts gebracht". Auch Can ist Alawit, und wenn er über die Gegner Assads spricht, dann rutscht selbst ihm manchmal die pauschale Bezeichnung Terroristen heraus. Mittlerweile haben die Behörden in Hatay alle politischen Kundgebungen und Veranstaltungen verboten. "Weil das einfach keine echten Demokraten sind", sagt Can.

Das Paradoxe und Deprimierende in den Gesprächen mit den meisten Bewohnern ist: Sie beteuern ihre Immunität gegen den Virus der Gewalt und der Ignoranz, um ihn dann mit ihren eigenen Worten in die Stadt tragen.

Von Gruppen bewaffneter, islamistischer Terroristen ist da beispielsweise die Rede, die durch die Innenstadt gezogen seien. Fragt man genauer nach, bleibt nicht viel mehr übrig als Männer mit verdächtig langen Bärten und Gewändern.

Bei manchen Themen gibt es geradezu eine Symmetrie der Gerüchte: Burak, ein junger alawitischer Kurde, erzählt, wie syrische Männer mit langen Vollbärten einmal gegen seine Tasche getreten hätten, weil ihnen sein moderner, modischer Bartwuchs nicht gefiel. "Mitten in der Stadt!", ruft er. Und die andere Seite erzählt genau die gleiche Geschichte. Der Flüchtling Omar weiß zu berichten, einer seiner sunnitischen Freunde sei von türkischen Alawiten geschlagen worden, "nur, weil er einen Vollbart hatte!" Auch Omar verlässt das Haus, das er mit seiner Familie gemietet hat, so gut wie nie, weil er sich auf den Straßen unsicher fühlt.

Vergiftet vom Krieg nebenan Das türkische Hatay liegt direkt an der syrischen Grenze. Mehr als unter Granaten und Flüchtlingen leidet man hier unter Gerüchten u....

Auch andere syrische Flüchtlinge klagen: In den Lagern bekomme man nicht einmal genug Essen und Trinken von der türkischen Regierung, geschweige denn eine vernünftige Unterkunft oder gar Waffen für den Kampf gegen Assad. Die Alawiten in Hatay wiederum wollen das Gegenteil wissen. Der türkische Staat tue alles für diese Ausländer, sagen sie. Von 400 türkischen Lira pro Flüchtling und Monat erzählen sie, von nächtlichen Waffenlieferungen für die Rebellen, von Krankenhäusern, die keine Türken mehr aufnehmen, weil sie mit Syrern belegt sind. Solche Dinge. Überprüfen lässt sich das Meiste nicht - auch, weil die Regierung fast niemanden in die Flüchtlingscamps lässt.

Hatay ist längst ein Opfer des Krieges

Der türkische Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan warnt immer wieder davor, die Spaltung in religiöse oder ethnische Gruppen sei die größte Gefahr für den mittleren Osten.

Ganz im Süden seines eigenen Landes sind die Anzeichen dieser Spaltung längst zu erkennen. Im Ausflugsort Harbiye hängten Alawiten trotzig Assad-Portraits vor ihre Souvenirläden - die dann wiederum von wütenden Sunniten zerstört wurden.

Noch sind diese Zwischenfälle an einer Hand abzuzählen, noch sind es nicht mehr als Gerüchte, die der Krieg nach Hatay gebracht hat. Noch geht Burak, der junge kurdische Alawit, am Abend mit seinen Freunden auf ein großes Popkonzert. Und Omar, der fast gleichalte syrische Sunnit, zu seiner Familie am Stadtrand, um mit seiner Verlobten in Syrien zu skypen. An der Oberfläche ist noch alles in Ordnung.

"Es ist nicht die Realität, die uns zu schaffen macht, sondern das, was so erzählt wird", sagt der Menschenrechtsaktivist Mithat Can.

Darum geht es in diesen Monaten in Hatay: Was bedeutet es, wenn direkt nebenan alte Konflikte zu Gewalt eskalieren und aus einem labilen Frieden ein erbitterter Bürgerkrieg wird? Wie lange kann man sich als Nachbar dem Gift des Krieges widersetzen, wie groß ist die Ansteckungsgefahr, wie gut sind die Abwehrkräfte? "Solange es dort Probleme gibt, haben auch wir hier Probleme", sagt Can.

Man sieht es nicht auf den ersten Blick. Doch Hatay, diese schöne, friedliche, lebendigen Region zwischen Mittelmeer und Gebirge ist längst ein Opfer des Krieges.

Load-Date: November 24, 2012

**Schwarze Schätze; Ein Gespräch mit dem Musik-Archäologen Rainer Lotz
über sein monumentales Projekt "Black Europe", das die Geschichte
schwarzer Musik in Europa erzählt**

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

28. November 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: FEUILLETON; Schwarze Schätze; S. 66; Ausg. 49

Length: 1138 words

Byline: Frank Sawatzki

Body

*Der Bonner Musik-Archäologe Rainer Lotz hat mit einem Team von Experten gerade ein Jahrhundertwerk zur Vollendung gebracht. Sie sammelten Text- und Bilddokumente sowie 1200 Tonaufnahmen schwarzer Künstler in Europa von den 1880er bis in die 1920er Jahre, darunter Hunderte von Titeln, die kommerziell noch nie verfügbar waren. Die von Lotz mit herausgegebene Box "Black Europe" füllt Sammlerträume mit Geschichten und Klängen, im selben Moment stellt sie einen Kulturschatz vor, der von **Migration**, Rassendiskriminierung und Auswüchsen der Kolonialmentalität erzählt.*

DIE ZEIT: Herr Lotz, kann man mit einem Projekt wie *Black Europe* heute einen Ort der kollektiven Erinnerung schaffen?

Rainer Lotz: Ich denke, ja. Man wird ein Mammutwerk wie dieses kaum wiederholen können. Von nun an stehen die Informationen über vergessene Kulturen der ganzen Welt zur Verfügung.

ZEIT: Warum haben diese Dokumente bisher kaum Aufmerksamkeit erfahren?

Lotz: Das Publikum hat die Platten von Entertainern damals als Souvenirs erworben, das waren Aufnahmen im Variété oder in der Music Hall. Als die ersten Forscher in Europa anfangen, sich mit schwarzer Musik und mit Jazz zu befassen, waren die Aufnahmen aus der Zeit um den Ersten Weltkrieg herum teilweise schon seit 20 Jahren nicht mehr erhältlich. Und in den großen Jazz-Sammlungen sind sie nicht enthalten. Viele dieser Gruppen waren unter Puristen verpönt, eine schwarze Jazz-Kapelle musste wie Louis Armstrong und Fletcher Henderson klingen. Und wenn sie nicht so klang, dann war es kein Jazz.

ZEIT: Sie verlangen nun eine Würdigung dieser Kulturschätze.

Lotz: Viele dieser in Europa aufgenommenen Songs und Instrumentalstücke sind sensationell. In den zehner Jahren des 20. Jahrhunderts, als man Polka, Mazurka, Walzer und Rheinländer tanzte, produzierten Ensembles wie Ciro's Club Coon Orchestra oder die Versatile Four eine ziemlich Kakophonie. Die Musiker droschen auf Schlaginstrumente ein, schossen mit Pistolen in die Luft, piffen auf Slidewhistles, setzten Banjo-Breaks in ihre

Schwarze Schätze Ein Gespräch mit dem Musik-Archäologen Rainer Lotz über sein monumentales Projekt "Black Europe", das die Geschichte schwarzer Musik in Europa

Songs und schrien dazwischen. In diesen Darbietungen kann man Vorläufer des Jazz entdecken. Die Geschichtsschreibung in den USA hat das nicht wahrgenommen, in dem Moment, als diese Künstler amerikanisches Territorium verließen, befanden sie sich einfach nicht mehr auf dem Radar.

ZEIT: Gibt es keine vergleichbaren Aufnahmen aus den USA?

Lotz: In den USA hatten die Afroamerikaner zu dieser Zeit in der Regel keinen Zugang zu Tonstudios, sie konnten keine Aufnahmen machen. Das hat rassistische Hintergründe. Aber die Plattenfirmen sahen auch keinen Markt für schwarze Musik, weil das potenzielle schwarze Publikum viel zu arm war. In Europa dagegen gehörte zu jedem Kabarettprogramm ein schwarzer Künstler. Das nannte man dann *Nigger Song and Dance* oder auch *Black and White*, weil viele dieser Entertainer eine weiße Partnerin fanden, mit der sie auftraten. In Amerika wäre das völlig unmöglich gewesen.

ZEIT: Der Rassismus in Europa nahm andere Formen an. Europäer sahen in den Schwarzen Unterhaltungsbedienstete, die nach ihrer Pfeife tanzten und spielten. Die Abbildung einer humoristischen Wochenzeitung stellt einen schwarzen Entertainer im Frack mit einer Weißen im Ballkleid vor. Der Text beginnt mit der Zeile "Komm, du wilder Kannibale!" ...

Lotz: Natürlich gab es auch in Europa Rassismus, unter dem besonders unsere afrikanischen "Landsleute" litten. Die Ankündigungen und Bilder auf den Notenblättern sind rein rassistische Darstellungen. Schwarze Künstler haben in Europa einfach einen unglaublichen Sex-Appeal ausgestrahlt.

ZEIT: Josephine Baker tanzte 1926 nur mit einem Bananenröckchen bekleidet im Variété Folies Bergère in Paris. Sie bediente die bürgerliche Sehnsucht nach Ekstase.

Lotz: Als Sängerin war sie nicht besonders gut, als Tänzerin war sie grottenschlecht, aber die Kombination aus Exotik und Erotik, schwarzer Rhythmik und dem Röckchen, war unwiderstehlich. Sie ist die Einzige aus dieser Zeit, die zum *household name* wurde.

ZEIT: Welcher der über 100 Künstler auf *Black Europe* verdient es heute besonders, wiederentdeckt zu werden?

Lotz: Pete Hampton, der erste Afroamerikaner, der eine Tonaufnahme mit Mundharmonika machte. Hampton improvisierte in jeder Version eines Songs, spielte völlig verquere Noten, stampfte mit den Füßen - Sachen, die Blues-Leute in den USA erst in den 1940er Jahren auf Schallplatten aufnahmen. Er genügte auf der anderen Seite aber auch den Stereotypen, die das Publikum in den "Minstrel-Shows" erwartete, und hat sich selbst mit dem heute undenkbar abfälligen Wort "Coon" vorgestellt, Nigger.

ZEIT: Wie schwarze Rapper, die sich Jahrzehnte später in HipHop-Tracks als "Niggaz" bezeichneten. Damit schlägt man diejenigen vor den Latz, die solche Diskriminierungen in die Welt gesetzt haben.

Lotz: Ja, richtig. Die Sache ist aber auch die: Die schwarzen Künstler von damals waren Profis, sie boten dem Publikum, was es hören wollte. Dazu gehörten auch die von weißen Komponisten verfassten Heimatlieder, *Home Sweet Home* oder *Dear Old Kentucky*, die das Leben in den Südstaaten verniedlichten. Die schwarzen amerikanischen Entertainer haben das gesungen - sicherlich mit der Zunge in der Backe.

ZEIT: Von Afrikanern sind dagegen auch ganz ungeschönte Sprachaufnahmen erhalten.

Lotz: Viele kamen mit Missionaren oder Kolonialherren nach Europa, sie sollten kommende Kolonialverwaltungsbeamte mit ihren Heimatsprachen vertraut machen. Dabei ereigneten sich groteske Dinge. Wie bei einer Gruppe von "Pygmäen", die, von einem Deutschen begleitet, im Tonstudio waren. Weil wir wissen wollten, was sie damals erzählt haben, bat ich eine Dolmetscherin, die Aufnahmen aus dem Kisuaheli ins Deutsche zu übersetzen. Sie weigerte sich, das sei ein einziger Strom von Obszönitäten. Der Deutsche hatte wohl die "Pygmäen" in der Manier eines Kolonialherrn beschimpft, und die "Pygmäen" zahlten es ihm heim. Das

Schwarze Schätze Ein Gespräch mit dem Musik-Archäologen Rainer Lotz über sein monumentales Projekt "Black Europe", das die Geschichte schwarzer Musik in Europa

ist der Traum eines Sprachethnologen: eine Sammlung von Schimpfwörtern in Kisuaheli an der Wende zum 20. Jahrhundert. Das gibt es in keinem Lexikon.

Das Interview FÜHRTE FRANK SAWATZKI

"Black Europe" ist als 44-CD-Box mit zwei opulent ausgestatteten Büchern (allein 1000 Illustrationen und Fotos!) und einer Daten-CD mit Index bei Bear Family erschienen. Das Box-Set stellt über 100 schwarze Musiker, Tänzer und Unterhaltungskünstler in Europa vor. Die Wachswalzen- und Phonographen-Aufnahmen wurden digital restauriert. Die Gebrauchsanweisung des Herausgebers Rainer Lotz lautet: Einlesen und bei Interesse die Musik eines Künstlers auf CD hören - in homöopathischen Dosen

Graphic

"Komm, du wilder Kannibale!": Josephine Bakers Schwestern und Brüder erfüllten im kolonialistischen Europa nicht nur die Sehnsucht nach Ekstase

Load-Date: November 28, 2013

Enzensberger und der idiotische Kühlschrank; Hans Magnus Enzensberger äußert sich selten im Fernsehen, aber Überwachung und "Big Data" sind ihm wichtig. Und so fordert er bei "Beckmann" Asyl für Edward Snowden.

ZEIT-online

Freitag 13. September 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten



Section: Überwachung; Ausg. 38

Length: 971 words

Byline: Hannah Lühmann

Body

Der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger bei "Beckmann"

© Marcus Brandt/dpa

Der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger besitzt keinen Facebookaccount, er benutzt kein Onlinebanking, bezahlt nicht mit Paypal und verweigert sich dem Smartphone. "Je smarter, desto schlimmer", sagt Enzensberger und dass er wegen seiner verhältnismäßigen Datenabstinenz eine "absolute Fehlbesetzung" in dieser Runde sei. Die Runde der ARD-Talkshow *Beckmann* besteht neben Enzensberger aus der Daten-Analystin Yvonne Hofstetter, dem Computerwissenschaftler Stefan Wrobel sowie dem FDP-Politiker Gerhart Baum, der unter Helmut Schmidt Innenminister war.

Sie sollen sich in den folgenden 75 Minuten zum Thema "Das digitale Ich - (Über)leben im Datendschungel" austauschen. Es soll also einmal mehr um "Big Data" gehen. Darum, wie die Geheimdienste in Zusammenarbeit mit Großunternehmen wie Facebook und Google mit den täglich von uns im Internet hinterlassenen Riesenmassen an algorithmisch durchforsteten Daten umgehen. Darum, ob und wie die europäischen und amerikanischen Bürger sich vor Vorratsdatenspeicherung und Geheimdienstschnüffelei schützen können. Und ob die institutionalisierte Verletzung unserer Privatsphäre das Ende unserer Bürgerrechte bedeutet.

Wenn Enzensberger sagt, er sei hier eine Fehlbesetzung, ist das natürlich kokett. Immerhin findet er das Thema Datenmissbrauch so relevant, dass er binnen weniger Wochen bereits seinen zweiten Auftritt im öffentlich-rechtlichen Fernsehen zu diesem Thema hat.

Er bleibt einer der wichtigsten engagierten Intellektuellen Deutschlands. Auch wenn er sich immer wieder mit ironischer Wendigkeit der Institutionalisierung als bundesrepublikanischer Vorzeigeaktivist entzogen hat, weiß er um das Gewicht eines jeden seiner öffentlich geäußerten Worte. Und sein derzeitiges Engagement gegen den Datenmissbrauch lässt an die 68er-Proteste gegen die Notstandsgesetzgebung denken, bei denen er in vorderster Reihe stand.

Enzensberger und der idiotische Kühlschrank Hans Magnus Enzensberger äußert sich selten im Fernsehen, aber Überwachung und "Big Data" sind ihm wichtig. Und so f....

Unbegreiflich, dass niemand Snowden Asyl gewährt

Als Enzensberger im August bei *Titel, Thesen, Temperamente* vor "postdemokratischen Zuständen" warnte und den Whistleblower Edward Snowden als einen Helden des 21. Jahrhunderts pries, wurde das von vielen als kleine Sensation aufgefasst - wegen des Gesagten, vor allem aber, weil der 83-jährige seine Auftritte im Fernsehen sehr spärlich dosiert. Eine Äußerung des Schriftstellers zum Datenmissbrauch hat vor allem eine symbolische Dimension. Nun also gleich eine ganze Beckmann-Sendung.

Beckmann ringt darum, von den beiden Datenexperten Hofstetter und Wrobel publikumsverständliche Erklärungen zur Überwachungsdebatte zu bekommen. Wrobel liefert etwa die wenig erhellende Einsicht, "Big Data" bedeute vor allem, dass "wir viel mehr Daten haben". Und Enzensberger legt richtig los. Er sagte, es sei ihm unbegreiflich, dass kein demokratischer Staat in der Lage sei, dem "Aufklärer" Edward Snowden Asyl zu gewähren.

Das kann man als Appell auch an Deutschland verstehen, den Whistleblower aufzunehmen - eine symbolpolitische und freilich gänzlich unrealistische Forderung, wie sie kürzlich auch mit der Verleihung des "Whistleblowerpreises" an Snowden getätigt wurde. Zur NSA sagt Enzensberger, dass "Imperien" wie das aktuelle der Geheimdienste letztlich immer unter der "Größe ihres eigenen Gewichts" zusammenbrächen. "Napoleon in Moskau, Hitler in Berlin".

Enzensbergers Werk besteht - neben der Lyrik, seinen literaturtheoretischen und den politischen Schriften - zu einem großen Teil auch aus medienphilosophischen Erwägungen. Manche waren geradezu prophetisch. In seinem berühmten Aufsatz über den "Medienbaukasten" (1970) hatte Enzensberger bereits die Aufhebung von Sender und Empfänger beschrieben.

Ein fast schon lustiger Moment dieser Sendung findet statt, als der Computertechniker Wrobel zu Enzensberger sagt, "dank Google" sei die Gesellschaft Enzensbergers eigenem Ideal der Mediennutzung so nah gekommen wie man es nie für möglich gehalten hätte.

Enzensberger macht an diesem Abend eines deutlich: technologische Entwicklungen sind nicht zwangsläufig. Wir müssen uns schlicht fragen, was wir wollen. "Ein Kühlschrank, der mir erzählt, was ich essen soll? Das ist doch völlig idiotisch", sagt er in dezent erregt. Es gebe nicht nur künstliche Intelligenz, sondern auch "künstliche Dummheit". Wir müssten uns von der "gemeinsamen Obsession" befreien, dass man die Zukunft berechnen könne.

Altersprivileg, Neues verrückt zu finden

Auch deshalb ist Enzensbergers Auftritt so wichtig und erfrischend: In seiner freundlich koketten Empörung gegen Überwachung und personalisierte Werbung, ärgert er sich bei *Beckmann* über die "Unzumutbarkeit" der Vorstellung, dass es Menschen gebe, die sich freiwillig mithilfe von ans Internet angeschlossenen Pulsmessern überwachen und optimieren.

Zur Veranschaulichung hat Beckmann den Blogger Florian Schumacher eingeladen, um dessen digitalen Beckengürtel vorzustellen, der vibriert, wenn sein Träger eine schlechte Sitzhaltung einnimmt. Schumacher gehört zur "Quantified Self"-Bewegung, die sich einen Sport daraus macht, Gesundheitsdaten über Smartphone-Apps untereinander auszutauschen, digitale Profile zu erstellen. Das soll den Mitgliedern dieser Bewegung helfen, ihr Leben gesünder zu gestalten.

Es ist das analoge Altersprivileg eines Intellektuellen wie Enzensberger, solche Entwicklungen, die möglicherweise zu Massentrends werden, schlicht als "verrückt" darzustellen. Er vertritt den Standpunkt eines intellektuellen Common Sense in einer gesellschaftlichen Diskussion, in der die digitale Verwertungsökonomie des Menschen häufig als selbstverständlich und notwendig angesehen wird.

Korrektur: Wir haben Gerhart Baum versehentlich dem Kabinett von Willy Brandt zugeordnet. Tatsächlich war er Innenminister im Kabinett Schmidt II und Schmidt III.

Enzensberger und der idiotische Kühlschrank Hans Magnus Enzensberger äußert sich selten im Fernsehen, aber Überwachung und "Big Data" sind ihm wichtig. Und so f....

Load-Date: September 13, 2013

End of Document

Förderung

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

25. April 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: TIPPS UND TERMINE; S. 70; Ausg. 18

Length: 159 words

Body

Das Forum Young ***Migrant*** Talents bietet in Hamburg weitere 80 Plätze zur Entwicklung schulischer Potenziale. Neben Fachseminaren und Exkursionen ist der Verein Anlaufstelle für Fragen rund um schulische Aufgaben, etwa Referate, Präsentationen; und für Bewerbungen für Praktika und Gespräche über Ausbildung und Studium. Das Forum Young ***Migrant*** Talents fördert derzeit 250 Stipendiaten in Hamburg, Stuttgart und Berlin. www.young-migrant-talents.org

Wettbewerb

Beim Google Wissenschaftswettbewerb treten junge Forscher im Alter zwischen 13 und 18 Jahren aus der ganzen Welt online gegeneinander an. Die Projekte können in zehn Kategorien eingereicht werden, die reichen von der Computer- bis zur Ernährungswissenschaft. Es wird außerdem ein Sonderpreis "Wissenschaft in Aktion" vergeben. Zu gewinnen gibt's unter anderem Stipendien und eine Expedition zu den Galapagosinseln. Anmeldeschluss ist der 30. April. Weitere Informationen unter www.google-science-fair.com

Load-Date: April 25, 2013

Syriens Konflikte vergiften die Türkei; Der Krieg in Syrien gefährdet auch das Zusammenleben der Religionen in der türkischen Grenzregion. Mely Kiyak war unterwegs im Gebiet der Schmuggler und der Gerüchte.

ZEIT-online

Dienstag 20. August 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  **ONLINE**

Section: SERIE TÜRKISCHE TAGE; Ausg. 34

Length: 1555 words

Byline: Mely Kiyak

Body

Überall in der Stadt wird Abdullah Can Cömerts gedacht. Der 22-Jährige starb an seinen schweren Kopfverletzungen, die er während eines Polizeieinsatzes gegen die Gezi-Proteste in Antakya erlitt.

© Meli Kiyak

Die Türken nennen den Süden ihres Landes "Da, wo die Araber leben". Das ist nicht ganz falsch und nicht ganz richtig. Denn hier direkt an der Grenze zu Syrien in Antakya, wo ich derzeit unterwegs bin, leben auch Armenier und Kurden, Christen und Sunniten, nusairische Alawiten (nicht zu verwechseln mit den anatolischen Aleviten) und Juden. Man spricht entweder arabisch, türkisch oder kurdisch. In der Innenstadt reihen sich alawitische Gebetshäuser an Moscheen und Kirchen. Auf dieses Vielvölkergemisch ist man stolz hier im Süden der Türkei. Auf der anderen Seite der Grenze ist genau das das Problem. Dort wird ein Krieg entlang der ethnischen und religiösen Zugehörigkeiten geführt.

Ich möchte mit eigenen Augen sehen, wie die Situation der syrischen **Flüchtlinge** in den **Flüchtlingscamps** ist. Ich möchte wissen, ob es stimmt, was Premier Erdogan über die Lebensbedingungen seiner "syrischen Gäste" sagt. Dass Lastwagenladungen voller Schulbücher und Spielzeuge spendiert werden, am Tag drei Mal Essen ausgegeben wird und es den Menschen auch sonst an nichts mangelt.

Fünf Zeltcamps gibt es entlang der Grenze. Derzeit, so schätzt die Menschenrechtsorganisationen Insan Haklari Dernegi (IHD), leben 400.000 Syrer in der gesamten Türkei, ungefähr 80.000 in Zeltlagern nahe Antakya.

Als ich versuche, mich um eine Erlaubnis zu bemühen, erfahre ich, dass die Camps für die Öffentlichkeit geschlossen sind, insbesondere für Oppositionspolitiker und Mitglieder ziviler Organisationen und Journalisten.

Was kann der Grund dafür sein?

Ich frage herum. In Krankenhäusern, bei Ärzten, Lehrern, Anwälten, Studenten. Ich lese den Bericht einer Delegation, den die IHD im Februar dieses Jahres angefertigt hat, verfasst unter anderem von einem Arzt, Oppositionspolitiker, Lehrer, Gewerkschaftern und Vertretern der armenischen, alawitischen, tscherkessischen

Syriens Konflikte vergiften die Türkei Der Krieg in Syrien gefährdet auch das Zusammenleben der Religionen in der türkischen Grenzregion. Mely Kiyak war unterwe....

und orthodoxen Vereine und Glaubensgemeinschaften. Man erzählt mir, dass Milizen der Al-Nusra-Front sich in Antakya, mehr noch im nahe gelegenen Reyhanli, für den Kampf auf der syrischen Seite versorgen.

Al-Nusra, so lerne ich, ist eine Untergruppierung von Al-Kaida, die in Syrien für einen islamistischen Gottesstaat kämpft. Im Norden des Landes ringen sie mit den dortigen Kurden um die Vorherrschaft. Die Kurden wollen dort eine autonome Republik nach dem Vorbild des Nordiraks aufbauen. Al-Nusra beansprucht das Gebiet für sich. Die Türkei kann ein kurdisches Nordsyrien nicht gebrauchen. Denn dann gäbe es bereits an zwei türkischen Grenzen eine autonome kurdische Region; die Sorge vor einem "kurdischen Frühling" in der Türkei wächst. Da die Regierung aber gerade in einem Friedensprozess mit den Kurden im Osten des Landes getreten ist, käme es nicht gut an, Panzer an die syrische Grenze fahren zu lassen. Da ist es weitaus praktischer, wenn man Islamisten duldet, die das Problem lösen. Das zumindest vermuten hier viele.

Mindestens zwei Grenzübergänge werden inzwischen nicht mehr durch das türkische Militär kontrolliert, sondern durch radikal-islamische Kämpfer, die unbehelligt über die Grenze hin und her wandern, berichtet die IHD. Die Experten vermuten, dass sich hinter einem der Zeltlager mit dem Namen Apaydin Kampi ein geduldeter Stützpunkt von Radikal-Islamisten verbirgt. Ein weiteres Camp liege für Flüchtlingslager sehr untypisch mitten auf der Grenze mit einem Eingang auf der syrischen und einem Ausgang auf der türkischen Seite. Tagsüber waren in Reyhanli bewaffnete Kämpfer zu sehen - ein Anblick, gegen den sich die türkischen Bürger wehrten. Angeblich hat der Gouverneur die Milizen aufgefordert, ihre Waffen unauffälliger zu tragen, seitdem sehe man junge athletische Männer mit Bärten nur noch selten bewaffnet.

In einer Straße in Antakya, von der es heißt, dass Islamisten sich dort aufhielten, sehe ich Kisten mit Munition zum Verkauf. Als ich meine Kamera auf die Munition richte, versucht mich ein arabisch sprechender Mann auf der Straße zu verscheuchen. Ich versuche es ein zweites Mal und suche den Blickkontakt zu dem Ladenbesitzer, der aber so tut, als bemerke er nicht, dass ich bedrängt werde.

Kampfausrüstungs-Herrenausstatter in Antakya

© Mely Kiyak

In der Stadt herrscht Angst. Sie wird am deutlichsten von christlichen und alawitischen Bürgern geäußert, die die Mehrheit in Antakya stellen: "Wenn es den Islamisten gelingt, sich hier breit zu machen, dann nur, weil es die Regierung duldet. Dann werden wir die Ersten sein, die von ihnen bekämpft werden. Denn wir wollen multikulturell leben - die Islamisten nicht."

Es kursieren viele Geschichten über die syrischen Flüchtlinge. Unschönes und Unwahres ist auch dabei. Zum Beispiel, dass Erdogan alle sunnitischen Flüchtlinge zu türkischen Staatsbürgern gemacht hätte, um die nächsten Wahlen zu gewinnen. Tatsächlich haben syrische Flüchtlinge weder die türkische Staatsbürgerschaft noch ein Wahl- oder Arbeitsrecht. Sie genießen Gastrecht, sind offiziell *misafir*, also Gäste, ein Status, den es so im türkischen Staatsrecht gar nicht gibt, wie mir die Anwältin Hatice Can erzählt.

In den Krankenhäusern in Reyhanli und Antakya würden syrische Kämpfer bevorzugt behandelt, berichtet Selim Matkap, Mitglied der Ärztekammer, im Bericht der Delegation. In manchen Flüchtlingslagern seien plötzlich Krankenstationen mithilfe von - vorwiegend saudischen - Hilfsorganisationen entstanden. Überhaupt habe sich die Zahl von Saudi-Arabern, die sich humanitär engagieren wollen, vervielfacht.

Manche Syrer wollen nicht von Alawiten behandelt werden. Josef Naseh, Mitglied der orthodoxen Gemeinde, erzählt von Slogans, die er in Antakya gehört habe: *Aleviler tabuta, Hristiyanlar Beyrut'a*, "Aleviten in den Sarg, Christen nach Beirut".

Als in Reyhanli im Mai zwei Autobomben hochgingen, 50 Menschen dabei starben und 100 verletzt wurden, sprach Erdogan von "sunnitischen Bürgern, die Opfer wurden". Die arabischen Alawiten in der Grenzregion fragen sich, seit wann es eine Rolle spiele, dass es sich um "sunnitische Opfer" handele. Aus diesen rhetorischen Versatzstücken speist sich die Angst der religiösen Minderheiten in Antakya, aber auch anderswo in der Türkei.

Syriens Konflikte vergiften die Türkei Der Krieg in Syrien gefährdet auch das Zusammenleben der Religionen in der türkischen Grenzregion. Mely Kiyak war unterwe....

Der Krieg in Syrien hat aus einer ehemals großen gemeinsamen türkisch-syrischen Region wieder zwei Länder mit einer Grenze gemacht. Die Wirtschafts- und Tourismuszahlen sind in der Grenzregion eingebrochen, es gibt keinen funktionierenden Warenverkehr mehr, die Exportüberschüsse bleiben in der Türkei und verderben die Preise. Sogar von Frauenhandel ist die Rede, von Zigaretten- und Autoschmuggel sowieso.

Da in den türkischen Medien über die türkisch-syrische Grenzregion nicht so gesprochen wird, fange ich an, alles, was ich sehe und höre, anzuzweifeln. Ist das, was ich sehe, richtig? Schließe ich die richtigen Schlüsse? Ist der Mann mit dem Bart einfach eine Weile nicht zum Friseur gegangen, oder ist er ein Islamist?

Ich wende mich an den Medienverband der Provinz Hatay, damit sie mit mir gemeinsam in all diesen Fragen recherchieren. Doch meine E-Mails und Telefonate bleiben unbeantwortet. Ich bitte die Kollegen eines Fernsehstudios in Antakya, mit mir bis an die Grenze zu fahren oder wenigstens in das Wohngebiet, von dem es heißt, dass dort Radikal-Islamisten wohnen. Sie fassen sich an den Kopf und sagen, ich spinne. Als ich sage, dass wir Journalisten sind und dass es unsere Aufgabe ist, der Wahrheit so nah wie möglich zu kommen, entgegen sie, dass der Journalismus nicht dazu diene, Werbung für Islamisten zu machen.

Polizisten, Wasserwerfer und Blaulichtsirenen fahren uns entgegen

Also setze ich mich in ein Cafe, wo Mitglieder der Occupy-Gezi-Bewegung sich treffen und in Antakya Proteste organisieren. Wer in diesem Raum interessiert sich für die gleichen Fragen wie ich, wem kann ich vertrauen? Nach zwei Tagen, unendlichen vielen Toasts, Tees und Orangensäften habe ich endlich einen Übersetzer gefunden und einen neuen Freund. Sie sind beide Studenten, der eine ein arabisch sprechender Alawit, der andere ein kurdischer Armenier aus der Osttürkei.

Wir setzen uns abends ins Auto und fahren los, Richtung Grenze. Auf einmal, mitten in der Dunkelheit, fahren uns Polizisten, Wasserwerfer und allerhand Blaulichtsirenen entgegen. Für einen Moment denke ich: "Das kann doch nicht sein, dass wir jetzt auffliegen!" Wir drehen auf der Stelle um und fahren mit Vollgas zurück in die Stadt. Kurz darauf erfährt mein Freund, dass es einen Gedenkmarsch für den von Polizisten umgebrachten Abdullah Cömert geben soll. Er hatte sich an den Gezi-Protesten in Antakya beteiligt, den die Polizei mit einem gigantischen Einsatz an Personal, Wasserwerfern und Gas zu verhindern versuchte.

Noch am gleichen Abend und einige Nachrichtensendungen später wird über diesen Polizeieinsatz ausführlich berichtet. Über all das andere nicht.

Load-Date: August 20, 2013

Ä»Die Lesefreude ist gewachsenÄ«; Ein Gespräch mit dem
Bildungsforscher Wilfried Bos Ä¼ber den Unsinn kleiner Klassen und den
Segen zusätzlicher Lehrkräfte

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

13. Dezember 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: ZEIT CHANCEN; Ä»Die Lesefreude ist gewachsenÄ«; S. 73-74; Ausg. 51

Length: 2299 words

Byline: Martin Spiewak

Thomas Kerstan

Body

Thomas Kerstan

DIE ZEIT: Herr Professor Bos, Ihre neuen Studien sind eine kalte Dusche für die Bildungspolitik. Elf Jahre nach dem Pisa-Schock können die deutschen Grundschüler nicht besser lesen. Trotz der vielen Vorleseinitiativen, trotz Sprachtests für Vierjährige, trotz zahlloser Fördermaßnahmen. Weshalb bewegt sich nichts?

Wilfried Bos: Zunächst einmal dürfen bei aller Kritik die guten Nachrichten nicht untergehen.

ZEIT: Und die wären?

Bos: Die deutschen Grundschüler liegen im internationalen Vergleich mit ihren Leistungen im Lesen, in der Mathematik und in den Naturwissenschaften weiterhin über dem Durchschnitt der EU- und der OECD-Staaten. Die Kinder mit Migrationshintergrund konnten zudem in Mathematik und den Naturwissenschaften zulegen und den hohen Stand im Lesen halten. Und die beste Nachricht: Die Lesefreude hat zugenommen. Früher lasen 18 Prozent der Grundschüler nie zum Spaß, heute sind es nur noch zehn Prozent. Es tut sich also was.

ZEIT: Aber doch überraschend wenig. Man hätte angesichts all der Diskussionen um die Bedeutung des Lesens einen Sprung nach vorn erwartet. Stattdessen sind wir beim Lesen nach der leichten Steigerung 2006 auf den Stand von 2001 zurückgefallen. Haben die Fördermaßnahmen keine Wirkung gezeigt?

Bos: Das scheint so, aber genau wissen wir es leider nicht.

ZEIT: Wie bitte? Sie testen die deutschen Schüler doch am laufenden Band.

Ä»Die Lesefreude ist gewachsenÄ« Ein Gespräch mit dem Bildungsforscher Wilfried Bos Ä¼ber den Unsinn kleiner Klassen und den Segen zusätzlicher Lehrkräfte

Bos: Gewiss, aber unsere Untersuchungen erheben immer nur den jeweiligen Istzustand, was die Kompetenzen betrifft, etwa im Lesen. Es gibt dagegen kaum Studien Ä¼ber die Wirksamkeit von FÄ¼rdermaßnahmen. So gibt es in Deutschland mit seinen 16 Bundesländern sage und schreibe 69 verschiedene Sprachförderprogramme - nur zwei davon wurden auf ihre Wirkung hin untersucht.

ZEIT: Wir investieren also viele Millionen Euro in Förderprogramme, die vielleicht gar nichts bewirken?

Bos: So ist es.

ZEIT: Wo bleibt da der Aufschrei der Bildungsforschung?

Bos: Wir Bildungsforscher haben immer wieder auf dieses Versäumnis hingewiesen. Aber diesen Zustand zu ändern ist Aufgabe der Politik.

ZEIT: Welche Versäumnisse beklagen Sie noch?

Bos: Was immer wieder gesagt werden muss: Nach der Grundschule darf der elementare Leseunterricht nicht aufhören. Mehr als zehn Prozent der Schöler lesen so schlecht, dass sie auf einer weiterführenden Schule nicht mitkommen werden. Es muss also in den 5. und 6. Klassen - selbst auf den Gymnasien - weiterhin systematischer Leseunterricht geboten werden. Sonst werden unsere Ergebnisse in den Pisa-Studien, in denen 15-Jährige getestet werden, nicht besser.

ZEIT: Was können wir vom Ausland lernen?

Bos: Lassen wir die Ostasiaten einmal außen vor...

ZEIT: Weshalb?

Bos: In der konfuzianischen Tradition ist der Gedanke tief verankert, dass den Weg zum Aufstieg nur die Bildung öffnet. Wer etwa in China hoher Beamter werden wollte, musste eine schwierige Staatsprüfung ablegen, da wurde der Adel nicht bevorzugt. Das war schon vor 2000 Jahren so. Bei uns ist der Gedanke des Aufstiegs durch Bildung erst rund 150 Jahre alt.

ZEIT: Was können wir denn von Ländern lernen, mit denen wir uns kulturell vergleichen können?

Bos: Von England etwa können wir uns eine funktionierende Schulinspektion abgucken, die die Schulen auf ihre Leistungsfähigkeit überprüft und, wenn es sein muss, Änderungen durchsetzt.

ZEIT: Schulinspektionen haben fast alle unserer Bundesländer inzwischen auch.

Bos: Aber die sind zahnlos, und sie sind untergeordnete Dienststellen der Kultusministerien. In England ist der Ä»Schulinspektor Seiner MajestätÄ«, wie der offizielle Titel lautet, unabhängig von politischen Weisungen, und er kann drakonische Mittel anwenden.

ZEIT: Zum Beispiel?

Bos: Bei Schulen, die ihre Schöler nicht zu angemessenen Leistungen führen, kann er den Schulleiter auswechseln. Diese Maßnahme bringt oft schon eine deutliche Verbesserung.

ZEIT: Wollen Sie damit indirekt den Schulleitern die Schuld an schlechten Schölerleistungen geben?

Bos: Wir wissen, dass Schulleitungen einen großen Einfluss auf die Qualität einer Schule haben. Zumindest kann eine neue Schulleiterin Bewegung in eine verfahrenere Situation bringen.

ZEIT: Und wenn das nicht hilft?

Ä»Die Lesefreude ist gewachsenÄ« Ein Gespräch mit dem Bildungsforscher Wilfried Bos Ä¼ber den Unsinn kleiner Klassen und den Segen zusätzlicher Lehrkräfte

Bos: Dann kann der Schulinspektor in England Schulen oder sogar Bildungsbehörden schließen. Aber es geht nicht um Strafen. Er kann auch Unterstützungsprogramme anordnen, also der Schule mit Beratern und zusätzlichen Lehrkräften helfen, wieder auf die Beine zu kommen.

ZEIT: Was macht uns das Ausland noch vor?

Bos: In den Niederlanden etwa lassen 80 Prozent der Grundschulen, und zwar freiwillig!, ihre Schüler zweimal jährlich von einem Testinstitut - für Experten: dem Cito - testen. Damit kennen sie genau den Leistungsstand ihrer Zöglinge und können die Guten wie die Schwachen gezielt fördern.

ZEIT: Bei uns schreiben die Drittklässler doch auch genormte Vergleichsarbeiten, Vera genannt.

Bos: Das ist natürlich recht spät, um noch eingreifen zu können. Zudem wissen die meisten Lehrer hierzulande nicht, wie man Bildungsstandards und Vergleichsarbeiten nutzt, um Schüler gezielt zu fördern.

ZEIT: Aber beides gibt es doch schon seit Jahren.

Bos: Sie wissen es dennoch nicht.

ZEIT: Kann man von den Lehrern nicht erwarten, dass sie sich das notwendige Wissen selbst aneignen?

Bos: Die Lehrerinnen und Lehrer haben genug damit zu tun, den Unterricht vorzubereiten, sich um die Kinder und Eltern zu kümmern. Da sehe ich die Politik schon in der Bringschuld. Wenn eine Versicherung eine neue Police auf den Markt bringt, dann überlässt sie es auch nicht den Versicherungsvertretern, sich selbst kundig zu machen, sondern sie ruft sie zu Veranstaltungen und Schulungen zusammen, um das neue Produkt zu erklären. Im Schulwesen hingegen werden laufend Reformen beschlossen, aber es gibt keinen Mechanismus, sie planmäßig in den Schulalltag zu tragen.

ZEIT: Lehrer fordern immer wieder, die Klassen zu verkleinern, um die Schüler besser zu fördern.

Bos: Das ist leider die teuerste und wirkungsloseste Maßnahme.

ZEIT: Weshalb?

Bos: Das zeigen wirklich viele Untersuchungen, unsere jetzige Iglu-Lesestudie inklusive. Die Klassengröße wirkt sich positiv auf die Schülerleistungen erst bei unter 16 Schülern pro Klasse aus, und negative Effekte messen wir ab 35 Schülern pro Klasse. Ob nun 20 oder 28 Schüler in einer Klasse sitzen, macht keinen Unterschied. Aber die Verkleinerung der Klassenfrequenzen ist wahnsinnig teuer.

ZEIT: Wie teuer?

Bos: Ich habe das einmal für Nordrhein-Westfalen ausgerechnet. Wenn man dort die Klassenfrequenz etwa von 26 auf 24 Schüler senkte, dann kostete das 600 Millionen Euro pro Jahr!

ZEIT: Wofür würden Sie das Geld stattdessen ausgeben?

Bos: Man könnte, und Länder wie die Niederlande zeigen das, die Klassenfrequenzen moderat erhöhen und stattdessen mehr Speziallehrkräfte bezahlen, die die Schüler gezielt fördern.

ZEIT: Wie könnte das aussehen?

Bos: Der Klassenlehrer etwa macht den normalen Unterricht. Die zusätzliche Lehrkraft, die mehrere Klassen betreut, holt mal die fünf schwächsten Schüler zusammen, um sie speziell zu fördern, oder auch die fünf besten, denen sie anspruchsvollere Aufgaben stellt. Für die Lehrer wäre dies eine Entlastung. Es gibt kaum ein anderes Land, das Lehrern so wenige Unterstützungskräfte gewährt wie Deutschland. Aber ich kann hier nur Ratschläge geben, als Wissenschaftler habe ich kein politisches Mandat.

Ä»Die Lesefreude ist gewachsenÄ« Ein Gespräch mit dem Bildungsforscher Wilfried Bos Ä¼ber den Unsinn kleiner Klassen und den Segen zusätzlicher Lehrkräfte

ZEIT: Gibt es auch wirksame Methoden, die jeder Lehrer einsetzen kann, um das Lesen zu verbessern?

Bos: Gute Resultate bringen etwa sogenannte Lesetandems. Dabei lesen ein schwächerer und ein stärkerer Sch¼ler zusammen einen Text gemeinsam laut vor, bis der Schwächere sich sicher genug fühlt, allein weiterzulesen. Das bringt messbare Fortschritte. Ebenso die Arbeit von ehrenamtlichen Lesepaten, die Kindern vorlesen oder sich von ihnen etwas vorlesen lassen.

ZEIT: Sie haben früher moniert, dass die soziale Schieflage in unserem Bildungssystem nicht behoben ist. Bleiben Sie dabei?

Bos: Ja, auch hier gibt es leider keinen Fortschritt. Noch immer hat ein Akademikerkind - bei gleicher Intelligenz und gleichen Leistungen - eine 3,4-mal größere Chance, aufs Gymnasium zu wechseln, als ein Arbeiterkind. Das ist nicht nur ungerecht, sondern wir verschwenden hier geistige Ressourcen, die wir schon heute dringend brauchen.

ZEIT: Haben wir nicht eh schon genug Akademiker? In Großstädten studiert bald jeder zweite Schulabgänger.

Bos: Es könnten noch mehr sein. Das zeigt nicht nur das Ausland. Nach unserer Studie bekommt vom besten Drittel der Grundsch¼ler wiederum jeder Dritte keine Gymnasialempfehlung. Das sind vorwiegend Kinder aus sozial schwächeren Schichten, die intellektuell dem Gymnasium durchaus gewachsen wären.

ZEIT: Warum behandeln die Grundschullehrer denn die Kinder aus sozial schwachen Elternhäusern so ungerecht?

Bos: Die Lehrer sind nicht schuld daran. In ihrer Prognose berücksichtigen sie nicht nur die Leistung der Sch¼ler, sondern auch das Umfeld. Ein Arbeiterkind hat nicht unbedingt die nötige Unterstützung in der Familie oder in der Schule, die es braucht, um am Gymnasium zu bestehen. Da entscheiden die Lehrer ganz rational.

ZEIT: Wie könnte man den Öebergang gerechter gestalten?

Bos: Wichtig wäre es zum Beispiel, mehr Ganztags gymnasien einzurichten, die ihre Sch¼ler besser betreuen. Oder Gymnasien, die sich ganz gezielt die Förderung sozial schwächerer Sch¼ler auf die Fahne schreiben.

ZEIT: Ganztags schulen führen aber erstaunlicherweise ihre Sch¼ler nicht zu besseren Leistungen.

Bos: Das ist deswegen nicht erstaunlich, weil es dort bislang kein zusätzliches Lernangebot gibt. Man hat Milliarden investiert, um Mensagebäude einzurichten, aber kaum einen Cent in zusätzlichen Unterricht oder sinnvolle Ganztags schulkonzepte. Wir müssen endlich lernen, dass die Qualität der Schulen Ä¼ber den Lernerfolg entscheidet, nicht die Zeit, die jemand in einer Einrichtung verbringt.

ZEIT: Das kostet zusätzlich Geld.

Bos: Man muss klar sehen: Ohne eine finanzielle Umverteilung wird das nicht zu leisten sein. Deutschland investiert zu wenig in die Kindergärten und Grundschulen. Dort also, wo die Basis gelegt wird. Stattdessen geben wir im Vergleich viel Geld für die Oberstufe und die Universitäten aus - wo die Nutznießer vorwiegend aus sozial gut gestellten Familien stammen. Deshalb finde ich es falsch, dass Studiengebühren jetzt Ä¼berall abgeschafft werden. Ich habe es nie begriffen, dass der Student aus gutem Hause kostenlos studiert und der Taxifahrer, der ihn zur Uni fährt, Kindergartengebühren zahlen muss.

»Die Lesefreude ist gewachsen« Ein Gespräch mit dem Bildungsforscher Wilfried Bos über den Unsinn kleiner Klassen und den Segen zusätzlicher Lehrkräfte

Die Studien in KürzelInternationaler GrundschulvergleichDie Studien Timss und Iglu, deren Ergebnisse am Dienstag veröffentlicht wurden, sind eine Art Grundschul-Pisa. Iglu (Internationale Grundschul-Leseuntersuchung) testet im internationalen Vergleich die Lesekompetenz von Schülern am Ende der vierten Klasse. Timss (Trends in International Mathematics and Science Study) prüft ihre Leistungen in Mathematik und den Naturwissenschaften. Weltweit beteiligten sich rund 50 Staaten an den Vergleichen. In Deutschland hierzulande wurden je rund 4000 Viertklässler im Mai/Juni 2011 getestet. Wissenschaftlicher Leiter der Studie ist Wilfried Bos von der TU Dortmund. Die Projektleitung liegt in den Händen der Forscherinnen Heike Wendt (Timss) und Irmela Tarelli (Iglu). Deutschland nahm bereits 2007 an Timss teil, an Iglu 2001 und 2006. Ausgewählte Ergebnisse Die gute Nachricht: Die deutschen Grundschulen schneiden im internationalen Vergleich weiterhin relativ gut ab. Die schlechte Nachricht: Es ist kein deutlich positiver Trend zu vermelden. Gestiegen ist die Leselust. Statt früher 18 Prozent geben nur noch 10 Prozent der Viertklässler an, nie zum Vergnügen zu lesen. Kinder mit Migrationshintergrund zeigen bei der Timss-Studie bessere Leistungen als früher und konnten im Lesen den hohen Stand von 2006 halten. Nur ein Drittel der Schüler wird hierzulande von Hilfslehrkräften im Leseunterricht unterstützt, in Finnland sind es drei Viertel. Mit einer Klassengröße von 21,6 Schülern liegt Deutschland im Durchschnitt der EU-Länder. Mehr Schüler werden schon mit fünf Jahren eingeschult: 2001 waren es erst zwei Prozent, 2011 schon sechs Prozent. Mit sieben wurden 2011 nur noch 16 Prozent eingeschult, 2001 waren es noch fast 30 Prozent. Knapp die Hälfte der Schüler besucht 2011 eine Ganztagsgrundschule (2006 waren es erst 20 Prozent). Der Anteil der weiblichen Lehrkräfte ist weiter gestiegen: von gut 80 Prozent 2001 auf gut 90 Prozent 2011. Hierzulande gibt es nur eine sehr kleine Leistungsspitze: Lediglich 1,5 Prozent der Viertklässler erreichen in allen getesteten Bereichen die höchste Kompetenzstufe. STAN

Bibliografie Wilfried Bos et al. (Hg.): Iglu 2011; Waxmann Verlag, Münster 2012; 274 S., 29,90 €, – Wilfried Bos et al. (Hg.): Timss 2011; Waxmann Verlag, Münster 2012; 314 S., 29,90 €, –

Volle Konzentration beim Lesen- und Schreibenlernen

Der Bildungsforscher Wilfried Bos verantwortet den deutschen Teil der Grundschulstudien. Er ist Direktor des Instituts

für Schulentwicklungsforschung in Dortmund

Load-Date: March 25, 2022

Carsten S. kämpft um Glaubwürdigkeit; Im NSU-Prozess stellt sich der Mitangeklagte Carsten S. den Fragen der Verteidiger von Ralf Wohlleben. Es ist ein Versuch, sich gegen Zweifel abzusichern.

ZEIT-online

Donnerstag 10. Oktober 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten



Section: NSU-Prozess; Ausg. 42

Length: 904 words

Byline: Tom Sundermann

Body

Der Angeklagte Carsten S. im Gerichtssaal des Oberlandesgerichts in München, Juni 2013

© dpa

Carsten S. und Ralf Wohlleben hatten einmal viel gemeinsam. Um die Jahrtausendwende waren sie zwei junge Kerle aus Jena, die gegen Ausländer hetzten, randalierten und sich auch mal prügelten. Gemeinsam engagierten sie sich in der NPD und hielten dann unter höchster Geheimhaltung Kontakt zu den untergetauchten Kameraden Beate Zschäpe, Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt. Ein Jahrzehnt später sitzen sie gemeinsam auf der Anklagebank im NSU-Prozess.

Beiden wird vorgeworfen, Zschäpe, Mundlos und Böhnhardt die Pistole beschafft zu haben, mit der die Kameraden neun **Migranten** ermordet haben sollen - Wohlleben als Auftraggeber, S. als Kurier. Wohlleben schweigt zur Anklage, S. hat die Waffenübergabe gestanden. Heute sind sie Gegner.

Eine Konfrontation der beiden Parteien war bislang ausgeblieben. Nach seiner mehrtägigen Aussage zu Beginn des Prozesses hatte sich S. geweigert, Fragen, der Wohlleben-Anwälte Olaf Klemke und Nicole Schneiders zu beantworten. Nicht nur er selbst wolle sich "nackig machen", argumentierte S. Die Verteidiger des Mitangeklagten akzeptierten den Deal nicht. Auf Anraten seiner Anwälte entschied sich S. doch noch anders - und stellt sich am 45. Prozesstag den Fragen von Schneiders und Klemke.

Die Befragung geht fast nur um die Waffe

Die Befragung taucht tief hinein in die Zeit der Angeklagten in der rechten Szene von Jena. Damals, als S., Wohlleben und der Kamerad André K. vor dem Haus Fußball mit S.' Neffen afrikanischer Abstammung spielten, dessen Vater "nicht gerade reinen deutschen Blutes ist", wie Klemke anmerkt. Es war die Zeit, als S. auf Wunsch des NSU-Trios und auf Wohllebens Auftrag hin die Pistole Ceska 83 in einem rechten Szeneladen mit Geld besorgte, das Wohlleben ihm gegeben hatte, wie S. aussagte. Später fuhr er mit dem Zug nach Chemnitz, um sie Mundlos und Böhnhardt zu überreichen.

Carsten S. kämpft um Glaubwürdigkeit Im NSU-Prozess stellt sich der Mitangeklagte Carsten S. den Fragen der Verteidiger von Ralf Wohlleben. Es ist ein Versuch,

In Klemkes Befragung dreht sich fast alles um die Waffe, es geht um kleinste Details. Der Anwalt will noch einmal wissen, wie der Kauf ablief. S. will von Wohlleben in das Geschäft geschickt worden sein, wo der Verkäufer Andreas Sch. arbeitete. Der hörte sich um und nannte S. beim nächsten Treffen einen Preis - nach dessen Angaben 500 bis 1.000 Mark. S. ist nicht mehr sicher, ob er sich den Kauf daraufhin von Wohlleben absegnen ließ oder direkt zusagte. In dem Fall "hätten Sie Herrn Wohllebens Zustimmung ja nicht gebraucht", sagt Klemke. S. entgegnet, sie hätten vielleicht zuvor ein Preislimit vereinbart.

Auch die Übergabe der Ceska ist Thema: Warum, fragt Klemke, fuhr S. mit einer gefährlichen Waffe im Zug nach Chemnitz, wenn er auch das Auto seiner Mutter hätte nehmen können? "Mir wurde das gesagt, ich hab's gemacht", antwortet S. "Haben Sie nie nachgedacht, wenn Ihnen jemand was gesagt hat?", erkundigt sich der Anwalt. S. verneint.

Klemke ist ein akribischer Befrager, der die Akten genau studiert hat. Er stellt akkurate Fragen und führt Zeugen aufs Glatteis. Bei S. funktioniert das nicht, er hat immer wieder erwähnt, dass seine Erinnerung in weiten Teilen nur vage ist. Doch dadurch gewinnt Klemke Punkte, die er zu Wohllebens Entlastung auslegen kann. Könnte S. nicht autonom gehandelt haben, als ihm heute bewusst ist oder er zugeben will? Das ist die Botschaft, die sich durch die gesamte Befragung zieht. Die sorgfältige Untersuchung jeder Erinnerungslücke kann auch ein Versuch sein, S.' Glaubwürdigkeit zu zerreiben.

Das Ringen um Integrität hatte S. erst dazu gebracht, der Befragung zuzustimmen. In seiner Verweigerung zuvor spiegelte sich die Wut auf Wohlleben, der S. damals zu der Tat angestiftet haben soll, wegen der er heute angeklagt ist. Um sich zur neuen Vernehmung durchzuringen, musste sich S. den Verletzungen von damals, seiner möglicherweise noch heute vorhandenen Angst vor dem damaligen Freund stellen. Auch juristische Gründe spielten mit: Hätte er als wichtigster Belastungszeuge gegen Wohlleben weiter geschwiegen, hätte dieser mangels Haftgründen eventuell aus der Untersuchungshaft entlassen werden müssen.

Also versucht er weiter, sich zu erinnern, so gut es geht. Er spricht von den "Bildern", die ihm eingefallen seien und ihm als Eckpunkte für sein Gedächtnis dienen. Gespräche fallen ihm kaum wieder ein. Er ist sich sicher, dass es Wohlleben war, der ihm damals den Kaufpreis für die Waffe gab - nur hat er keinen Satz mehr im Kopf, der das belegt. "Ich weiß es einfach", sagt er. Er muss hoffen, dass ihm die Richter glauben.

Die Sitzung endet mit einem aufsehenerregenden Beweisantrag des Nebenklage-Anwalts Peer Stolle. Es geht um elf Seiten einer Art Geburtstagszeitung, die der Jenaer Kamerad André K. 1998 von Wohlleben und einer Freundin geschenkt bekam. Die elf Seiten sprühen nach Stollens Angaben vor rechtem Hass - so finde sich darin eine "Todesliste" mit den Namen Gerhard Schröder, Joschka Fischer und Ignatz Bubis. An anderer Stelle werde vorgeschlagen, das Konzentrationslager Buchenwald in eine "Gastankstelle" umzuwandeln. Auch bekannte Gesichter fänden sich darin: Uwe Mundlos erscheine in einer Kontaktanzeige, ein anderes Foto zeige ihn mit André K. und dem im Prozess angeklagten Holger G.

Stolle beantragt, das zynische Geburtstagsgeschenk als Beweis einzuführen - es belege die Bereitschaft der Szeneangehörigen, ihre politischen Ziele mit Terrorismus durchzusetzen. Das Dokument sei ein Ausdruck von "Vernichtungsfantasien".

Load-Date: October 10, 2013

Verdrängen hilft nicht mehr; Das Attentat von Beirut zeigt: Der Libanon ist längst Teil des syrischen Bürgerkriegs

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

21. November 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK; Verdrängen hilft nicht mehr; S. 15; Ausg. 48

Length: 1085 words

Byline: Andrea Böhm

Body

Frieden ist manchmal nichts weiter als die Fähigkeit, die Nähe des Krieges zu verdrängen. Der Libanon ist ein Meister dieser Kunst. Die fehlende Aufarbeitung des Bürgerkriegs in den siebziger und achtziger Jahren wurde von den glitzernden Silhouetten des Wiederaufbaus verdeckt. Politische Attentate nicht aufzuklären ist hier eine geübte Methode der Konfliktvermeidung. Und noch bis vor Kurzem schien die Verleugungsstrategie der politischen Elite angesichts des syrischen Bürgerkriegs aufzugehen.

Die Verheerungen im Nachbarland, die **Flüchtlingsströme** Richtung Libanon - all das wurde in Beirut mit rhetorischen Beschwichtigungen und Nichteinmischungsgelübden beiseitegewischt. Das schien nicht die dümmste Strategie zu sein für ein kleines Land, das, eingegrenzt von den mächtigen Nachbarn Israel und Syrien, fast den gesamten Konfliktstoff des Nahen und Mittleren Ostens vereint: die Kluft zwischen Sunniten und Schiiten, zwischen Muslimen und Christen, zwischen mächtigen Familienclans, zwischen verfeindeten Gruppen palästinensischer **Flüchtlinge**.

Spätestens seit dem Anschlag am vergangenen Dienstag funktioniert das so nicht mehr. Mehr als 20 Menschen starben, als sich zwei Selbstmordattentäter vor der iranischen Botschaft in die Luft sprengten. Über 140 erlitten zum Teil schwere Verletzungen. Die Botschaft liegt im Süden von Beirut, in einem von der schiitischen Hisbollah-Miliz dominierten Stadtteil unweit des größten Fußballstadions, in dem ausgerechnet an diesem Abend ein Länderspiel Libanon gegen Iran angesetzt war.

Zur Tat bekannten sich die sunnitischen Abdullah-Azzam-Brigaden, die Al-Kaida nahestehen. Das jedenfalls lässt sich aus einem Twitter-Post ihres religiösen Oberhauptes schließen, wonach der Anschlag eine »doppelte Märtyrer-Operation zweier sunnitischer Helden aus dem Libanon« gewesen sei. Damit steckt man auch schon mitten drin im syrischen Krieg.

Die militärischen Fronten dort haben sich verschoben: das überwiegend schiitisch-alawitische Regime um Präsident Baschar al-Assad, vor einigen Monaten noch in der Rückwärtsbewegung, verzeichnet dank Rüstungshilfe aus Russland sowie Elitetruppen des Irans und der Hisbollah wieder Bodengewinne. Die Rebellen, geschwächt durch interne Konflikte und die zunehmende Präsenz extremistischer sunnitischer Milizen, darunter auch der Abdullah-Azzam-Brigaden, geraten derzeit vor allem im syrisch-libanesischen Grenzgebiet massiv unter

Verdrängen hilft nicht mehr Das Attentat von Beirut zeigt: Der Libanon ist längst Teil des syrischen Bürgerkriegs

Druck. Den Anschlag vom Dienstag darf man zum einen als Reaktion auf die militärischen Erfolge der Achse Damaskus - Teheran - Hisbollah sehen, zum anderen als Botschaft an Hisbollah-Führer Hassan Nasrallah: »Sieh her, wir können den Krieg auch zu dir nach Hause tragen.«

Im Mai dieses Jahres hatte Nasrallah die militärische Allianz mit Syriens Präsidenten Assad ganz offen proklamiert und damit das Schicksal seiner Organisation mit dessen politischem Überleben verknüpft. Das war nicht der erste und auch nicht der einzige, aber vielleicht der folgenreichste Bruch des innerlibanesischen Stillhalteabkommens.

Schiiten und Sunniten aus dem Libanon zündeln in Syrien mit

Das bestand nämlich aus zwei Teilen: einer offiziellen, letztlich wertlosen, Erklärung aller politisch-militärischen Fraktionen aus dem Juni 2012, sich nicht in den Syrien-Krieg einzumischen; und einem inoffiziellen Agreement, im eigenen Land nicht darüber zu reden, wenn man beim großen Nachbarn mitzündelt. Gezündelt hat von Beginn an freilich nicht allein Hisbollah. Noch vor Nasrallahs Bekenntnis im Mai wurden sunnitische Politiker beschuldigt, ihrerseits den Waffennachschub aus Saudi-Arabien an syrische Rebellen zu organisieren.

Syrien ist in diesem Jahr endgültig zum Schauplatz eines Stellvertreterkriegs zwischen den beiden Regionalmächten Saudi-Arabien und dem Iran geworden. Der Libanon war zwar schon lange vorher eine Bühne für diesen Machtkampf, ausgetragen durch die beiden innenpolitischen Blöcke - auf der einen Seite die prosyrische Hisbollah samt Verbündeten, auf der anderen Seite die sunnitisch dominierte, antisyrische Bewegung »Future« samt Verbündeten. Beide Seiten haben nun ihr politisches Schicksal mit dem Ausgang des Krieges in Syrien verknüpft und legen damit die gleiche Kompromisslosigkeit an den Tag, die ihre Schutzmächte in Riad und Teheran derzeit auf dem dortigen Schlachtfeld vorgeben. Im Libanon hat das zur politischen Blockade und zur Lähmung eines ohnehin schon schwachen Staates geführt. Und dies just zu einem Zeitpunkt, da über eine Million Flüchtlinge im Land sind, was bei einer Gesamtbevölkerung von rund vier Millionen Menschen immerhin einem Viertel entspricht.

Die Folgen kann man in Grenzzonen wie Aarsal in der Bekaa-Ebene unweit der syrischen Grenze beobachten. Die Stadt hat inzwischen genauso viele Flüchtlinge wie Einheimische, und wegen der Militäroffensive auf der anderen Seite der Grenze strömen täglich weitere Verzweifelte herein. Moscheen, Schulen, Hochzeitshallen dienen als Notunterkünfte, rundherum in den Hügeln wachsen Zeltsiedlungen bei inzwischen winterlichen Temperaturen. Syrische Kampfflugzeuge fliegen immer wieder Angriffe, weil die Gegend rund um Aarsal als Rückzugsgebiet der Rebellen gilt, während ein paar Hügel weiter wieder die Hisbollah dominiert. Dazwischen frieren an Checkpoints die Soldaten einer überforderten libanesischen Armee, während das UN-Flüchtlingshilfswerk kaum mit dem Registrieren hinterherkommt und ein paar Hundert einheimische Helfer es irgendwie schaffen, Nostrationen, Decken und Medikamente zu verteilen.

Auf diese Weise frisst sich der Krieg von den Rändern her weiter ins Land. Vom Norden in Tripoli, wo sich schon seit zwei Jahren militante Sunniten und Libanons alawitische Minderheit Straßenkämpfe liefern. Gleichzeitig - und das ist wieder typisch libanesisch - wird einige Stadtteile weiter ein Filmfestival eröffnet. Aus Trotz, wie die Organisatoren sagen, und um der Gewalt etwas entgegenzusetzen.

Auch in Beirut konnte man am Dienstagabend fast so tun, als wäre nichts gewesen. Das Fußballspiel zwischen dem Iran und dem Libanon fand statt - nur wenige Hundert Meter Luftlinie von den ausgebrannten Autowracks entfernt. Der Iran gewann 4 : 1, allerdings vor leeren Rängen. Nach dem Anschlag waren als Vorsichtsmaßnahme die Zuschauer ausgeschlossen worden. Auch das ist eine sehr libanesische Lösung.

VON ANDREA BÖHM

Vor der iranischen Botschaft werden die Opfer geborgen

Load-Date: March 25, 2022

Verdrängen hilft nicht mehr Das Attentat von Beirut zeigt: Der Libanon ist längst Teil des syrischen Bürgerkriegs

End of Document

Hunderttausende fliehen vor Kämpfen in Mali; In Mali in Westafrika befinden sich 200.000 Menschen auf der Flucht vor Gewalt in ihrem Land. Rebellen versuchen in Timbuktu, die Scharia einzuführen.

ZEIT-online

Dienstag 3. April 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: BÜRGERKRIEG; Ausg. 14

Length: 338 words

Body

Flüchtlinge auf dem Weg nach Mauretanien

© Panapress/dpa

Wegen der Unruhen im westafrikanischen Staat Mali befinden sich nach UN-Angaben 200.000 Menschen auf der Flucht. Etwa 107.000 davon seien Vertriebene im eigenen Land, der Rest sei in die Nachbarländer Mauretanien, Niger, Burkina Faso und Algerien **geflüchtet**, teilten das **Flüchtlingskommissariat** UNHCR und das Welternährungsprogramm (WFP) der Vereinten Nationen in Genf mit.

Angesichts einer wachsenden Zahl bewaffneter Gruppen im Norden Malis werde die Lage immer gefährlicher, sagte das UNHCR. Die Büros und Lagerräume des WFP in den nordmalischen Städten Gao, Kidal und Timbuktu seien geplündert worden.

Wegen des von der westafrikanischen Wirtschaftsgemeinschaft Ecowas verhängten Embargos bildeten sich in der malischen Hauptstadt Bamako lange Schlangen vor den Tankstellen. Einige Tankstellen schlossen aus Angst vor Plünderungen.

Die Militärjunta hatte im März die Regierung von Präsident Amadou Toumani Touré gestürzt. Als Grund für den Putsch nannte sie die Unfähigkeit der Regierung, die Rebellion der Tuareg im Norden Malis zu beenden. Die Tuareg kämpfen seit Jahren für die Unabhängigkeit ihrer Region Azawad. Am Dienstag will sich der UN-Sicherheitsrat in einer Dringlichkeitssitzung mit der Lage in Mali befassen.

Rebellen wollen in Nord- Mali islamisches Recht einführen

Eine islamistische Gruppe, die gemeinsam mit den Tuareg-Rebellen für die Unabhängigkeit von Nord-Mali kämpft, will in Timbuktu die Scharia, das islamische Rechtssystem, einführen. Die Gruppe habe Radiostationen aufgefordert, keine internationale Musik mehr zu spielen, sagten Einwohner. Zudem sollten Frauen keine Hosen, sondern nur noch Röcke und Kleider tragen. Die Gruppe Ansar Dine kämpft zusammen mit den Tuareg-Rebellen der MNLA (Nationale Bewegung für die Befreiung des Azawad) für eine Abspaltung des Nordens. Das Gebiet, das

Hunderttausende fliehen vor Kämpfen in Mali In Mali in Westafrika befinden sich 200.000 Menschen auf der Flucht vor Gewalt in ihrem Land. Rebellen versuchen in

die Rebellen für sich beanspruchen, reicht von den Grenzen zu Algerien und Niger bis zum Fluss Niger, der außerhalb von Timbuktu verläuft.

Load-Date: April 4, 2012

End of Document

Snowden paralyziert die Politik; Den Whistleblower nach Berlin holen? Die Aufklärung des NSA-Skandals schleift, weil keiner darüber entscheiden will. Ein potenzieller Minister hält sich besonders zurück.

ZEIT-online

Mittwoch 6. November 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: NSA-Skandal; Ausg. 44

Length: 868 words

Byline: Tilman Steffen

Body

Der amtierende Kanzleramtsminister Ronald Pofalla nach der Sitzung des Parlamentarischen Kontrollgremiums

© Rainer Jensen/dpa

Soll US-Whistleblower Edward Snowden in Deutschland **Asyl** erhalten oder nicht? Entscheiden müsste dies in letzter Konsequenz die Bundesregierung, das letzte Wort hat das Bundesjustizministerium. Doch dessen Chefin ist eben nur noch geschäftsführend im Amt.

Und genau da beginnt das Problem: Von denen, die diese Entscheidung in Zukunft womöglich treffen müssen, will sich vorerst keiner festlegen. Unisono sperren sich die potenziellen Koalitionäre von Union und SPD dagegen, den NSA-Aussteiger Snowden nach Deutschland zu holen. Egal, wie viel man von ihm über die Spionageaktivitäten des US-Geheimdienstes in Deutschland erfahren könnte.

Statt dessen soll nun die amtierende Bundesregierung untersuchen, ob ein noch zu bildender Untersuchungsausschuss des Bundestages Snowden in Moskau befragen könnte. Das dürfte dauern.

Immerhin, selbst für die Union ist Snowden mittlerweile keine Unperson mehr: Galt er CDU und CSU im Sommer noch als Störfaktor im deutsch-amerikanischen Verhältnis, ist er für die Konservativen nun von Interesse. Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich will "prüfen, unter welchen Bedingungen Snowden Informationen geben könnte". Asyl für ihn lehnt der CSU-Politiker allerdings ab.

Vertretbares Risiko

Schließlich kann niemand ganz ausschließen, dass Ausländerbehörden und Gerichte Snowden eben doch keine politische Verfolgung attestieren würden. In diesem Fall müsste Deutschland ihn den USA überstellen, ein entsprechendes Ersuchen der Washingtoner Regierung liegt in Berlin bereits vor. Es sei denn, der Bundesjustizminister lege sein Veto ein - und riskierte damit ein ernstes Zerwürfnis zwischen den USA und Deutschland.

Snowden paralyisiert die Politik Den Whistleblower nach Berlin holen? Die Aufklärung des NSA-Skandals schleift, weil keiner darüber entscheiden will. Ein potenzi....

Der Grünen-Geheimdienstkontrollleur Hans-Christian Ströbele, der Snowden vergangene Woche an geheimem Ort in Moskau besuchte, hält das Risiko für den Informanten gleichwohl für vertretbar. Snowden aus seinem geheimen Moskauer Übergangsquartier nach Deutschland zu fliegen, bedeute keine Gefahr für den 30-jährigen, sagt er. In neun Monaten läuft Snowdens Aufenthaltsrecht ab. Die Russen könnten ihn in ein Flugzeug setzen, noch auf der Gangway in Berlin könnte Snowden mündlich Asyl begehren.

Im Sommer hätte sicher auch Ströbeles Parlamentskollege Thomas Oppermann (SPD) nichts gegen dieses Vorgehen gehabt - wenn die Frage sich denn damals gestellt hätte. Im August - als Kanzleramtsminister Ronald Pofalla den Verdacht massenhafter Überwachung durch die NSA für entkräftet erklärte, war die Spitzerei des US-Geheimdienstes ein schwer zu greifendes Problem. Seitdem mit Snowdens Hilfe aber der Zugriff der NSA auf ein Handy der Kanzlerin bekannt wurde, ist der Handlungsdruck auf die politisch Verantwortlichen gestiegen.

Allgemeiner Sinneswandel

Doch wer demnächst welche politische Verantwortung trägt, ist unklar. Erst gegen Ende der Koalitionsverhandlungen von CDU, CSU und SPD wird feststehen, wer Justiz- oder Innenressortchef wird.

Nicht unwahrscheinlich ist, dass dann der Innen- und Rechtspolitiker Oppermann als Justizminister einer Großen Koalition über Snowden entscheiden müsste - und damit über die Zukunft des deutsch-amerikanischen Verhältnisses.

Klicken Sie auf das Bild, um die Grafik zu vergrößern.

© ZEIT ONLINE

Entsprechend vage bleibt der Sozialdemokrat derzeit. Nach früheren Sitzungen der Geheimdienstkontrollleure nahm er die schwarz-gelbe Bundesregierung und ihren Kanzleramtsminister wortreich in die Zange. So hielt Oppermann im Sommer ein angedachtes Anti-Spionageabkommen mit den USA noch für "weitgehend wertlos".

Heute schwieg er dazu. Was Snowden angeht, vertritt er mittlerweile dieselbe Haltung wie die Unionsvertreter: Die Bundesregierung solle prüfen, ob man Snowden in Moskau befragen könne, alles andere sei zu riskant. "Man kann ihn nicht einladen, wenn man nicht ausschließen kann, dass er nicht abgeschoben werden muss," sagt Oppermann.

USA sollen Geheimdienstmaterial liefern?

Zugleich spielt er die Erwartungen an eine Vernehmung des Spionage-Aussteigers herunter: Snowden habe keine geheimen Unterlagen mehr über die NSA, weil er sämtliche Daten Journalisten übergab. Aber auch dafür hat er eine Lösung: "Wir erwarten von den USA, dass sie uns diese Materialien zur Verfügung stellen", sagt Oppermann - ein berechtigtes Anliegen, aber ohne jede Erfolgschance. Denn die bisherigen Reaktionen aus Washington zeigen, dass man dort die Sorgen der Deutschen generell für übertrieben hält.

Auch Oppermanns CDU-Kollege Michael Grosse-Brömer redet heute anders als vor einigen Monaten. Im August sprach er noch von zusammenfallenden "Luftschlössern der Opposition" und äußerte die Hoffnung, dass sich "die Stimme der Vernunft" in der SPD durchsetzen möge. Heute griff er den Vorstoß des Grünen Ströbeles auf, sich baldmöglichst mit den Geheimdienstkontrollleuren der beiden US-Parlamentskammern zusammenzusetzen. "Ich werde mich darum kümmern", versprach er.

Nach dem Gespräch mit seinen Kollegen habe er den Eindruck, dass mit den USA eine "neue Zusammenarbeit" möglich werden könne. Für ihn sei entscheidend, "verlorenes Vertrauen zurückzugewinnen". Auch das klingt deutlich anders als im Sommer.

Load-Date: November 6, 2013

Snowden paralysiert die Politik Den Whistleblower nach Berlin holen? Die Aufklärung des NSA-Skandals schleift, weil keiner darüber entscheiden will. Ein potenzi....

End of Document

Bushido und die Meute; Jetzt hat man also herausgefunden, was der Rapper selbst immer behauptete: Er hat Kontakte ins hochkriminelle Milieu. Wurde er gerade deshalb von allen hofiert?

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

25. April 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: FEUILLETON; Bushido und die Meute; S. 52; Ausg. 18

Length: 1223 words

Byline: Thomas Groß

Body

VON THOMAS GROSS

Im Nachhinein will es wieder keiner gewesen sein, nicht die Politik, nicht das Fernsehen, nicht jene Zeitungen, die ihn so lang und ausdauernd hofierten. Die Gala-Bilderstrecke zu seiner Hochzeit: Schnee von gestern. Das Foto mit Innenminister Friedrich: ein zufälliger Schnappschuss, der keine Rückschlüsse auf persönliche Beziehungen zulässt. Von Horst Seehofer fehlt bislang eine Stellungnahme, doch er wird drei Kreuze schlagen drunten im christlichen Bayern. Das hätt' was gegeben, wäre Bushido damals auf sein Angebot eingegangen, mal eben schnell einen CSU-Rap hinzulegen.

Es war ja auch so eine schöne Geschichte: **Migrantensohn** aus prekären Verhältnissen schafft es vom Rand der Gesellschaft in die Mitte, ein deutscher Entwicklungsroman, nahezu biblisch in ihrer Variation des Motivs vom verlorenen Sohn. Dass das Stoff fürs Kino ist, hat kein Geringerer als Bernd Eichinger erkannt. Für alle, denen Bushidos Sprechgesang in Reinform zu rüde war, sein Hals zu tätowiert, seine gesamte Erscheinung noch nicht holzschnittartig genug, drehte er eine familientaugliche Version. Unvergessen, wie Bushido, seine Mama und die deutsche Öffentlichkeit sich am Ende vor der Kulisse des Brandenburger Tors weinend in den Armen liegen, als wäre schon wieder Mauerfall. Jetzt muss die Geschichte neu geschrieben werden.

Seit der *stern* vergangenen Donnerstag mit einer Recherche herauskam, die den Verstrickungen des Berliner Rappers in die hauptstädtische Halbwelt nachgeht, ist nicht nur ein Märchen dahin, plötzlich muss man die Freunde Bushidos mit der Lupe suchen. Die Vorwürfe: Er soll der verlängerte Arm eines mafiös organisierten Clans in Berlin-Neukölln sein, gegen deren Chefs, die Brüder Abou-Chaker, wegen Zuhälterei, Geldwäsche, Drogen- und Menschenhandel ermittelt wird. Bushido als Frank Sinatra in Jogginghosen: Wer etwas auf sich hält, geht auf Distanz, fordert die Rückgabe des Integrations-Bambis oder lässt zumindest publikumswirksam seine Empörung ausrichten. Vom Quotenbringer zur Persona non grata, so schnell hat sich der Wind selten gegen einen erklärten Publikumsliebbling gedreht. Wüsste man gar nichts über den Mann, den alle nur unter seinem Nom de Guerre kennen, man könnte den Eindruck gewinnen, er habe die Nation arglistig über seine wahre Natur

Bushido und die Meute Jetzt hat man also herausgefunden, was der Rapper selbst immer behauptete: Er hat Kontakte ins hochkriminelle Milieu. Wurde er gerade desh....

hinweggetäuscht. Dabei trifft das Gegenteil zu: Statt aus der Rolle zu fallen, hat Bushido sie einfach nur konsequent zu Ende gespielt.

Bushido hat nie ein Geheimnis aus seinen Kontakten ins kriminelle Milieu gemacht

Wer je das Vergnügen hatte, ihm persönlich zu begegnen, weiß, wie ehrpusselig er auf seinen guten schlechten Ruf bedacht war. Anis Mohammed Youssef Ferchichi - so heißt Bushido bürgerlich - pflegte seine Interviewpartner in puffartig ausgestatteten Separees zu empfangen, wo er, oft in Begleitung diverser Sidekicks, einrauschte, um sich erst einmal formvollendet für die Verspätung zu entschuldigen. Was dann folgte, war eine Rotlichtgala, in der er auf geradezu hollywoodeske Weise die Rolle des Gentleman-Gangsters einnahm: krasse Inhalte, aber Eins-a-Manieren. Man kann dem Mann vieles nachsagen: dass er ein manipulatives Verhältnis zur Presse unterhält, dass sein Frauenbild nicht dem Stand der Aufklärung entspricht. In letzterem Punkt würde er womöglich nicht einmal widersprechen, das Verhältnis zu seinem Schaffen war stets funktional geprägt: Gut ist, was provoziert. Woraus er nie ein Geheimnis gemacht hat, sind seine Kontakte ins kriminelle Milieu.

Statt damit hinterm Berg zu halten, rückte er sie geradezu ins Zentrum seiner Aktivitäten - als Alleinstellungsmerkmal, das ihn vom Rest der Berliner Hip-Hop-Szene abhob. Dass Bushido sich als einzigen schweren Jungen in einer Horde von Schwachmaten sah, auch das hat er immer offen im Munde geführt, gab die Nähe zur ehrenwerten Gesellschaft seinen Worten doch erst den richtigen Nachdruck. Wenn er das Gefühl hatte, dass die Sache gut für ihn lief, kutscherte er den Gast von der Journaille im BMW 7er in sein Kreuzberger Stammcafé. Da saßen sie auf einem Haufen, die schweren Jungs, die inzwischen auf Fahndungslisten stehen, spielten Karten und genossen den Abend bei einer guten Wasserpfeife. »Was du hier siehst, sind 200 Jahre Knast«, kommentierte Bushido die Szene, um einen, nachdem er sicher war, dass die Botschaft angekommen war, wieder galant vor der bürgerlichen Haustür abzusetzen. Einmal Halbwelt und zurück, so ging sie, die große Bushido-Sause.

Nicht jeder, der im Hip-Hop mit dicker Hose herumläuft, ist ein Gangster

Erfrischend an diesem als »Berliner Härte« notorisch gewordenen Phänomen war, dass hier endlich einmal nicht der Mittelstand das Wort ergriff, sondern echte Unterprivilegierte. Ein Schlag ins Gesicht für den bis dahin vorherrschenden Gymnasiasten-Rap aus Leinfelden-Echterdingen. Die Protagonisten der Berliner Härte witterten ihre Chance darin, den Schrecken der Großstadt an die Wand zu malen, es war, als hätte die Tür zu einer Unterwelt sich geöffnet, in der Banden das Sagen haben und derjenige sich durchsetzt, der im Konfliktfall den krasserem Cousin kennt. Eine Zeit lang war man nirgends vor einfallenden Kamerateams sicher: Wo bitte geht's hier zum nächsten Drive-by-Shooting? Dass sie meist leer ausgingen, liegt am Hip-Hop als Großmaulkultur: Nicht jeder, der mit dicker Hose herumläuft, ist ein Gangster. Als das Interesse am Aggro-Berlinertum nachließ, war Bushido dann schon auf dem Weg zum Bushido der Herzen.

Seither erleben wir ihn in der Rolle des Spielers, der die verschiedensten Repertoires beherrscht, vom Talkshowgast über den Modelinienpaten bis hin zum erfolgreichen Verfasser von Memoiren. Man könnte sagen: Er hat sein Geschäftsmodell diversifiziert, ohne den Markenkern darüber infrage zu stellen. Eins muss man ihm lassen: Vom Darstellerischen her ist das eine beachtliche Leistung. Bushido hat es verstanden, immer genau die Facette seiner Persona nach außen zu kehren, die ihm am meisten nützt, mal den bedrohlichen Halbaraber, mal den selbst ernannten Integrationsbeauftragten. Vielleicht hat die Mehrheitsgesellschaft ihn deshalb so rasch ins Herz geschlossen: In seiner Hoppla-jetzt-komm-ich-Manier ähnelt er genau jenem Bild des Ellenbogendeutschen, der so selbstverständlich dazugehört, dass niemand mehr Fragen stellt. Den Rest muss die Staatsanwaltschaft herausfinden. Wir wünschen schon jetzt eine glückliche Hand.

Was vom journalistischen Standpunkt betrübt, ist die über Jahre hinweg betriebene Ranschmeiße: Bushido, das Kuschelmonster von der Straße, herumgereicht bis in die höchsten Höhen der Gesellschaft, eine Reality-Soap, bei der noch die eifertig nachgeschobene Reue nach Schmierenkomödie schmeckt. Unappetitlicher als das ist allein die dahinterstehende Botschaft: Eine Hand wäscht die andere, wenn es um den Erfolg geht, kommt jedes Mittel gelegen. Damit ist erst einmal Schluss, die Meute geht auf Abstand. Ob das bedeutet, dass eine Laufbahn zu

Bushido und die Meute Jetzt hat man also herausgefunden, was der Rapper selbst immer behauptete: Er hat Kontakte ins hochkriminelle Milieu. Wurde er gerade desh....

Ende geht, bleibt ungewiss. Schon mancher Delinquent hat nach einer gewissen Quarantänezeit ein triumphales Comeback gefeiert. Die Räuberpistole als Gesellschaftsgroteske, sie ist eine Geschichte mit Zukunft.

Der Musiker als verlängerter Arm der Mafia?

Load-Date: March 25, 2022

End of Document

Was haben Steuern und Integrationskurse gemeinsam?; Der Sohn hat viele Fragen. Doch wie erklärt ein Vater, wann ein Migrant ein Staatsbürger ist? Und wie das mit der Integration läuft? Eine Kurzgeschichte von Cenk Bekdemir

ZEIT-online

Samstag 18. Mai 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  **ONLINE**

Section: INTEGRATION; Ausg. 20

Length: 1041 words

Byline: Cenk Bekdemir

Body

Möwen in Hamburg

© Kay Nietfeld/dpa

Luka kneift die Augen zusammen. Sein Vater zeigt aus der fahrenden U-Bahn auf die Elbphilharmonie. "Siehst Du? Millionen haben die da versenkt, Millionen an Steuern!" Der Junge wechselt den Blick zwischen Vater und Elbe. Ob die Millionen direkt vor dem Gebäude auf Grund liegen? Tief im brakigen Wasser des Flusses?

Die U-Bahn-Linie drei ruckelt weiter zum Baumwall. Die Sonne scheint, hüllt den Hamburger Hafen in glänzendes Licht, ein paar Möwen stehen im Wind.

Was Steuern wären? Er hätte davon letzstens auch in der Sportschau gehört. Der eine Präsident von München hätte wohl nicht . . . nicht richtig gelenkt!

Ob Steuern was mit Lenken zu tun hätte? Reiner Bloos ist sehr müde, schaut seinen Fragen plappernden Sohn an. Die Augenbrauen hochgezogen, das Kinn fast auf der Brust. Lenken? Steuern? Ja, äh nein, würde er gerne sagen, sein Sohn aber sprudelt weiter.

Bayrams Opa, bei dem er Samstag die Sportschau gesehen hatte, hatte während des Beitrags wie ein Rohrspatz angefangen zu schimpfen: "Steuern! Steuern, so eine Schweinerei!", sagte er immer wieder. Er habe so viele Steuern in seinem Leben gezahlt und dürfte nach knapp vierzig Jahren immer noch nicht darüber mitbestimmen, was mit seinen Steuern geschehe.

Steuern sind wie ein Bumerang

Immerhin würden, sagte er mit so einem komischen Unterton, von seinen Steuergeldern ja Integrationskurse angeboten und bezahlt. Da lachte er dann irgendwie halb verrückt auf: "Wenn ich da jetzt dran teilnehmen würde, käme ja immerhin auch ein Teil wieder zurück." Was das mit den Steuern auf sich hätte? Was das wäre? Ob jeder

Was haben Steuern und Integrationskurse gemeinsam? Der Sohn hat viele Fragen. Doch wie erklärt ein Vater, wann ein Migrant ein Staatsbürger ist? Und wie das mit....

welche hätte und wie die aussähen? Ob Steuern so was wie ein Bumerang wären, die gegeben werden - wem und wohin überhaupt? - und ob die dann zurückkämen?

Irgendwie schon . . . er hätte wieder etwas sagen wollen. Alleine das Staunen über seinen Sohn und die Müdigkeit lassen ihn stumm.

Und das mit dem . . . Inte . . . mit dem . . . Integrationsdingsbums, das würde er ja schon von der Schule kennen. Ob die Älteren dann auch mit den Kindern zusammen Mittag essen würden? Mit den Kindern? Zusammen in der Schule? Nein, nein, das wäre ganz etwas anderes, auch jetzt hätte er gerne etwas gesagt: Integrationsklassen und -kurse sind etwas ganz anderes.

Die U-Bahn fährt mittlerweile auf die Landungsbrücken zu. An der alten Überseebrücke liegen zwei große, bauchige Museumsschiffe, die wie aus einer anderen, vergessenen Zeit vor sich hindämmern. Davor und dahinter drängeln sich die Barkassen an den Pontons, spucken Leute aus und saugen andere wieder in sich hinein, bringen sie flussauf- oder abwärts. Auch hier stehen Möwen im Wind.

Bayrams Opa scheint seinen Sohn sehr beeindruckt zu haben.

Diese Kurse sollen irgendwie zum Ziel haben, die Menschen, die hierher kommen oder schon lange hier leben, aber auch von woanders kommen und die, die schon lange oder schon immer hier leben, näher zusammenzubringen. Und vor allen Dingen die Regeln, die hier gelten, und sowieso für alle gelten, weil das hier ja so ... Der Junge kam da ein wenig ins Schleudern, weil das hier ja so ein Recht . . . ein Rechts . . . Ja, so sagte Bayrams Opa, weil das hier ja ein Rechtsstaat wäre.

Aber, auch das warf mehrere Fragen auf! Wie war das denn dann da, wo die anderen herkommen oder hergekommen sind? Herr Börner, der Schulpolizist, von dem Luka sehr angetan war, sagte immer "für jeden seien die Regeln die gleichen"! Im Straßenverkehr wären nämlich alle gleich. Da müsse immer vorausschauend gehandelt werden. Immer erst gucken, erst links, dann rechts, nie vergessen nach rechts zu schauen, und dann noch mal gucken und dann rüber. Die anderen müssten doch auch lernen, sich im Straßenverkehr zu bewegen, oder?

Die U-Bahn erreicht nun die Landungsbrücken mit dem Alten Elbtunnel, spuckt auch ein paar Leute aus, ruckelt wieder los, nimmt quietschend die letzten Sonnenstrahlen mit in den Tunnel, Richtung St. Pauli.

Luka macht weiter. Bayram und ihm waren da noch ein paar mehr Fragen gekommen. Das alles war sehr verwirrend. Wenn die Leute, die hierher kamen oder eben die, die schon länger hier lebten, so irgendwie in die Regeln der Menschen, die hier schon lange oder immer schon hier gelebt haben, eingeführt werden sollten, würden sie dann auch sagen müssen, was manch andere von denen sagten?

Ihnen war da Paulas Onkel eingefallen. Der hatte Paula mal von der Schule abgeholt und so Sachen wie "die Scheiß-Ausländer sollen dahin gehen wo sie herkommen!" oder "mit denen würde er kurzen Prozess machen!" gesagt.

"Nein, nein!", schießt es aus Reiner Bloos plötzlich heraus, er stützt beide Ellenbogen auf die breit auseinander gewinkelten Knie, schüttelt dabei verzweifelt den gesenkten Kopf. Luka hört auf zu reden, blickt erstaunt seinen Vater an.

"Äh, weißt du . . . äh . . .", Reiner Bloos stammelt, ihm raucht der Kopf und er gäbe was auch immer für ein bisschen Ruhe, einfach Ruhe und wünscht sich auf der Suche nach Antworten einen kleinen Funken, nur einen kleinen Funken, der den Weg des Miteinanders ahnungsvoll aufblitzen lassen würde.

Der Glaube und seine Auslegung

Sein Blick, vorbei an seinem Sohn, auf der Suche nach Halt, stößt aus dem in die Station Feldstraße einfahrenden Zug auf eine Horde mit blauen Halstüchern gespickter Menschen. Der Kirchentag, ja, der Kirchentag! Der Glaube

Was haben Steuern und Integrationskurse gemeinsam? Der Sohn hat viele Fragen. Doch wie erklärt ein Vater, wann ein Migrant ein Staatsbürger ist? Und wie das mit....

von Menschen an Bestimmtes und das Wirrwarr durch das Glauben verschiedener Leute an Verschiedenes und vor allem die Auslegung weniger Verschiedener zittert ihm plötzlich durch den Kopf, macht ihm Angst. Angst, weil er diese Komponente, die Komponente des Glaubens in die Suche nach Antworten nicht hatte mit einfließen lassen.

Raus, hier muss er raus. Er steht auf und nimmt seinen Sohn an die Hand, sie verlassen zusammen den Zug, gehen die Treppen hinauf, an die frische Luft. An der Ampel schaut Reiner Bloos seinen Sohn an, lächelt verlegen: "Willst du ein Eis? Ich könnte eins gebrauchen!" Sie überqueren die Straße und betreten den großen, gepflasterten Vorplatz des Alten Schlachthofs. Kleine Punkte legen sich lautlos auf die hellen Steine, es riecht nach Regen. Sie versorgen sich am Alten Pförtnerhäuschen mit Eis, tauchen wortlos in die laue Frühlingssonne und vergessen für den nächsten Moment die ungeklärten Nebengeräusche des Seins.

Load-Date: May 18, 2013

End of Document

Kluge Migranten

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

29. November 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: WIRTSCHAFT, MACHER UND MÄRKTE; Kluge Migranten; S. 30; Ausg. 49

Length: 116 words

Byline: Kolja Rudzio RUD

Body

Kolja Rudzio

Die Einwanderer, die nach Deutschland kommen, sind immer gebildeter. Zuletzt hatten 44 Prozent von ihnen einen akademischen Abschluss in der Tasche. Das zeigen Daten für 2009, neuere gibt es nicht. Der Trend ist aber eindeutig: 2005 waren nur 30 Prozent Akademiker. Seither stieg der Anteil stetig an. Im Vergleich zu ihren länger hier lebenden Landsleuten sind die Neuen formal weit höher qualifiziert, wie das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung ermittelt hat. So absolvierten 8 Prozent der ansässigen Italiener, Spanier und Portugiesen ein Studium - gegenüber 54 Prozent der Neuankömmlinge aus diesen Ländern.

44% der Einwanderer sind heute Akademiker

Load-Date: March 25, 2022

Geld für die Heimat

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

13. Dezember 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: WIRTSCHAFT, MACHER UND MÄRKTE; Geld für die Heimat; S. 31; Ausg. 51

Length: 144 words

Byline: Marcus Rohwetter ROH

Body

Marcus Rohwetter

Migranten überwiesen aus den Ländern der Europäischen Union im vergangenen Jahr rund 39,1 Milliarden Euro in ihre Heimatländer. Das berichtete die Europäische Statistikbehörde **Eurostat** am vergangenen Dienstag. Die Summe lag damit insgesamt um etwa zwei Prozent höher als im Jahr 2010. Der Betrag umfasst sowohl **Überweisungen** innerhalb der EU als auch in Länder außerhalb der Union. Die Drittländer stehen allerdings für etwa drei Viertel aller Geldtransfers.

Der größte Betrag wurde der Behörde zufolge aus Frankreich überwiesen, nämlich 9,7 Milliarden Euro. Es folgen Italien mit 7,4 Milliarden Euro und Spanien mit 7,3 Milliarden Euro. Deutschland steht mit 3,0 Milliarden Euro auf Platz vier. Entsprechende Daten für Großbritannien waren nicht verfügbar.

2 Prozent mehr Geld schickten Migranten aus der EU heim

Load-Date: March 25, 2022

Herr Padillo in Erdmannhausen; Er suchte Arbeit, Deutschland Ingenieure: Wie ein Spanier seinen Weg in die schwäbische Provinz fand

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

13. September 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 7; Ausg. 38

Length: 1113 words

Byline: Mounia Meiborg

Body

Jeden Morgen um kurz vor acht läuft Imanol Padillo die Hauptstraße von Erdmannhausen entlang, vorbei an der Pension Rose, in der die Gästezimmer Fremdenzimmer heißen. Er schließt die Tür eines weißen Einfamilienhauses auf, geht nach hinten in die Werkhalle und ruft: "Guten Morgen!" Dann schaltet er den Roboter ein.

Padillo ist 26, er hat eine tief sitzende Jeans an und ein Piercing im Ohr. Er kommt aus Spanien und ist Ingenieur. Seit vier Monaten arbeitet er bei iTronic, einer Firma für Mess- und Prüftechnik. In Spanien hatte er zwar einen Job in einem großen Forschungszentrum, aber der war schlecht bezahlt. Mit den Kollegen redet er Englisch, sein Deutsch ist noch schlecht. Erdmannhausen, nordöstlich von Stuttgart, ist für ihn ein Abenteuer: 5000 Einwohner, kaum Migranten, ein Gartenbauverein.

Sein Chef Ingmar Troniarsky trägt ein Hemd, auf dessen Kragen rot-blau iTronic gestickt ist. "Für die Corporate Identity", sagt er und schwäbelt. Seit er die Firma vor 18 Jahren gegründet hat, ist sie ständig gewachsen. Sie wäre noch schneller gewachsen, hätte Troniarsky mehr qualifiziertes Personal gefunden. 35 Mitarbeiter sind es inzwischen. In der Werkhalle stellt sich der Chef hinter Padillo. Auf Deutsch sagt er, dass der seinen Job sehr gut macht. Padillo lacht - wie immer, wenn er etwas nicht versteht, aber nicht unhöflich wirken will.

Um einen Elektroingenieur wie Padillo zu finden, hat Troniarsky vieles versucht: im Internet inseriert, Zettel in Hochschulen aufgehängt, einen Stand auf einer Messe gemietet. Alles umsonst. 93000 Ingenieure fehlen im Land, sagt der Verein Deutscher Ingenieure (VDI). Für kleine Betriebe ist die Suche besonders schwer. "Alle wollen doch zu Porsche oder Bosch", sagt Troniarsky.

So war die Lage vor eineinhalb Jahren. Dann brachen in Spanien Jobs weg, die Jugendarbeitslosigkeit stieg auf 53 Prozent. Angela Merkel rief die Ingenieure dort auf, nach Deutschland zu kommen. 14000 Spanier kamen im zweiten Halbjahr 2011. Die Krise im Süden Europas könnte zur Antwort auf den deutschen Fachkräftemangel werden.

Bei iTronic essen die Kollegen montags Leberkäse, dienstags Pizza, mittwochs Schnitzel und donnerstags Döner. Heute ist Freitag, Maultaschentag. Zu sechst sitzen sie im Pausenraum, alles junge Männer, einer serviert die

Herr Padillo in Erdmannhausen Er suchte Arbeit, Deutschland Ingenieure: Wie ein Spanier seinen Weg in die schwäbische Provinz fand

Suppe. Nur der griechische Kollege isst lieber Brötchen. Sie reden über das Marbacher Hopfengassenfest, das Stuttgarter Mercedes-Museum und manchmal auch gar nicht. Padillo erzählt dann, dass er schon einen Tisch auf der Wasen reserviert hat, dem Stuttgarter Volksfest. "Sonst bekommt man ja keinen Platz mehr."

Padillo betreibt seine Integration systematisch. Und seine Kollegen fangen an, sich für Spanien zu interessieren. Der eine hat gerade Urlaub in Sevilla gemacht - "toll, nur zu heiß" - , der andere grüßt ihn jeden Morgen mit "*Buenos días*". Sie wissen, dass ihr Kollege Baske ist und man im Baskenland verprügelt wird, wenn man Spanien-Trikots trägt.

Padillo kam über die Arbeitsagentur Stuttgart nach Erdmannhausen. Die hatte letzten Herbst versucht, spanische Ingenieure in mittelständische Betriebe zu holen. Hundert Bewerber lud man zu Gesprächen ein, 33 kamen nach Deutschland. Viele Bewerbungen scheiterten, weil die Arbeitgeber Mitarbeiter suchten, die gut Deutsch sprechen und erfahren sind. Die Bewerber träumten von Berlin. Auch Padillo wäre gern in die Hauptstadt gezogen. Aber er beschloss, sich einzulassen auf dieses Dorf im Südwesten Deutschlands.

Seine Mutter war entsetzt. Was wolle er denn in Deutschland? Trotzdem kam Padillo. Nicht nur, weil er hier 400 Euro netto mehr im Monat verdient. Er findet auch, dass Troniarsky ihn besser behandelt als sein früherer Chef. Jedem Mitarbeiter schenkt er zum runden Geburtstag einen Präsentkorb. In seiner alten Firma hatte Imanol Padillo eine Nummer, um sich am Computer anzumelden: 107499. Hier in Erdmannhausen ist er der Herr Padillo.

Die Firma hatte ihm für den ersten Monat eine Ferienwohnung organisiert. Danach suchte Padillo eine Wohnung in Ludwigsburg, zehn Kilometer weiter. Er schrieb 150 E-Mails, bis ein Bekannter ihm sagte, dass man die deutschen Vermieter anrufen muss. Jetzt lebt er auf 23 Quadratmetern, im Gemeinschaftsraum steht ein Kicker, ein bisschen wie im Studentenwohnheim.

Dienstags geht Padillo zum Deutschunterricht, mittwochs zum Fußball. Er weiß, dass er ein Ticket für Zone 1 braucht und dass die S4 bald direkt nach Erdmannhausen fahren wird. Er hat in Deutschland gelernt, was Frauenparkplätze sind und wie Sperrmüll funktioniert.

Seine Schwester Sonia kennt das alles nicht. Sie ist für ein paar Tage zu Besuch. Abends steht sie auf dem Marktplatz von Ludwigsburg zwischen barocken Kirchen und kann es nicht fassen: Die Stühle, die überall auf dem Platz stehen, sind nicht angekettet. "In Spanien würden die schon in der ersten Nacht geklaut!"

Sie erzählt von der Krise zu Hause. Bekannte verlieren ihren Job; ihrem Freund, der Lehrer ist, werden 160 Euro im Monat und das Weihnachtsgeld gestrichen. Sie selbst macht in der Apotheke, in der sie arbeitet, oft Überstunden, unbezahlt.

Padillo erzählt von seinem Stundenkonto, ungläubig hört die Schwester zu. Er schwärmt gerade von der deutschen Bahn, da zuckt ein Lächeln um ihren Mund. Vielleicht findet sie, dass er die neue Heimat ein bisschen zu rosig sieht. Vielleicht hat sie Angst, dass sie ihren Bruder, der so selbstverständlich ein Pils bestellt, bald nicht mehr wiedererkennt.

"Eigentlich bin ich der Krise dankbar", sagt Imanol Padillo. Ohne sie wäre er nicht hier. Viele seiner Freunde in Spanien finden als Ingenieur keinen Job. Sie arbeiten im Supermarkt oder im Modeladen. Und sie fragen ihn, wie es in Deutschland ist. Die Deutschkurse sind in Spanien seit Monaten ausgebucht, jeder vierte Sprachschüler ist ein Ingenieur.

Bei Ingmar Troniarsky bewerben sich jetzt immer mehr Ingenieure aus Spanien, Portugal, Griechenland. Er würde gerne mehr von ihnen einstellen. Aber er sucht Mitarbeiter, die 10, 12 oder 14 Jahre bleiben. "Bis ein Ingenieur eingearbeitet ist, dauert es ja zwei, drei Jahre."

26 Jahre hat Imanol Padillo im Baskenland gewohnt. Er vermisst frischen Fisch. Und seine Freundin. Sie will nach Deutschland kommen und sucht eine Stelle als Chemikerin. Abends, auf Skype, erzählt er ihr von Jobbörsen und Headhuntern.

Herr Padillo in Erdmannhausen Er suchte Arbeit, Deutschland Ingenieure: Wie ein Spanier seinen Weg in die schwäbische Provinz fand

Im Brauhaus räumt die Bedienung den Tisch ab. "Hat es dir nicht geschmeckt?", fragt Padillo seine Schwester. Der halbe Flammkuchen liegt noch auf dem Teller. Er war ihr zu fettig.

Padillos Schwester will, dass er irgendwann nach Vitoria-Gasteiz zurückkommt. Sein Chef will, dass er in Erdmannhausen bleibt. Padillo will erst mal ins Bett. Morgen früh werden sie in Esslingen Fachwerkhäuser anschauen.

Graphic

Imanol Padillo vor einem Fachwerkhaus in Erdmannhausen

Load-Date: September 13, 2012

End of Document

POLITIK

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

2. Oktober 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK;POLITIK; S. 14; Ausg. 41

Length: 1232 words

Body

2 Regierungsbildung Warum Frank-Walter Steinmeier kein guter Außenminister wäre von Jörg Lau

3 Einwanderung Wir brauchen ein Migrationsministerium von Özlem TopÇu und Bernd Ulrich

4 SPD Wie Hannelore Kraft die Sozialdemokraten retten will von Peter Dausend

5 Grüne Ein Mann entscheidet: Tarek al-Wazir von Mariam Lau

6 Italien Ex-Außenminister Gianfranco Frattini über die Dauerkrise seines Landes

7 Analysen Was macht Italien so gefährlich? von Ulrich Ladurner

Was bedeutet die Spaltung der syrischen Opposition? von Yassin Musharbash

9 Geschichte Wie die ZEIT 1969 Pädophilie verharmloste von Merlind Theile

Fatale Freude an der Provokation - ein Rückblick von Theo Sommer

10 Friedensnobelpreis Wer ihn bekommt - und warum von Jochen Bittner

11 China Parole: Zurück zu Mao von Angela Köckritz

12 Zeitgeist von Josef Joffe

Großbritannien Ein Land verroht: Menschenrechte als Ärgernis von Heinrich Wefing

13 Politische Korrektheit Wenn Einwanderer Straftaten begehen, müssen Medien darüber berichten dürfen von Horst Pöttker

Sprachkritik "Steigbügelhalter" und andere Missverständnisse von Tina Hildebrandt

DOSSIER

POLITIK

15 Datenschutz Ein EU-Abgeordneter kämpft für ein neues Gesetz - und gegen eine Facebook-Lobbyistin von Martin Kotynek und Robert Levine

GESCHICHTE

18 Wahn "Blutige Romantik" - eine Schau in Dresden über die Wurzeln des deutschen Nationalismus von Christian Staas

19 Aufklärung Genialer Denis Diderot: Ein Porträt zum 300. Geburtstag des französischen Philosophen von Mathias Greffrath

20 fußball Emotion Warum Wutausbrüche mehr der Selbstdarstellung als dem Erfolg dienen von cathrin Gilbert

WIRTSCHAFT

21 Erdgasförderung Norwegen plant gigantische Maschinenparks in der arktischen Tiefsee von Philip Rohrbeck

Krise Vorsicht vor einfachen Lösungen von Mark Schieritz

23 Wirtschaftskompetenz Welche Lücke hinterlässt die FDP in der Berliner Politik? von Elisabeth Niejahr und Petra Pinzler

Markus Kerber Im Interview fordert der BDI-Hauptgeschäftsführer Investitionen in die Infrastruktur und kritisiert Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble

24 Huffington Post Das erfolgreichste Nachrichtenportal der USA kommt nach Deutschland von Götz Hamann

25 Amazon Einige Hersteller wollen ihre Produkte nicht mehr bei Amazon verkaufen - um ihre Marken zu schützen von Christian Thiele

26 Hafenwirtschaft Hamburg droht die Bedeutungslosigkeit von Daniela Schröder

27 Lettland Ministerpräsident Valdis Dombrovskis sagt im Interview, was es von Griechenland unterscheidet von Alice Bota

28 Glücksspiel Automatenaufsteller streiten um Gewinne von Stefan Müller

29 Datenschutz Eine französische Firma verkauft Sicherheitslücken von Philipp Alvares de Souza Soares

30 Raghuram Rajan Der Chef der indischen Notenbank spricht über die Krise in den Schwellenländern von Arne Storn und Mark Schieritz

31 Europa Billigflieger und Urlaubsreisen zeigen, dass die Realität schon viel weiter ist, als die Krise vermuten lässt von Karl Schlögel

Rüstung Warum Rheinmetall und Ferrostaal Rohstoffländern helfen von Hauke Friedrichs

Wirtschaftspolitik Ökonomen streiten, ob ein radikaler Sparkurs den Euro-Krisenstaaten hilft von Katja Scherer

32 Was bewegt ... Solarworld-Chef Frank Asbeck? von Anne Kunze

WISSEN

33 Klima Gewissheit gibt es nicht von Stefan Schmitt

Physik Der Orientierungsstreit der Forscher von Robert GAs

34 Medien Verändern Online- Kommentare die Wahrnehmung eines Textes? von Jan Schweitzer

POLITIK

- 35 Archäologie Inka - Die Diktatoren der Anden von Urs Willmann
- 36 Medizin Demenzkranke im Krankenhaus von Adrian Meyer
- 37 Grafikseite Giftige Pilze
- 38 Genealogie Eine App soll Inzest in Island verhindern von Rico Grimm
- 41 KINDERZEIT Fernsehen Zu Besuch auf "Schloss Einstein" von Anika Kreller
- 42 Kinder- & Jugendbuch Begegnung Jugendbuchautor Klaus Kordon von R. Osteroth und S. Schaschek
- 43 Neue Bücher Tipps für den Herbst
- 44 LUCHS des Monats für "Es gibt Dinge, die kann man nicht erzählen" von Katrin Hörnlein

FEUILLETON

- 45 Pop Der Sänger der Band Rammstein schreibt jetzt Gedichte Von Moritz von Uslar
- Russland Ein Pussy-Riot- Mitglied klagt gegen seine Haftbedingungen von Thomas assheuer
- 46 Nachruf Der Schauspieler Walter Schmidinger ist tot von Michael Skasa
- 47 Emanzipation Frauen und soziale Rollenbilder von iris Radisch und nina pauer
- 48 Kino Filmförderung in Gefahr? Ein Interview mit Iris Berben
- 49 Theater Andrea Breths "Hamlet"-Inszenierung am Wiener Burgtheater von Peter Kümmel
- 50 Internet Die Netz-Intellektuellen sind blind für die Macht der IT-Konzerne von evgeny morozov
- 51 Oper Zum 200. Geburtstag von Guiseppe Verdi von c. Lemke-Matwey
- 54 Kino Edgar Reitz erweitert seine Triologie um die "Andere Heimat" von Thomas E. Schmidt
- 55 Steven Soderbergh verfilmt das Leben von Liberace von jörg lau
- 56 Kunstmarkt Alte Meister in den Herbstauktionen von Ulrich Clewing
- 57 Jeff Koons' "Balloon Dog" in New York von Wolfgang Ullrich
- Traumstück Vase aus Flussglas von anna von Münchhausen
- 58 Literatur Zum 100.Geburtstag von Claude Simon von andreas isenschmid
- 59 Buchmarkt Die Konjunktur kleiner Bookstores in den USA Von martin klingst
- 60 Glauben & Zweifeln Assisi Papst Franziskus besucht den Geburtsort des Heiligen Franz von Evelyn Finger
- Rom Die Laienbewegung "Wir sind Kirche" fordert Mitsprache
- 61 Musik Spezial auf sechs Seiten

REISEN

- 77 Oslo Das Grand Hotel richtet das Festessen für den Friedensnobelpreisträger aus von Johannes Schweikle
- 79 Azoren Wohnen mit Familienanschluss von Susann sitzler

POLITIK

82 Fernbusse Der Markt wächst schnell und macht vor allem den Mitfahrzentralen Konkurrenz von Cosima Schmitt

CHANCEN

83 Religionspädagogik Ein Gespräch mit dem islamischen Theologen Mouhanad Khorchide

84 Inklusion Die Finnen schaffen die meisten Sonderschulen ab und setzen auf Spezialpädagogen von Martin Spiewak

Gymnasium Berliner Schüler klagen gegen Diskriminierung von Jeannette Otto

85 Hochschule Erfolgreiche deutsche Unis werden sehr unterschiedlich geführt von Marion Schmidt

Spezial: Wirtschaftsprüfer und Unternehmensberater

86 Serbien Kann der junge Finanzminister das Land vor dem Bankrott retten? von Justus von Daniels

87 Bürogolf Wie Wirtschaftsprüfer versuchen, ihr Image zu verbessern von Constantin Wissmann

98 Zeit der Leser

RUBRIKEN

2 Worte der Woche

28 Macher und Märkte

29 Quengelzone

38 Stimmt's?/Erforscht & erfunden

50 Impressum

59 Finis/ "Berliner Canapés"

97 LESERBRIEFE

Nicht essen! Von diesen und den anderen Pilzen, die auf der Infografik-Seite gezeigt werden, sollte man unbedingt die Finger lassen: Sie enthalten Gifte. Mitunter reichen schon wenige Bissen, um den Löffel für immer abzugeben WISSEN SEITE 37

Vom Mecki zum Minister Von Justus von Daniels Als Schüler gewann er sämtliche Wettbewerbe in Mathematik. Später studierte Lazar Krstic in Yale. Seit einem Monat ist der 29-jährige Unternehmensberater serbischer Finanzminister. Er soll das Land vor dem Bankrott retten CHANCEN SEITE 86

ZEIT MAGAZIN Ich war "Mehmet": Ein Besuch bei Muhlis Ari in der Türkei Mit 89 Jahren bekommt der Schauspieler Walter Schultheiß seine erste Kino-Hauptrolle Polyamorie oder: Wie viele Menschen kann man lieben?

POLITIK

ZEIT ONLINEWie weiter, Liberalismus?Die FDP ist aus dem Bundestag verschwunden. Überlebt der Liberalismus in der APO? Wird er sich verändern? Wer greift ihn jenseits der FDP auf? Eine Serie zum Themawww.zeit.de/deutschland

ZEIT APPKultur purLesen Sie Auszüge aus den besten Büchern des Herbstes, und hören Sie rein in aktuelle Musikempfehlungenwww.zeit.de/apps

Load-Date: October 2, 2013

End of Document

Eris, guter Junge; Kriminalität oder Ruhm? Belgiens Fußball wächst an Orten, in denen Gewalt und Armut herrschen. Bei der WM gilt er dank seiner Migranten als Geheimtipp. Eine Spurensuche

ZEIT-online

Dienstag 10. Dezember 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  **ONLINE**

Section: Fußball in Belgien; Ausg. 50

Length: 1925 words

Byline: Lucas Vogelsang

Body

Belgiens Nationalelf

© Geert Vanden Wijngaert/dpa

In Droxhe ist Kongo Weltmeister. In Droxhe sind mehr als neun von zehn Menschen ohne Arbeit. In Droxhe sind Belgiens neue Helden groß geworden. Droxhe liegt auf der anderen Seite des Flusses. Man muss, um dorthin zu gelangen, über die Brücke des Atlas. Asphalt über die Maas.

Kismet Eris lenkt seinen Wagen, einen weißen Mercedes, SUV, vier große Räder für besonders schweres Gelände, hinein in das Viertel, in dem er erwachsen geworden ist. In das Viertel, in dem er auch heute noch immer mehr Zeit verbringt, als man es von jemandem erwarten würde, der nur ein paar Tage zuvor im Stamford Bridge, London, neben José Mourinho stand, von jemandem, der den belgischen Nationaltrainer persönlich kennt, sechs Sprachen spricht und mit einem Anruf einen Millionendeal festzurren oder platzen lassen kann.

Kismet Eris ist Spielerberater. Kismet Eris ist Sozialarbeiter. Ein Widerspruch, der aus den Straßen erwachsen ist, die sich hinter der Windschutzscheibe öffnen. Und sich genau hier wieder auflöst.

"Dort oben hat meine Familie gewohnt", sagt Kismet Eris, 42 Jahre alt. Er zeigt auf einen der Wohntürme, die schon von der anderen Seite des Flusses sichtbar sind. Drei Hochhäuser, wo früher einmal fünf standen, hintereinander, gleich in Form und Höhe, als hätte dort vor ewiger Zeit jemand begonnen, ein gigantisches Dominospiel aufzubauen und mittendrin einfach die Lust daran verloren.

Droxhe war in den 1960er Jahren ein Modellviertel. Das Wohnen der Zukunft. In den Neubauten, angelehnt an die Architektur Le Corbusiers, lebten Selbstständige, Beamte, Diplomaten. Zwischen 1980 und 1995 blätterte der Putz, gingen die Diplomaten. "1984", erinnert sich Kismet Eris, "waren wir die ersten Ausländer hier."

Die Gebete Richtung Mekka, die Satellitenschüsseln Richtung Istanbul

Eris, guter Junge Kriminalität oder Ruhm? Belgiens Fußball wächst an Orten, in denen Gewalt und Armut herrschen. Bei der WM gilt er dank seiner Migranten als Ge....

Es kamen Kurden, Assyrer, Armenier. Flüchtlinge aus der Türkei. "Sie haben alle Menschen mit wenig Bildung, niedrigem Einkommen und schlechten Sprachkenntnissen in ein Viertel gebracht", sagt Eris. Es regnet, draußen schliert das Grau der Fassaden. "Das war ein großer Fehler. Es ist schwer, rauszukommen, wenn man sich gegenseitig runterzieht." Das Droixhe, von dem Kismet Eris erzählt, ist eine Deponie der Gescheiterten, auf der aber zwischen Wegwerfbiografien auch Erfolgsgeschichten gewachsen sind.

Eris fährt den Wagen auf den Bürgersteig. Gegenüber ein bisschen Park. Verblichenes Grün, wie ein verstaubter Teppich in einem Zimmer ohne Fenster. "Hier", sagt er, "fing alles an." Hier lernte er ein paar der Jungs kennen, deren Gesichter und Jubelgesten in Belgien derzeit so unübersehbar das öffentliche Bild prägen wie sonst nur die Porträts der Königsfamilie.

Am 11. Oktober hat sich die belgische Nationalmannschaft zum ersten Mal seit zwölf Jahren für eine Weltmeisterschaft qualifiziert. Überall hängen nun die Poster, tragen die Menschen T-Shirts: Brazil 2014. Im König-Baudouin-Stadion von Brüssel, 112 Kilometer von Droixhe entfernt, traf sie im November auf Kolumbien und Japan. Der neue Nationalstolz, der dieses Team umflort, ist greifbar. Die Partien, Freundschaftsspiele ohne Bedeutung, waren in wenigen Stunden ausverkauft.

Das gab es noch nie.

Im Stadion, 45.000 in Rot, Schwarz, Gelb, singen Flamen und Wallonen die Hymne. Gemeinsam. Auf Französisch.

Das gab es noch nie.

Es ist eine Mannschaft, die dieses Land eint, zumindest für neunzig Minuten. Das sagt ihr Trainer, Marc Wilmots. Es ist eine Mannschaft, die ein Spiegelbild der belgischen Gesellschaft ist. Das sagt Kismet Eris. Eine Mannschaft, deren prägende Spieler die Kinder der Einwanderer sind, die Enkel der Großeltern aus den belgischen Kolonien. Vincent Kompany, der Kapitän, der Vater Kongolese. Oder Marouane Fellaini, Spielmacher von Manchester United, die Eltern Marokkaner.

Auch das gab es noch nie.

Kismet Eris (rechts) mit Christian Benteke von Aston Villa

© privat Die Brücke nach Droixhe

© Lucas Vogelsang

Die Spieler stammen aus den Einwanderervierteln Brüssels, Genks, Antwerpens - aus Gegenden, in denen der Ausländeranteil an den Schulen bei über neunzig Prozent liegt, die Kinder zu Hause türkisch sprechen oder arabisch. Die Gebete Richtung Mekka, die Satellitenschüsseln auf den Balkonen Richtung Istanbul.

Sie stammen aus Gegenden wie Droixhe. Sucht man in den belgischen Zeitungen Nachrichten aus Droixhe, findet man: Überfälle auf offener Straße, Schusswaffen, Brandstiftung, Vandalismus. Man findet aber auch Fußballmeldungen. Axel Witsel wechselt zu Zenit St. Petersburg. Arsenal an Zakaria Bakali interessiert. Es sind Namen, die hier jeder kennt. Kriminalität oder Ruhm. Die Straße durch Droixhe führt in beide Richtungen.

"Die Kinder hier sind wie alle Kinder, sie haben eine große Energie im Körper. Und diese Energie muss raus", sagt Eris. Wo aber hin mit der Kraft, der Unruhe, wenn da nur Straße ist, Langeweile, der Nährboden für den großen Unsinn?

Seine Eltern kamen 1964 aus der Türkei nach Genk, der Vater war Gastarbeiter, Bergbau, dann zogen sie nach Lüttich. Kismet Eris spielte wie alle anderen hier Fußball. Und er fand Halt in den Büchern. Wusste früh: Bildung und Fußball sind die schnellsten Wege raus, über den Fluss. Er ging, studierte, wurde Sozialarbeiter. Kam zurück und hatte nicht vergessen, welche Kraft der Sport besitzt.

Eris, guter Junge Kriminalität oder Ruhm? Belgiens Fußball wächst an Orten, in denen Gewalt und Armut herrschen. Bei der WM gilt er dank seiner Migranten als Ge....

"Wenn du einen Ball hast, löst du hier im Viertel siebzig Prozent der Probleme", sagt Eris. Vor zehn Jahren malte er auf einem kleinen Stück Grünfläche, nicht größer als ein 16-Meter-Raum, ein paar Linien ins Gras. Rammte ein paar Pfosten in den Rasen, stellte einen Tisch mit Waffeln und Getränken daneben. Und veranstaltete die Weltmeisterschaft der Straßenfußballer. Jede Nation, jede Ethnie ein eigenes Team. Und alle kamen. Die Kongolesen, die Kurden, Türken, Marokkaner, Armenier.

Kleines Feld, große Vision

Unter ihnen auch, als Stürmer im kongolesischen Team, Christian Benteke, der schon damals fast so groß war wie Kismet. Ein halbes Kind noch, ein halber Mann schon. Er wurde Weltmeister, aß eine Waffel, trank Limonade. Ein Ball. Siebzig Prozent der Probleme. Zehn Jahre später wechselte Benteke für achtzehn Millionen Euro in die Premier League zu Aston Villa.

Kismet Eris ist nun sein Berater. Er sagt: "Ich habe das nie wegen des Geldes gemacht. Sondern für die Jungs. Aber wenn sie dann Profis werden, ist es doch mein gutes Recht, sie zu beraten."

Die Menschen in Droxhe kennen ihn gut. Kismet bedeutet Schicksal. Kismet Abi, sagen sie, der große Bruder. Der Mann in dem weißen Mercedes, der Mann, der ununterbrochen telefoniert, das Headset im Ohr, Standleitungen in die Welt. Übergangslos wechselt er vom Niederländischen ins Französische, ins Englische, Türkische. *Bonjour, my friend*. Arabisch. *Aleykum As-Selam*. Was im Innern dieses Wagens gesprochen wird, mit Anwälten und Trainern, über Geschäfte, viel Geld, passt nicht zu der Szene hinter den Fenstern. In den Sätzen der Glamour, das Elend im Blick. Dann ruft Benteke an, er ist gerade bei seinen Eltern in Droxhe. Ist müde, will schlafen.

Eris wird ihn am nächsten Tag treffen, in einer Shopping Mall in Lüttich, für einen Ausrüsterdeal mit einem der größten Sportartikelhersteller der Welt. In zwei Wochen geht es wieder nach England.

Eris, zwei Kinder, geschieden, könnte auch dort leben. In London. Benteke, 19 Tore in der vergangenen Saison, kürzlich Gast an der Tafel Prinz Williams, ist ein gefragter Stürmer. Das öffnet Türen. Aber das wollte er nie. Er ist in Lüttich geblieben, weil das ehrlicher ist. "Fußball als Geschäft ist eine schlechte Welt", sagt er.

Er, Pendler zwischen den Welten, kümmert sich stattdessen längst um die nächste Generation aus Droxhe. In den vergangenen Monaten hat er eine Mannschaft zusammengestellt, kleines Feld, große Vision: "Das ist kein Sozialprojekt. Das sind wirklich Jungs mit Talent."

Droxhe

© Lucas Vogelsang

In einem Flachbau, der an der Rückseite einer stillgelegten Eislaufhalle kauert, dahinter Brachland, rutschen Turnschuhe über schmale blaue Matten. Es ist ein Boxgym, wie es in Droxhe viele gibt. Seile, Sandsäcke, Wut. Mehr braucht es nicht. Hier lässt Kismet Eris Kondition trainieren.

Die Wände atmen Schweiß, in der Luft das Keuchen der Kinder. Liegestütze, Strecksprünge, Linienlauf. Zehn Jungs zwischen acht und elf Jahren. Die Gesichter vor Anstrengung gerötet. Am Rand stehen die Väter, steht der Trainer. Türken und Marokkaner. Zur Begrüßung Handschlag und Wangenküsse. Etwas abseits eine Frau mit Kopftuch. Ihr Sohn ist Kismets Hoffnung. "Wenn er die Disziplin eines Deutschen hätte, könnte er ein Weltstar werden", sagt er, "eine Mischung aus Bakali und Eden Hazard." Bakali, für den englische Klubs bereits die nächsten Millionen bieten. Hazard, für den der FC Chelsea vor einem Jahr vierzig Millionen Euro bezahlt hat. Das ist die Schizophrenie von Droxhe.

Kismet ruft die Kinder zusammen. Sie stellen sich im Halbkreis vor ihm auf, Kismet Abi, der große Bruder. Jeder gibt ihm die Hand. Das hat er ihnen beigebracht. Den Umgang untereinander. Sie sollen verstehen, dass sie eine Familie sind, sagt Kismet Eris. Er streicht ihnen über die Köpfe, verabschiedet sich dann. Er hat noch Termine. Draußen stehen die ersten Männer in Jogginghosen, die Taschen über der Schulter. Sport ist Kampf. Auch das gehört hier dazu.

Eris, guter Junge Kriminalität oder Ruhm? Belgiens Fußball wächst an Orten, in denen Gewalt und Armut herrschen. Bei der WM gilt er dank seiner Migranten als Ge....

Der neben den Fußballern bekannteste Sportler aus Droixhe ist ein einbeiniger Boxer. Ein Tschetschene, der nicht weit von hier in einer der Turnhallen trainiert hat. Er sitzt heute im Gefängnis. Vor zwei Jahren flog er nach Kopenhagen, um in einer Zeitungsredaktion einen Sprengsatz zu zünden. Die Bombe, selbst gebastelt, explodierte ihm auf einer öffentlichen Toilette in den Händen. Was blieb, waren die Nachrichten: Terror direkt aus Droixhe. Das passt ins Bild. Terror aus der Trabantenstadt.

"Droixhe", sagt Eris, "das ist für alle doch nur Bazookas und Narben." Es ist dieses Bild, das Kismet Eris ändern will. Durch die Bildung, den Fußball. Zwei Wege hier raus.

"Wir müssen uns die guten Menschen selbst machen"

Er steigt wieder in den Wagen, lenkt ihn über den schmalen Kiesweg auf die Straße. Aus dem Nichts, durch zwei parkende Autos hindurch, kommt ihm eine Gruppe Jugendlicher entgegen. Dunkle Kapuzen in der Nacht. Sie kreuzen, Kismet bremst, sie stehen im Lichtkegel der Scheinwerfer. Bewegen sich nicht, starren. Einer hebt den Arm, schlägt den anderen in die Beuge. Klare Geste. Eris lässt beide Scheiben runter.

Eris: Gib es ein Problem? Dies hier ist ein Auto, ein Auto gehört auf die Straße.

Einer von ihnen: Wir wollten hier nur rüber.

Eris: Und dein Freund, der wollte mich doch beleidigen.

Der mit der Geste stiehlt sich davon, schaut sich um, rennt.

Eris, ganz ruhig: Wir können das gerne anders regeln. Ich kann euch meine Visitenkarte geben. Dann fragt ihr eure Väter, wen ihr hier beleidigen wolltet!

Einer von ihnen, der Kismet Eris jetzt erkennt: Entschuldigung, Monsieur. Es war nicht so gemeint. Es tut uns leid. Wir wollten nur über die Straße. Einen schönen Abend noch.

Eris nickt, lässt die Scheiben wieder hochfahren, lässt die Jungs gehen.

"Manchmal musst du so mit ihnen reden, sonst lernen sie es nicht", sagt er, "aber ich weiß ja, wie ich ihnen das beibringen kann." Die Schule der Straße. Grundkurs, Lektion eins: Respekt, Anstand, Höflichkeit. Lehrer Kismet ist zufrieden. "Wenn die guten Menschen nicht mehr nach Droixhe kommen", sagt er, während er sich wieder das Headset ansteckt, "müssen wir uns die guten Menschen eben selber machen."

Dieser Artikel ist die Langfassung eines Textes aus der ZEIT vom 5. Dezember 2013

Load-Date: December 10, 2013

Sawsan Chebli; "Ich träume davon, dass wir Muslime ein anderes Bild des Islams zeigen"

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

31. Mai 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: ICH HABE EINEN TRAUM; S. 40-41; Ausg. 23

Length: 549 words

Byline: Ralph Geisenhanslüke

Body

Träumen schien mir lange Zeit etwas für privilegierte Menschen zu sein. Als Kind hatte ich wenige Träume. Vielleicht hatte ich Angst, zu tief zu fallen, wenn sie nicht in Erfüllung gingen. Unsere Familie war so sehr damit beschäftigt, dass wir in diesem Land bleiben durften und nicht abgeschoben wurden. Bis zu meinem 15. Lebensjahr waren wir staatenlose **Flüchtlinge** aus dem Libanon. Wir fragten uns: Wie überstehen wir den nächsten Tag? Ich habe mir Holzbuntstifte gewünscht, das war realistisch. Und dann habe ich sie irgendwann bekommen.

Deutsch habe ich erst in der ersten Klasse gelernt. Meine Eltern waren damals beide Analphabeten. Zu Hause sprachen wir Arabisch. Ich begriff, wie viel man mit Sprache bewegen kann. Was für ein mächtiges Werkzeug sie ist. Ich erlebte, wie Wissen mich stark und unabhängig machte.

Träume habe ich erst nach unserer Einbürgerung 1993 zugelassen. Wir waren von heute auf morgen frei. So vieles wurde auf einmal greifbar. Zum Beispiel: Abitur zu machen. Das war der erste Traum, den ich verwirklichte. Dann: zu studieren. Ich habe zwölf Geschwister. Sie wären alle intelligent genug gewesen, um aufs Gymnasium zu gehen. Jene, die ihren Schulabschluss im Flüchtlingslager im Libanon gemacht hatten, konnten in Deutschland nichts damit anfangen, sie durften hier nicht arbeiten.

Das Leben meiner Eltern wurde geprägt davon, dass Politiker Entscheidungen mit immensen Auswirkungen trafen. Als Kinder wurden sie 1948 aus Palästina vertrieben. Bis 1969 lebten sie in einem Flüchtlingslager im Libanon, dort lernten sie sich kennen und heirateten. Elf meiner Geschwister wurden dort geboren. Meine Eltern hatten mit der Politik abgeschlossen. Aber ich sagte mir: Wenn ich etwas ändern will, reicht es nicht, Beobachter zu sein.

Ich habe Politikwissenschaften studiert, obwohl mein ursprünglicher Wunsch Medizin gewesen war. Ich wusste, dass es nicht leicht werden würde. Wenn man sich gesellschaftlich oder politisch engagiert, heißt das noch nicht, dass man Entscheidungen beeinflussen kann. Weder im Ausländerrecht noch bei Konfliktlösungen im Nahen Osten. Ich träume davon, jungen Menschen Mut zu machen, die Ähnliches erlebt haben wie ich. Jugendlichen, die nicht als Deutsche wahrgenommen werden und von denen sich manche radikalisierten, weil sie sich nirgends heimisch fühlen.

Sawsan Chebli "Ich träume davon, dass wir Muslime ein anderes Bild des Islams zeigen"

Wir können es uns nicht leisten, diese Jugendlichen auszuschließen. Mein Traum ist, dass jeder in diesem Land beurteilt wird nach dem, was er kann, nicht nach seinem Hintergrund. Dass junge Menschen eine Chance bekommen, zu zeigen, dass sie was können. Mein Traum ist, dass wir offen sind für Vielfalt und in ihr eine Bereicherung sehen, die unser Land voranbringt, und keine Last, die uns arm macht.

Und ich träume davon, dass wir als Muslime es schaffen, ein anderes Bild des Islams zu zeigen. Der Islam ist eine wunderschöne Religion. Was daraus gemacht wird, ist oft so hässlich. Jeder Muslim sollte sich als verantwortungsvolles Geschöpf Gottes verhalten. Wenn er das tut, kann er eigentlich nur Schönheit zeigen.

SAWSAN CHEBLI,33, geboren in Berlin, ist beim Berliner Innensenator Grundsatzreferentin für interkulturelle Angelegenheiten. Dieser Posten wurde erst vor zwei Jahren geschaffen. Ihre Eltern sind Palästinenser, sie kamen in den siebziger Jahren nach Berlin

Load-Date: May 31, 2012

End of Document

Gabriel verteidigt Beschluss zu doppelter Staatsbürgerschaft; Der SPD-Chef hat sich hinter den Kompromiss zur Abschaffung der Optionspflicht für Migranten gestellt. Ihre Forderungen konnte die SPD nur teilweise umsetzen.

ZEIT-online

Mittwoch 27. November 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: Koalition

Length: 167 words

Body

Gabriel, Merkel und Seehofer in der Bundespressekonferenz

© Thomas Peter/Reuters

SPD-Chef Sigmar Gabriel hat die Koalitionseinigung zur doppelten Staatsbürgerschaft verteidigt. "Natürlich wollte die SPD eine noch weitergehende Regelung durchsetzen", sagte Gabriel in Berlin bei der Vorstellung der Vereinbarung zwischen Union und SPD. "Das war in einem Koalitionsvertrag mit CDU und CSU nicht durchzusetzen."

Union und SPD haben sich im Koalitionsvertrag darauf geeinigt, dass in Deutschland geborene Migranten keiner Optionspflicht für die Staatsbürgerschaft unterliegen. Im Vertrag heißt es: "Zuwanderer sollen Staatsbürger werden. Wer in Deutschland geboren und aufgewachsen ist, soll seinen deutschen Pass nicht verlieren."

Zuvor hatte Gabriel die doppelte Staatsbürgerschaft zu einer Bedingung für die Große Koalition gemacht. Die getroffene Einigung betrifft allerdings nur in Deutschland geborene Zuwanderer. Menschen, die erst später nach Deutschland gekommen sind, sind davon ausgeschlossen.

Load-Date: November 27, 2013

Bushido und die Meute; Jetzt hat man also herausgefunden, was der Rapper selbst immer behauptete: Er hat Kontakte ins hochkriminelle Milieu. Wurde er gerade deshalb von allen hofiert?

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

25. April 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 52; Ausg. 18

Length: 1188 words

Byline: Thomas Groß

Body

VON THOMAS GROSS

Im Nachhinein will es wieder keiner gewesen sein, nicht die Politik, nicht das Fernsehen, nicht jene Zeitungen, die ihn so lang und ausdauernd hofierten. Die Gala-Bilderstrecke zu seiner Hochzeit: Schnee von gestern. Das Foto mit Innenminister Friedrich: ein zufälliger Schnappschuss, der keine Rückschlüsse auf persönliche Beziehungen zulässt. Von Horst Seehofer fehlt bislang eine Stellungnahme, doch er wird drei Kreuze schlagen drunten im christlichen Bayern. Das hätt' was gegeben, wäre Bushido damals auf sein Angebot eingegangen, mal eben schnell einen CSU-Rap hinzulegen.

Es war ja auch so eine schöne Geschichte: **Migrantensohn** aus prekären Verhältnissen schafft es vom Rand der Gesellschaft in die Mitte, ein deutscher Entwicklungsroman, nahezu biblisch in ihrer Variation des Motivs vom verlorenen Sohn. Dass das Stoff fürs Kino ist, hat kein Geringerer als Bernd Eichinger erkannt. Für alle, denen Bushidos Sprechgesang in Reinform zu rüde war, sein Hals zu tätowiert, seine gesamte Erscheinung noch nicht holzschnittartig genug, drehte er eine familientaugliche Version. Unvergessen, wie Bushido, seine Mama und die deutsche Öffentlichkeit sich am Ende vor der Kulisse des Brandenburger Tors weinend in den Armen liegen, als wäre schon wieder Mauerfall. Jetzt muss die Geschichte neu geschrieben werden.

Seit der *stern* vergangenen Donnerstag mit einer Recherche herauskam, die den Verstrickungen des Berliner Rappers in die hauptstädtische Halbwelt nachgeht, ist nicht nur ein Märchen dahin, plötzlich muss man die Freunde Bushidos mit der Lupe suchen. Die Vorwürfe: Er soll der verlängerte Arm eines mafiös organisierten Clans in Berlin-Neukölln sein, gegen deren Chefs, die Brüder Abou-Chaker, wegen Zuhälterei, Geldwäsche, Drogen- und Menschenhandel ermittelt wird. Bushido als Frank Sinatra in Jogginghosen: Wer etwas auf sich hält, geht auf Distanz, fordert die Rückgabe des Integrations-Bambis oder lässt zumindest publikumswirksam seine Empörung ausrichten. Vom Quotenbringer zur Persona non grata, so schnell hat sich der Wind selten gegen einen erklärten Publikumsliebbling gedreht. Wüsste man gar nichts über den Mann, den alle nur unter seinem Nom de Guerre kennen, man könnte den Eindruck gewinnen, er habe die Nation arglistig über seine wahre Natur hinweggetäuscht. Dabei trifft das Gegenteil zu: Statt aus der Rolle zu fallen, hat Bushido sie einfach nur konsequent zu Ende gespielt.

Bushido und die Meute Jetzt hat man also herausgefunden, was der Rapper selbst immer behauptete: Er hat Kontakte ins hochkriminelle Milieu. Wurde er gerade desh....

Bushido hat nie ein Geheimnis aus seinen Kontakten ins kriminelle Milieu gemacht

Wer je das Vergnügen hatte, ihm persönlich zu begegnen, weiß, wie ehrpusselig er auf seinen guten schlechten Ruf bedacht war. Anis Mohammed Youssef Ferchichi - so heißt Bushido bürgerlich - pflegte seine Interviewpartner in puffartig ausgestatteten Separees zu empfangen, wo er, oft in Begleitung diverser Sidekicks, einrauschte, um sich erst einmal formvollendet für die Verspätung zu entschuldigen. Was dann folgte, war eine Rotlichtgala, in der er auf geradezu hollywoodeske Weise die Rolle des Gentleman-Gangsters einnahm: krasse Inhalte, aber Eins-a-Manieren. Man kann dem Mann vieles nachsagen: dass er ein manipulatives Verhältnis zur Presse unterhält, dass sein Frauenbild nicht dem Stand der Aufklärung entspricht. In letzterem Punkt würde er womöglich nicht einmal widersprechen, das Verhältnis zu seinem Schaffen war stets funktional geprägt: Gut ist, was provoziert. Woraus er nie ein Geheimnis gemacht hat, sind seine Kontakte ins kriminelle Milieu.

Statt damit hinterm Berg zu halten, rückte er sie geradezu ins Zentrum seiner Aktivitäten - als Alleinstellungsmerkmal, das ihn vom Rest der Berliner Hip-Hop-Szene abhob. Dass Bushido sich als einzigen schweren Jungen in einer Horde von Schwachmaten sah, auch das hat er immer offen im Munde geführt, gab die Nähe zur ehrenwerten Gesellschaft seinen Worten doch erst den richtigen Nachdruck. Wenn er das Gefühl hatte, dass die Sache gut für ihn lief, kutschierte er den Gast von der Journaille im BMW 7er in sein Kreuzberger Stammcafé. Da saßen sie auf einem Haufen, die schweren Jungs, die inzwischen auf Fahndungslisten stehen, spielten Karten und genossen den Abend bei einer guten Wasserpfeife. "Was du hier siehst, sind 200 Jahre Knast", kommentierte Bushido die Szene, um einen, nachdem er sicher war, dass die Botschaft angekommen war, wieder galant vor der bürgerlichen Haustür abzusetzen. Einmal Halbwelt und zurück, so ging sie, die große Bushido-Sause.

Nicht jeder, der im Hip-Hop mit dicker Hose herumläuft, ist ein Gangster

Erfrischend an diesem als "Berliner Härte" notorisch gewordenen Phänomen war, dass hier endlich einmal nicht der Mittelstand das Wort ergriff, sondern echte Unterprivilegierte. Ein Schlag ins Gesicht für den bis dahin vorherrschenden Gymnasiasten-Rap aus Leinfelden-Echterdingen. Die Protagonisten der Berliner Härte witterten ihre Chance darin, den Schrecken der Großstadt an die Wand zu malen, es war, als hätte die Tür zu einer Unterwelt sich geöffnet, in der Banden das Sagen haben und derjenige sich durchsetzt, der im Konfliktfall den krasserer Cousin kennt. Eine Zeit lang war man nirgends vor einfallenden Kamerateams sicher: Wo bitte geht's hier zum nächsten Drive-by-Shooting? Dass sie meist leer ausgingen, liegt am Hip-Hop als Großmaulkultur: Nicht jeder, der mit dicker Hose herumläuft, ist ein Gangster. Als das Interesse am Aggro-Berlinertum nachließ, war Bushido dann schon auf dem Weg zum Bushido der Herzen.

Seither erleben wir ihn in der Rolle des Spielers, der die verschiedensten Repertoires beherrscht, vom Talkshowgast über den Modelinienpaten bis hin zum erfolgreichen Verfasser von Memoiren. Man könnte sagen: Er hat sein Geschäftsmodell diversifiziert, ohne den Markenkern darüber infrage zu stellen. Eins muss man ihm lassen: Vom Darstellerischen her ist das eine beachtliche Leistung. Bushido hat es verstanden, immer genau die Facette seiner Persona nach außen zu kehren, die ihm am meisten nützt, mal den bedrohlichen Halbaraber, mal den selbst ernannten Integrationsbeauftragten. Vielleicht hat die Mehrheitsgesellschaft ihn deshalb so rasch ins Herz geschlossen: In seiner Hoppla-jetzt-komm-ich-Manier ähnelt er genau jenem Bild des Ellenbogendeutschen, der so selbstverständlich dazugehört, dass niemand mehr Fragen stellt. Den Rest muss die Staatsanwaltschaft herausfinden. Wir wünschen schon jetzt eine glückliche Hand.

Was vom journalistischen Standpunkt betrübt, ist die über Jahre hinweg betriebene Ranschmeiße: Bushido, das Kuschelmonster von der Straße, herumgereicht bis in die höchsten Höhen der Gesellschaft, eine Reality-Soap, bei der noch die eilfertig nachgeschobene Reue nach Schmierenskomödie schmeckt. Unappetitlicher als das ist allein die dahinterstehende Botschaft: Eine Hand wäscht die andere, wenn es um den Erfolg geht, kommt jedes Mittel gelegen. Damit ist erst einmal Schluss, die Meute geht auf Abstand. Ob das bedeutet, dass eine Laufbahn zu Ende geht, bleibt ungewiss. Schon mancher Delinquent hat nach einer gewissen Quarantänezeit ein triumphales Comeback gefeiert. Die Räuberpistole als Gesellschaftsgroteske, sie ist eine Geschichte mit Zukunft.

Bushido und die Meute Jetzt hat man also herausgefunden, was der Rapper selbst immer behauptete: Er hat Kontakte ins hochkriminelle Milieu. Wurde er gerade desh....

Graphic

Der Musiker als verlängerter Arm der Mafia?

Load-Date: April 25, 2013

End of Document

Will Riehen sich erinnern?; Die einzige Schweizer Gedenkstätte für jüdische Flüchtlinge steht bei Basel. Aber sie ist bloß geduldet

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

7. November 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK SCHWEIZ; Will Riehen sich erinnern?; S. 15; Ausg. 46

Length: 1010 words

Byline: Peer Teuwsen

Body

Zum 75. Mal jährt sich am 9. November der Beginn der nationalsozialistischen Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung Deutschlands. Es war der Anfang eines bis dahin unvorstellbaren Genozids. Viele Juden flüchteten vor ihren Häschern auch in die Schweiz - die meisten von ihnen aber wurden von den Behörden an der Grenze abgewiesen oder wieder nach Deutschland zurückgeschickt. In den sicheren Tod. Laut dem Bergier-Bericht waren es etwa 30 000 Juden, denen die Schweizer dieses Schicksal bescherten.

An dieses düstere Kapitel erinnert in der Schweiz aber nur eine einzige Gedenkstätte. Sie steht seit 2012 in der Basler Gemeinde Riehen, untergebracht in einem ehemaligen Bahnwärterhaus, in dem während des Zweiten Weltkriegs Mitarbeiter der Deutschen Reichsbahn wohnten und die Zurückweisung jüdischer **Flüchtlinge** mit eigenen Augen sahen. Die Gedenkstätte, die man kostenlos besuchen kann, ist in privater Hand, sie wird von der Öffentlichkeit mit keinem einzigen Franken unterstützt. Ein an sich unbegreiflicher Umstand.

Belebt wird der Ort, der sich dem Schicksal jüdischer und anderer Flüchtlinge in der Schweiz widmet, vom seinem Gründer, dem umtriebigen 60-jährigen Theologen und Pfarrer Johannes Czwalina. Er hat sich einen Namen als Berater und Coach deutscher Führungskräfte gemacht. Die Gedenkstätte kann heute auf eine beeindruckende Gästeliste blicken. So hielten etwa Professor Wolfgang Benz, der ehemalige Direktor des Zentrums für Antisemitismusforschung in Berlin, oder der Münchner Trauma-Psychologe Louis Lewitan Vorträge. Am 10. November wird Daniel Gerson, Dozent für jüdische Geschichte an der Uni Basel, zum 75. Jahrestag der Reichspogromnacht sprechen. Johannes Czwalina empfängt auch viele Schulklassen.

Den Betreiber der Gedenkstätte plagen akute Geldsorgen

Czwalina selbst aber ist das, was man wohl eine »umstrittene Persönlichkeit« nennen würde. Er ist in den fünfziger Jahren in einer »arisierten« Villa am Wannsee aufgewachsen und hat gerade ein Buch über das Schweigen der Täter- und Opfergeneration des Zweiten Weltkrieges geschrieben: *Das Schweigen redet. Wann vergeht diese Vergangenheit?* Schweizweit aufgefallen ist Czwalina, als er 2011 per Inserat anbot, die Bußen für fünf muslimische Basler Familien zu bezahlen, die ihre Kinder aus Scham nicht in den Schwimmunterricht schicken wollten. Die Folge waren an die 100 Hassschreiben und mehrere Morddrohungen. Ja, Czwalina ist ein

Will Riehen sich erinnern? Die einzige Schweizer Gedenkstätte für jüdische Flüchtlinge steht bei Basel. Aber sie ist bloß geduldet

Getriebener, das ist klar, einer, der unbedingt das Gute will - und es nicht immer bekommt. Und so einer hat es nicht leicht. Er ist per se verdächtig.

Wer nun aber denkt, der Mann verdiene mit seiner viel gepriesenen Beratertätigkeit so hervorragend, dass er nebenbei die Gedenkstätte gut unterhalten könne, der irrt. Czwalina, der von sich sagt »Wenig zu haben ist geil«, steckt alles, was er hat, in seine Nebentätigkeit. So musste er gerade seine Eigentumswohnung verkaufen, um die laufenden Kosten der Gedenkstätte begleichen zu können. Und ohne ehrenamtliche Helferinnen und Helfer könnte er den Betrieb schon lange nicht mehr aufrechterhalten.

Es ist wohl auch seine Art, welche die Gemeinde Riehen von Anfang an skeptisch sein ließ. »Man gab mir klar und deutlich zu verstehen, dass ich niemals mit finanzieller Unterstützung von der Gemeinde rechnen könne. Es ist mir unverständlich, dass niemand von der Gemeinde auf mich zugekommen ist, um zu helfen. Ich hätte es wohl leichter gehabt, wenn ich einen Dreiländerpuff aufgemacht hätte«, sagt Johannes Czwalina. Riehen, welches die weltberühmte Kunstsammlung Fondation Beyeler beheimatet, gehört zu den reichsten Gemeinden der Schweiz. Und als auch noch die geplante Zusammenarbeit mit dem Institut für Jüdische Studien an der Universität Basel, welches die Gedenkstätte inhaltlich begleiten sollte, infolge unterschiedlicher Geschichtsauffassungen scheiterte, wurde die Gemeinde noch skeptischer. Oder hatte man einfach eine gute Ausrede?

Riehen bittet auf seiner Webseite um Spenden für Czwalina

Die Verantwortlichen geben sich jedenfalls auch heute noch zurückhaltend, um nicht zu sagen übervorsichtig. Die Gemeinderätin Maria Iselin-Löffler, die für Museen und Kultur zuständig ist, wird am Telefon sehr nervös, als der Name Czwalina fällt, und weist jede Verantwortung von sich: »Herr Czwalina ist nie mit einer offiziellen Anfrage an die Gemeinde gelangt.« Um dann auf die Frage, was passieren würde, wenn er mit einem Fördergesuch an sie heranträte, zu antworten: »So ein Gesuch müsste vom gesamten Gemeinderat beurteilt werden, nicht von mir allein. Denn generell sind die Ansichten betreffend der Ausrichtung der Gedenkstätte sehr unterschiedlich.« Auch Gemeindepräsident Willi Fischer will die Causa Czwalina nur mit Samthandschuhen anfassen: »Ich persönlich stehe der Gedenkstätte positiv gegenüber. Ich will aber nicht verhehlen, dass zwischen der Gedenkstätte von Herrn Czwalina und dem Institut für Jüdische Studien der Universität Basel unterschiedliche Auffassungen bestehen.« Freude klingt irgendwie anders.

Warum so viel Vorsicht, so viel Bedenken, so viel Nervosität? Warum wuchert Riehen nicht mit seinen Pfunden und rühmt sich der Gedenkstätte? Warum nimmt man die Sache nicht selbst in die Hand? Wer Geld gibt, kann ja auch Einfluss nehmen. Ein erster Schritt wäre getan. Auf der Webseite der Gemeinde ist die Gedenkstätte seit Kurzem offiziell bei den Museen aufgeführt. Man bittet dort eindringlich um Spenden für den Unterhalt der Gedenkstätte, einen Unterhalt, für den man selbst nicht aufkommen will.

Man wird den Eindruck nicht los, dass dieses Bahnwärterhaus in Riehen den Einwohnerinnen und Einwohnern nicht ganz geheuer ist. Weil es sie an etwas erinnert, an das sie nicht erinnert werden wollen? Sollte dem so sein, hätte die Gedenkstätte einen Teil ihres Zwecks jedenfalls schon erfüllt.

VON PEER TEUWSEN

Mehr Informationen findet man unter www.gedenkstaetteriehen.ch

Flüchtlinge 1945 an der Grenze in St. Margrethen

Load-Date: March 25, 2022

Will Riehen sich erinnern? Die einzige Schweizer Gedenkstätte für jüdische Flüchtlinge steht bei Basel. Aber sie ist bloß geduldet

End of Document

Verdrängen hilft nicht mehr; Das Attentat von Beirut zeigt: Der Libanon ist längst Teil des syrischen Bürgerkriegs

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

21. November 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK; Verdrängen hilft nicht mehr; S. 15; Ausg. 48

Length: 1052 words

Byline: Andrea Böhm

Body

Frieden ist manchmal nichts weiter als die Fähigkeit, die Nähe des Krieges zu verdrängen. Der Libanon ist ein Meister dieser Kunst. Die fehlende Aufarbeitung des Bürgerkriegs in den siebziger und achtziger Jahren wurde von den glitzernden Silhouetten des Wiederaufbaus verdeckt. Politische Attentate nicht aufzuklären ist hier eine geübte Methode der Konfliktvermeidung. Und noch bis vor Kurzem schien die Verleugnungsstrategie der politischen Elite angesichts des syrischen Bürgerkriegs aufzugehen.

Die Verheerungen im Nachbarland, die **Flüchtlingsströme** Richtung Libanon - all das wurde in Beirut mit rhetorischen Beschwichtigungen und Nichteinmischungsgelüben beiseitegewischt. Das schien nicht die dümmste Strategie zu sein für ein kleines Land, das, eingegrenzt von den mächtigen Nachbarn Israel und Syrien, fast den gesamten Konfliktstoff des Nahen und Mittleren Ostens vereint: die Kluft zwischen Sunniten und Schiiten, zwischen Muslimen und Christen, zwischen mächtigen Familienclans, zwischen verfeindeten Gruppen palästinensischer **Flüchtlinge**.

Spätestens seit dem Anschlag am vergangenen Dienstag funktioniert das so nicht mehr. Mehr als 20 Menschen starben, als sich zwei Selbstmordattentäter vor der iranischen Botschaft in die Luft sprengten. Über 140 erlitten zum Teil schwere Verletzungen. Die Botschaft liegt im Süden von Beirut, in einem von der schiitischen Hisbollah-Miliz dominierten Stadtteil unweit des größten Fußballstadions, in dem ausgerechnet an diesem Abend ein Länderspiel Libanon gegen Iran angesetzt war.

Zur Tat bekannten sich die sunnitischen Abdullah-Azzam-Brigaden, die Al-Kaida nahestehen. Das jedenfalls lässt sich aus einem Twitter-Post ihres religiösen Oberhauptes schließen, wonach der Anschlag eine "doppelte Märtyrer-Operation zweier sunnitischen Helden aus dem Libanon" gewesen sei. Damit steckt man auch schon mitten drin im syrischen Krieg.

Die militärischen Fronten dort haben sich verschoben: das überwiegend schiitisch-alawitische Regime um Präsident Baschar al-Assad, vor einigen Monaten noch in der Rückwärtsbewegung, verzeichnet dank Rüstungshilfe aus Russland sowie Elitetruppen des Irans und der Hisbollah wieder Bodengewinne. Die Rebellen, geschwächt durch interne Konflikte und die zunehmende Präsenz extremistischer sunnitischer Milizen, darunter auch der Abdullah-Azzam-Brigaden, geraten derzeit vor allem im syrisch-libanesischen Grenzgebiet massiv unter Druck.

Verdrängen hilft nicht mehr Das Attentat von Beirut zeigt: Der Libanon ist längst Teil des syrischen Bürgerkriegs

Den Anschlag vom Dienstag darf man zum einen als Reaktion auf die militärischen Erfolge der Achse Damaskus - Teheran - Hisbollah sehen, zum anderen als Botschaft an Hisbollah-Führer Hassan Nasrallah: "Sieh her, wir können den Krieg auch zu dir nach Hause tragen."

Im Mai dieses Jahres hatte Nasrallah die militärische Allianz mit Syriens Präsidenten Assad ganz offen proklamiert und damit das Schicksal seiner Organisation mit dessen politischem Überleben verknüpft. Das war nicht der erste und auch nicht der einzige, aber vielleicht der folgenreichste Bruch des innerlibanesischen Stillhalteabkommens.

Schiiten und Sunniten aus dem Libanon zündeln in Syrien mit

Das bestand nämlich aus zwei Teilen: einer offiziellen, letztlich wertlosen, Erklärung aller politisch-militärischen Fraktionen aus dem Juni 2012, sich nicht in den Syrien-Krieg einzumischen; und einem inoffiziellen Agreement, im eigenen Land nicht darüber zu reden, wenn man beim großen Nachbarn mitzündelt. Gezündelt hat von Beginn an freilich nicht allein Hisbollah. Noch vor Nasrallahs Bekenntnis im Mai wurden sunnitische Politiker beschuldigt, ihrerseits den Waffennachschub aus Saudi-Arabien an syrische Rebellen zu organisieren.

Syrien ist in diesem Jahr endgültig zum Schauplatz eines Stellvertreterkriegs zwischen den beiden Regionalmächten Saudi-Arabien und dem Iran geworden. Der Libanon war zwar schon lange vorher eine Bühne für diesen Machtkampf, ausgetragen durch die beiden innenpolitischen Blöcke - auf der einen Seite die prosyrische Hisbollah samt Verbündeten, auf der anderen Seite die sunnitisch dominierte, antisyrische Bewegung "Future" samt Verbündeten. Beide Seiten haben nun ihr politisches Schicksal mit dem Ausgang des Krieges in Syrien verknüpft und legen damit die gleiche Kompromisslosigkeit an den Tag, die ihre Schutzmächte in Riad und Teheran derzeit auf dem dortigen Schlachtfeld vorgeben. Im Libanon hat das zur politischen Blockade und zur Lähmung eines ohnehin schon schwachen Staates geführt. Und dies just zu einem Zeitpunkt, da über eine Million Flüchtlinge im Land sind, was bei einer Gesamtbevölkerung von rund vier Millionen Menschen immerhin einem Viertel entspricht.

Die Folgen kann man in Grenzorten wie Arsal in der Bekaa-Ebene unweit der syrischen Grenze beobachten. Die Stadt hat inzwischen genauso viele Flüchtlinge wie Einheimische, und wegen der Militäroffensive auf der anderen Seite der Grenze strömen täglich weitere Verzweifelte herein. Moscheen, Schulen, Hochzeitshallen dienen als Notunterkünfte, rundherum in den Hügeln wachsen Zeltsiedlungen bei inzwischen winterlichen Temperaturen. Syrische Kampfflugzeuge fliegen immer wieder Angriffe, weil die Gegend rund um Arsal als Rückzugsgebiet der Rebellen gilt, während ein paar Hügel weiter wieder die Hisbollah dominiert. Dazwischen frieren an Checkpoints die Soldaten einer überforderten libanesischen Armee, während das UN-Flüchtlingshilfswerk kaum mit dem Registrieren hinterherkommt und ein paar Hundert einheimische Helfer es irgendwie schaffen, Nostrationen, Decken und Medikamente zu verteilen.

Auf diese Weise frisst sich der Krieg von den Rändern her weiter ins Land. Vom Norden in Tripoli, wo sich schon seit zwei Jahren militante Sunniten und Libanons alawitische Minderheit Straßenkämpfe liefern. Gleichzeitig - und das ist wieder typisch libanesisch - wird einige Stadtteile weiter ein Filmfestival eröffnet. Aus Trotz, wie die Organisatoren sagen, und um der Gewalt etwas entgegenzusetzen.

Auch in Beirut konnte man am Dienstagabend fast so tun, als wäre nichts gewesen. Das Fußballspiel zwischen dem Iran und dem Libanon fand statt - nur wenige Hundert Meter Luftlinie von den ausgebrannten Autowracks entfernt. Der Iran gewann 4 : 1, allerdings vor leeren Rängen. Nach dem Anschlag waren als Vorsichtsmaßnahme die Zuschauer ausgeschlossen worden. Auch das ist eine sehr libanesische Lösung.

VON ANDREA BÖHM

Graphic

Verdrängen hilft nicht mehr Das Attentat von Beirut zeigt: Der Libanon ist längst Teil des syrischen Bürgerkriegs

Vor der iranischen Botschaft werden die Opfer geborgen

Load-Date: November 21, 2013

End of Document

Drobi, wir hauen ab!; Die Tschechin Rena Dumont erzählt, wie sie nach Deutschland kam und Asyl suchte - eine Rückschau ohne Sentimentalität

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

21. März 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: KINDER- UND JUGENDBUCH; S. 48; Ausg. 13

Length: 615 words

Byline: Reinhard Osteroth

Body

VON REINHARD OSTEROTH

ab 14 Jahren

Lenka kommt nach Haus. Sie öffnet den Briefkasten. Ein blaues Kuvert fällt ihr entgegen. "Wie gelähmt stehe ich im Hausflur, und mein Herz krampft sich zusammen." Sie kann nicht fassen, was sie da liest: Lenka und ihre Mutter erhalten ein Visum für eine Reise nach Deutschland. Spät am Abend kommt ihre Mutter heim und liest den Brief. "Oje - Jesus - Auweia", auch sie kann es kaum glauben. Lenka, ungeduldig, kündigt an: "Mami, wenn du nicht gehen willst, dann gehe ich alleine."

Wir sind im Jahr 1986, in der Tschechoslowakei, in der böhmischen Kleinstadt Prerov. Lenka ist fast siebzehn und will Schauspielerin werden. Was ihr in der Heimat versperrt ist, im verheißungsvollen Westen soll es gelingen, am liebsten in Deutschland: "Ich weiß nichts von Deutschland. Gar nichts. Im Unterricht haben wir, außer einer ausführlichen Anti-West-Propaganda, ganz wenig über unsere Nachbarn erfahren." So gedeiht der Traum vom Paradies.

In ihrem ersten Roman erzählt Rena Dumont auch ihre eigene Geschichte von der Auswanderung in ein fremdes Land. 1969 in Mähren geboren, ist sie seit 1995 Schauspielerin an verschiedenen deutschsprachigen Bühnen. Ihr Blick zurück auf jene Rena Zednikova, die einst in einem kleinen Fiat mit ihrer Mutter nach Deutschland fuhr und das zweiwöchige Visum in ein anderes Leben verwandelte, ist zu einem bemerkenswerten Roman geworden. Direkt, ja burschikos, respektlos, bisweilen flapsig im Ton, gelingt Rena Dumont eine ungemeine Gegenwärtigkeit ihrer Erzählung. Nichts ist weit weg oder lange her, eine dicke Portion Nüchternheit baut jeder Versuchung zur Verklärung vor.

Lenka kann den großen Plan nicht für sich behalten: "Drobi, wir hauen ab", flüstert sie mitten im Unterricht ihrer besten Freundin Drobina zu. Drobi kann man trauen, "Oh Gott," sagt sie, doch verrät nichts. Alles steht von nun an im Zeichen des heimlichen Abschieds, von der Freundin, von ihrem Freund, von den Großeltern, von vertrauten Orten, von der Heimat, von der Wohnung. Schmerzhaft, aber Lenka will es. Ihre Mutter tut sich noch schwer. Sie sind schon einige Tage in Deutschland, noch könnten sie problemlos zurück. Hin und Her, was tun? Aber dann ist

Drobi, wir hauen ab! Die Tschechin Rena Dumont erzählt, wie sie nach Deutschland kam und Asyl suchte - eine Rückschau ohne Sentimentalität

ihre Mutter überredet, trocknet sich die Tränen und sagt: "Wir versuchen es, Leni. Wir bleiben." Sie fahren nach Berchtesgaden, zur Polizeistation, und Lenka spricht die folgenreichen Worte: "Wi wont politikl Asil." Kein Zurück mehr.

Jetzt ändert sich die Szenerie. Die beiden kommen nach Königssee, dort ist in einem ehemaligen Sporthotel ein Asylantenheim. Acht Monate werden die "zwei Königinnen des Charmes" und "Ostblock-Weiber" hier verbringen, eine Zeit der Anfechtungen, der drohenden Lethargie. Deutschland schrumpft zum kleinen Distrikt, in dem Polen, Albaner und Jugoslawen ihre Konflikte austragen. Regelmäßige Diebstähle im Kaufhaus, Klamotten und Kosmetika, auch Lenka und ihre Mutter lernen dieses Handwerk. Lenka hat eine Affäre, die es für den Roman nicht gebraucht hätte, und schließlich so etwas wie eine rettende Idee: "Gute Tag, liebe Herr, ich habe Frage." Der Mann vom Landratsamt versteht sie nicht gleich: "Ich bin in Asillantelager in Känigsä, und ich möchte in Schule hären wie Gast. Mächte deutsche Sprache lernen." Ihre Bitte wird erfüllt. Ein weiterer Schritt nach Deutschland. Der nächste ist eine meisterlich inszenierte Ohnmacht, die Lenkas Schauspieltalent beweist.

Rena Dumonts Roman mag Längen haben. Kein Problem, denn kurz darauf nimmt sie den Leser wieder mit. Immer aber bleibt der Roman kantig, bügelt nichts zur beschaulichen Rückschau. Und ist darum eine packende Lektüre.

Rena Dumont: Paradiessucher Hanser Verlag 2013; 302 S.; 14,90 (EURO)

Load-Date: March 21, 2013

Eine Schutzzone bedeutet Kriegseintritt; Frankreich, die Türkei und auch die USA planen Schutz zonen in Syrien. Doch wer das fordert, darf die Konsequenzen nicht verschweigen.

ZEIT-online

Dienstag 28. August 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: SYRIEN; Ausg. 35

Length: 780 words

Byline: Steffen Richter

Body

Ein syrischer **Flüchtling** im Auffanglager Bab Al-Salameh

© Muhammed Muheisen/dapd

100.000 syrische **Flüchtlinge** - das sei die Obergrenze, befand unlängst Ankaras Außenminister Ahmet Davutoglu. Mehr könne sein Land nicht versorgen. Sein Vorschlag: "Wir sollten sie in Syrien unterbringen." Die UN könnten eine Sicherheitszone innerhalb der syrischen Grenzen einrichten. Kurz zuvor hatten die USA und die Türkei erstmals über die Einrichtung einer Flugverbotszone offiziell beraten, wie US-Außenministerin Hillary Clinton es nach Gesprächen in Istanbul bestätigte. Derzeit leben 70.000 **Flüchtlinge** aus dem Nachbarland in der Türkei.

Die Errichtung von Schutz zonen auf syrischem Boden rückt damit offenbar näher. Am Montag erklärte erstmals auch Frankreichs Präsident François Hollande, dass seine Regierung zusammen mit anderen Staaten an Plänen für eine mögliche Einrichtung solcher Zonen arbeite. Nur: Wer Schutz zonen will und Pläne für deren Einrichtung erarbeitet, muss auch sagen, was er da fordert. "Schutz" bedeutet ja nicht nur, dass dort keine feindlichen Streitkräfte eindringen dürfen. Auch Luftangriffe, in diesem Fall durch die staatlich-syrische Armee, müssten verhindert werden.

Die Einrichtung von Schutz zonen auf syrischem Boden bedeutet daher nichts anderes, als gegen das Assad-Regime in den Krieg zu ziehen. Doch das auszusprechen, davor scheuen sich die Politiker des Westens.

Flugverbotszonen dienen nicht nur humanitären Zwecken

Irreführend ist auch das, was Frankreichs Verteidigungsminister Jean-Yves Le Drian vergangene Woche dazu sagte: Er warnte im Zusammenhang mit Plänen zur Einrichtung von Flugverbotszonen für Teile Syriens davor, den gesamten Flugraum Syriens abzusperren, denn das hieße, "in den Krieg zu ziehen".

Nein, auch eine partielle und kleine Zone, wie sie die Türkei, Frankreich und die USA diskutieren, wäre ein aktiver Schritt in den Krieg gegen Syrien, allein, weil dafür Staatsgebiet okkupiert würde. Zudem würden zur

Eine Schutzzone bedeutet Kriegseintritt Frankreich, die Türkei und auch die USA planen Schutz zonen in Syrien. Doch wer das fordert, darf die Konsequenzen nicht

Aufrechterhaltung eines Flugverbots wohl auch Operationen außerhalb dieser Zone notwendig, beispielsweise um gegnerische Flughäfen oder Luftabwehrsysteme zu zerstören.

Schutz zonen haben überdies mehr Funktionen, als nur humanitären Zwecken zu dienen. Sie wären auch ein sicherer Rückzugsraum für die Aufständischen vor den Kampffliegern des syrischen Militärs und würden zum Training der Oppositionsmilizen und zur Vorbereitung militärischer Schläge gegen die syrische Armee jenseits der Zonen genutzt werden.

Die Art und Weise, wie im Westen über die Einrichtung begrenzter Flugverbots zonen gesprochen wird, macht den Eindruck, dass diese nicht als Kriegshandlung wahrgenommen werden sollen. Das kann damit zusammenhängen, dass im UN-Sicherheitsrat ein internationales - zwangsweise robustes - Mandat für solche Zonen in Syrien unwahrscheinlich ist. Russland und China werden, schon allein nach den Erfahrungen mit der Flugverbotszone über Libyen im vergangenen Jahr - eine entsprechende Entscheidung blockieren.

Dies war auch ein Grund dafür, warum die türkische Regierung dem Assad-Regime im Frühjahr damit drohte, eine Schutzzone ohne den UN-Sicherheitsrat errichten zu können. Seinerzeit hieß es, man könne sich auf die sogenannte Schutzverantwortung berufen. Dieses *Responsibility to Protect* (R2P) genannte Prinzip soll der Staatengemeinschaft die Möglichkeit geben, Gräueltaten wie den Völkermord in Ruanda zu verhindern. Die türkische Regierung argumentierte mit den ungenauen UN-Regelungen darüber, wer am Ende einen R2P-Einsatz autorisiert.

Wäre eine internationale Koalition für Schutz zonen auf syrischem Boden einmal gefunden und würde sie mit oder ohne UN-Mandat etabliert, müssten sich die beteiligten Staaten mit einem hochgerüsteten syrischen Militär auseinandersetzen. Brian T. Haggerty hat es in der MIT-Studie *Safe Havens in Syria* beschrieben: Die Luftabwehr der syrischen Armee ist in den vergangenen Jahren stetig modernisiert worden, sie gehört in der Region zu den technisch weit entwickelten Systemen. Ein internationaler Einsatz in Syrien wäre kein Vergleich zu dem in Libyen, er wäre deutlich gefährlicher. Bis zu sechs Mal höher, so wird geschätzt, könnte der Aufwand bei den Lufteinsätzen im Vergleich zum Libyen-Einsatz sein.

All dies muss jenen bewusst sein, die begrenzte Flugverbots zonen in Syrien fordern. Der Schritt dahin ist möglicherweise nicht mehr weit. Denn diejenigen, die vor dem Schrecken des Bürgerkrieges flüchten müssen, brauchen dringend Schutz. Und wenn Nachbarländer wie Jordanien oder die Türkei diesen nicht mehr bieten können oder wollen, wird sich der Westen Alternativen überlegen müssen. Die Einrichtung einer Flugverbotszone könnte eine solche Alternative sein.

Load-Date: August 29, 2012

Geld für die Heimat

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

13. Dezember 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: MACHER UND MÄRKTE; S. 31; Ausg. 51

Length: 128 words

Byline: Marcus Rohwetter

Body

Migranten überwiesen aus den Ländern der Europäischen Union im vergangenen Jahr rund 39,1 Milliarden Euro in ihre Heimatländer. Das berichtete die Europäische Statistikbehörde **Eurostat** am vergangenen Dienstag. Die Summe lag damit insgesamt um etwa zwei Prozent höher als im Jahr 2010. Der Betrag umfasst sowohl **Überweisungen** innerhalb der EU als auch in Länder außerhalb der Union. Die Drittländer stehen allerdings für etwa drei Viertel aller Geldtransfers.

Der größte Betrag wurde der Behörde zufolge aus Frankreich überwiesen, nämlich 9,7 Milliarden Euro. Es folgen Italien mit 7,4 Milliarden Euro und Spanien mit 7,3 Milliarden Euro. Deutschland steht mit 3,0 Milliarden Euro auf Platz vier. Entsprechende Daten für Großbritannien waren nicht verfügbar.

Graphic

2 Prozent mehr Geld schickten Migranten aus der EU heim

Load-Date: December 13, 2012

"Das Paradies ist schon lange geschlossen"; Der ZDF-Intendant Thomas Bellut über seinen Sender, die Notwendigkeit, ihn zu verändern, und den Tag, an dem er fast von Rollatoren überfahren worden wäre

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

5. Juli 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 24-25; Ausg. 28

Length: 3726 words

Byline: Giovanni di Lorenzo, Anne Kunze

Body

"Ich habe ihm davon abgeraten" (ZDF-Intendant Bellut über Thomas Gottschalks gescheiterte Talkshow Gottschalk live in der ARD)

DIE ZEIT: Herr Bellut, Sie haben vor 30 Jahren als Volontär beim ZDF angefangen. Gab es damals auch nur einen einzigen Ausländer in der Redaktion?

Thomas Bellut: Nein. Auch in meinem gesamten Volontärsjahrgang war niemand mit **Migrationshintergrund**. Die kamen erst später, meine Frau zum Beispiel...

ZEIT: ...Hülya Özkan, die bis vor Kurzem noch die Sendung *heute - in Europa* moderiert hat. Galten Sie als Exot im Sender, als Sie sie heirateten?

Bellut: Ich glaube, dass sich viele darüber gewundert haben, ja. Die Vorurteile waren damals ja noch viel stärker. Manche Kollegen dachten zum Beispiel, dass Moderatoren mit **Migrationshintergrund** ihre Texte nicht selbst einsprechen können.

ZEIT: Sie wirken wie ein bedächtiger Mann - aber hat Sie da nicht manchmal die nackte Wut gepackt?

Bellut: Doch, natürlich! Damals hat man nicht kapiert, dass jemand Deutscher sein und akzentfrei Deutsch sprechen kann, auch wenn er nicht hier geboren ist.

ZEIT: Ihre Frau hat vor Jahren mit dem *Tagesspiegel* sehr offen über die Diskriminierung gesprochen, die sie anfangs als Moderatorin erfahren hat. Hat sich seitdem spürbar etwas geändert?

"Das Paradies ist schon lange geschlossen" Der ZDF-Intendant Thomas Bellut über seinen Sender, die Notwendigkeit, ihn zu verändern, und den Tag, an dem er fast

Bellut: Ja, vor allem in den vergangenen zehn Jahren. Die Veränderung hat auch fast die gesamte Gesellschaft ergriffen.

ZEIT: Sprechen Sie denn selbst Türkisch?

Bellut: Ein bisschen. Türkisch ist eine sehr schwere Sprache, die ganze Satzstruktur unterscheidet sich von unserer und den romanischen Sprachen. Ich habe großen Respekt vor den Türken, die hier leben und Deutsch lernen. Für die ist das genauso schwierig, das muss man auch mal sehen - so in Richtung Sarrazin gesagt.

ZEIT: In ihrem Buch *Güle Güle Süperland* schildert Ihre Frau eine Szene aus Ihrer Ehe: Sie sitzen nebeneinander im Flugzeug, es geht von Istanbul nach Frankfurt, und Ihre Frau teilt Ihnen mit, dass sie Mumbar im Handgepäck habe. Sie bestehen darauf, die gefüllten Lamm Därme sofort an die Mitreisenden zu verschenken...

Bellut: Das war zur Zeit der Vogelgrippe, die Einfuhr von Lebensmitteln war nicht erlaubt. Ich bin eben sehr gesetzestreu, man ist ja auch so erzogen als Deutscher. Das ist ein ständiger Anlass für Scherze unter uns beiden. Im Süden sieht man die Dinge lockerer.

ZEIT: Wie darf man sich angesichts der vielen Veränderungen in der Gesellschaft heute den Zuschauer des ZDF vorstellen? Hat der sich auch verändert?

Bellut: Natürlich verändert sich das Publikum. Migranten anzusprechen ist zum Beispiel eine wichtige Aufgabe, nicht nur eine gute Tat. Das Publikum unterscheidet sich aber je nach Sendung sehr stark. Das *heute-journal*, aber auch die *heute-show* haben einen größeren Anteil von besser Gebildeten. Facharbeiter und Handwerksmeister sind eine wichtige Gruppe. Ich wehre mich gegen jeden elitären Ansatz. Übrigens ist auch das Publikum von RTL nicht durchgehend schlechter gebildet als unseres; unter den Zuschauern des "Dschungelcamps" sind viele Akademiker.

ZEIT: Warum schauen Akademiker diese Show?

Bellut: Akademiker sind auch nur Menschen. *(lacht)* Auch sie amüsieren sich gerne über andere. Das ist eine Haltung, die sich durch das Internet immer mehr verbreitet hat. Die Renner bei YouTube sind Normalos, die sich lächerlich machen. Das wäre früher anstößiger gewesen. Ich bin froh, dass ich Kinder habe und viel sehe. Das schützt einen davor, eingefahren zu sein.

ZEIT: Man kennt Sie vor allem als politischen Journalisten, nicht zuletzt als Moderator des *Politbarometers*. Welche neuen Impulse können Sie im Unterhaltungsbereich setzen?

Bellut: Die Unterhaltung erlebt im Moment einen Umbruch. Was in den Privatsendern läuft, Castingshows zum Beispiel, hat offenkundig den Zenit überschritten. Bei uns ist die klassische Unterhaltung, zum Beispiel Quiz, auch nicht mehr auf der Höhe, auf der sie früher war. Der Unterhaltungsbereich hat sich noch stärker als andere in Segmente aufgesplittert. Der größte Verein war früher die Volksmusik, aber den gibt's nicht mehr. Die alten Muster stimmen nicht mehr.

ZEIT: Woran machen Sie das fest?

Bellut: Neulich war ich auf einem Konzert von Joe Cocker - und wäre fast von Rollatoren überfahren worden! Nein, Spaß beiseite. Man konnte da gut sehen: Die Älteren leben heute anders als früher, sie versuchen, fit zu bleiben, Sport zu machen, sich der Mode zu öffnen. Wir haben es bislang nicht geschafft, diese Veränderungen in unserem Programm umzusetzen. Die große Show muss neue Impulse bekommen.

ZEIT: Kommen die Redakteure in Mainz auf genug gute Einfälle?

Bellut: Erstens wird Mainz unterschätzt. Zweitens sind meine Redakteure ständig unterwegs. Aber Sie haben schon recht, eine Talkshow würde ich nicht hier ansiedeln.

"Das Paradies ist schon lange geschlossen" Der ZDF-Intendant Thomas Bellut über seinen Sender, die Notwendigkeit, ihn zu verändern, und den Tag, an dem er fast

ZEIT: Ist es eine bewusste Entscheidung des ZDF, es bei einer politischen Talkshow in der Woche zu belassen?

Bellut: Ja, auf jeden Fall. Ich hätte schon noch ein paar zusätzliche Moderatoren einstellen können.

ZEIT: Hat der eine oder andere ARD-Talker bei Ihnen anheuern wollen?

Bellut: Die Situation ist doch für die Kollegen auch unbefriedigend. Aber das ist ein Thema für die ARD.

ZEIT: Nervt Sie das große Angebot von Talkshows in der ARD?

Bellut: Ich finde die Aufregung darüber völlig übertrieben. Aber mir persönlich reicht eine politische Talkshow pro Woche.

ZEIT: Gibt es Formate, die Sie selbst beim ZDF verantwortet haben, an denen heute noch Ihr Herz hängt, obwohl sie gefloppt sind?

Bellut: Reichlich. Ich habe zum Beispiel mal versucht, am Vorabend mit Sitcoms zu experimentieren. Ich war begeistert vom amerikanischen Vorbild und dachte: Verdammt noch mal, das muss doch auch hier möglich sein! Aber so läuft es im Bereich Humor bei uns einfach nicht. Ich habe auch *Bravo TV* in den Sand gesetzt.

ZEIT: Wollen Sie den Unterhaltungsdampfer ZDF in Ihrer Amtszeit stärker journalistisch ausrichten?

Bellut: Ich bin überrascht, dass Sie Unterhaltungsdampfer sagen, wir sind schon lange der Informationssender. Und ich möchte sogar noch mehr hart recherchierte Dokumentationen im Programm haben und bin bereit, dafür mal geringere Quoten hinzunehmen. Aber ich will auch Erfolg haben. Das Öffentlich-Rechtliche darf sich nicht in die verlockende, bequeme Hängematte der gezielten Erfolglosigkeit begeben.

ZEIT: Wenn Sie ein gutes Programm machen, aber die Quote nicht stimmt - welche Dynamik kommt dann in Gang?

Bellut: Eine Dynamik, an deren Ende etwas wie das öffentlich-rechtliche Fernsehen in den USA steht. Dessen Marktanteil ist kaum noch messbar, dieses Fernsehen wird nur noch mit Beiträgen aus dem Staatshaushalt am Leben gehalten. Ich werde, solange ich hier bin, dafür kämpfen, dass das ZDF bedeutend bleibt.

ZEIT: Sie messen Bedeutung auch an der Quote?

Bellut: Ja. Das *heute-journal* hat täglich drei bis vier Millionen Zuschauer, und ich halte das für wichtig. Die Moderatoren der Sendung sind ausnahmslos herausragend, und die Inhalte stimmen. Zu sagen, man will das große Publikum nicht mehr erreichen, halte ich für außerordentlich gefährlich. Genauso falsch wäre es aber, die Griechenland-Doku, bei der wir neulich nur sieben Prozent Marktanteil erreicht haben, künftig nicht mehr um 20.15 Uhr zu zeigen.

ZEIT: Sind Sie mit der *heute-* Sendung um 19 Uhr ebenso zufrieden wie mit dem *heute-journal*?

Bellut: Die 19-Uhr-Sendung hat es deutlich schwerer, sie folgt direkt auf die Nachrichten bei RTL und sendet eine Zeit lang sogar parallel. Nächste Woche besuche ich die Redaktion. Erst einmal werde ich die Kollegen loben, ihnen sagen, dass sie eine sachlich ausgewogene, überparteiliche Berichterstattung machen. Ich werde ihnen aber auch sagen, dass sie über die Zukunft nachdenken müssen. Die klassischen Tagesnachrichtensendungen stehen viel stärker in Konkurrenz zu den Internetanbietern. Sie müssen beweisen, dass sie für die Zuschauer trotzdem wichtig bleiben. Die 19-Uhr-Sendung muss sich gewiss auch erneuern.

ZEIT: Vermissen Sie Steffen Seibert, der die Moderation der *heute-* Sendung für das Amt des Regierungssprechers aufgegeben hat?

Bellut: Ich vermisse ihn sehr. Es war ein schwerer Verlust für uns, dass er weggegangen ist.

"Das Paradies ist schon lange geschlossen" Der ZDF-Intendant Thomas Bellut über seinen Sender, die Notwendigkeit, ihn zu verändern, und den Tag, an dem er fast

ZEIT: Als er ins Kanzleramt wechselte, haben ihn einige in Ihrem Haus so angesehen, als schliesse er sich einer Gruppe von Hütchenspielern an...

Bellut: Ich glaube, wir sind zu deutsch in diesen Fragen: Ist doch prima, wenn man wechselt, dann sieht man mal was Neues. Ich fürchte, Steffen Seibert wird gar nicht mehr zurückkommen wollen, nachdem er diese andere Welt kennengelernt hat.

ZEIT: Vermissen Sie auch Thomas Gottschalk?

Bellut: Ja. Er hatte von mir ja auch ein Angebot bekommen, aber es war seine Entscheidung, zur ARD zu gehen. Ich habe ihm davon abgeraten.

ZEIT: Von dem Abenteuer in der ARD hatten Sie ihm abgeraten?

Bellut: Ja, von dem Format und vor allem von dem Sendeplatz. Aber er wird gedacht haben: Der Mann ist befangen, der will mich halten.

ZEIT: Ihre Wahl zum Intendanten hat ein durchweg positives Echo ausgelöst, alle schienen sich einig zu sein: Das ist der richtige Mann zur richtigen Zeit. Auf der anderen Seite gab es die peinlich wirkende Hängepartie bei der Suche nach einem Nachfolger von Gottschalk für *Wetten, dass...?*

Bellut: Das habe ich absichtlich gemacht. Denn hätte ich vor Gottschalks endgültigem Abschied jemanden präsentiert, dann wäre derjenige schon vor dem Start zerrissen worden. Gottschalk stand ja blendend da, er hatte super Quoten. Dann kam der große Abschiedsschmerz. Ich schwöre Ihnen, hätte ich in dieser Phase irgendeinen Namen genannt, die betreffende Person wäre runtergeschrieben worden.

ZEIT: Aber konnten Sie diesen Prozess denn steuern? Es gab doch Absagen!

Bellut: Es gab eine einzige Absage, von Hape Kerkeling. Ich hatte mich mit ihm verabredet, und er hat sich zunächst dafür erwärmen können, die Sendung zu moderieren. Dann hat er es sich anders überlegt.

ZEIT: War das wirklich die einzige Absage? Man las viel von Kollegen, die den Job nicht machen wollten, wie zum Beispiel Jörg Pilawa.

Bellut: Von einer Absage kann erst dann die Rede sein, wenn es ein klares Vertragsangebot gibt. Ich habe mit mehreren Menschen gesprochen, um mir ein klares Bild zu machen. Jörg Pilawa hätte ich mir vorstellen können. Ich konnte mir aber auch von Beginn an Markus Lanz vorstellen.

ZEIT: Eine Frage an Sie als Katholiken und als Intendanten: Können Sie Moderatoren verzeihen, über die Sie sich geärgert haben?

Bellut: Ja.

ZEIT: Würden Sie Thomas Gottschalk, Johannes B. Kerner und Elke Heidenreich wieder in Ihr Programm aufnehmen?

Bellut: Kerner und Gottschalk wollten den Arbeitgeber wechseln, das ist kein Problem, Programmentscheidungen fallen nüchtern. Von Frau Heidenreich war ich enttäuscht, weil wir eine gute Arbeitsbeziehung hatten und ich ihre scharfen Attacken gegen das ZDF nicht nachvollziehen konnte.

ZEIT: Sprechen Sie noch mit ihr?

Bellut: Seitdem habe ich nicht mehr mit ihr gesprochen.

ZEIT: Gibt es bei der Honorierung von Moderatoren Grenzen beim ZDF?

"Das Paradies ist schon lange geschlossen" Der ZDF-Intendant Thomas Bellut über seinen Sender, die Notwendigkeit, ihn zu verändern, und den Tag, an dem er fast

Bellut: Ja. Der große Wettbewerb zwischen den Privaten und den Öffentlich-Rechtlichen hatte dazu geführt, dass wir wirklich sehr hohe Honorare hatten. Ich finde aber, dass wir mittlerweile wieder ein vernünftiges Honorarniveau erreicht haben.

ZEIT: Wann sind die Honorargrenzen für Ihre Starmoderatoren überschritten?

Bellut: Wenn ich es vor mir selbst und meinen Gremien nicht mehr rechtfertigen könnte.

ZEIT: Ist es in Ordnung, dass ein Moderator seine eigene Sendung produziert?

Bellut: Ja, aber auch das muss Grenzen haben. Ich möchte nicht, dass politische Sendungen fremdproduziert werden, also die redaktionelle Verantwortung rausgegeben wird.

ZEIT: ARD und ZDF haben bei den Vormittagsnachrichten jahrelang kooperiert, um neun und um zwölf Uhr gab es im wöchentlichen Wechsel entweder die *tagesschau* oder *heute*. Im vergangenen Jahr hat das ZDF diese Arbeitsteilung aufgekündigt und sendet seit Januar jeden Vormittag eigene Nachrichten. Wie erklären Sie das den vielen Menschen, die sich wünschen, dass ihre Gebühren nicht verschwendet werden?

Bellut: Grundsätzlich will ich mit der ARD stärker zusammenarbeiten, wie gerade erst bei der Europameisterschaft. Die beiden kurzen *heute*-Ausgaben am Vormittag brauchen wir, um eine eigene Informationsstruktur aufrechtzuerhalten. Sie liefern beispielsweise Nachrichtenfürme für die *heute*-Onlineredaktion.

ZEIT: Die Entscheidung damals ist nicht Ihre gewesen, und der Ausstieg aus der Nachrichtenkooperation gilt erst einmal nur für ein Jahr. Wollen Sie ihn wieder rückgängig machen?

Bellut: Nein. In den Wochen, in denen die ARD die Nachrichten übernommen hat, hatten wir von der letzten Nachtensendung bis mittags keine Nachrichtenredaktion mehr in Betrieb. Es wird aber von einem Sender wie dem ZDF erwartet, dass er bei Weltereignissen wie Fukushima sofort am Ball ist.

ZEIT: Wie war es denn bei Fukushima?

Bellut: Da hatten wir Glück: Es war eine *heute*-Woche.

ZEIT: Warum braucht man heute überhaupt noch einen zweiten öffentlich-rechtlichen Fernsehsender?

Bellut: Als die öffentlich-rechtlichen Anstalten nach der Nazizeit gegründet wurden, ging es darum, ein unabhängiges, freies und vielfältiges Rundfunksystem aufzubauen, die Macht aufzuteilen. Wir sind ein Beitrag zur Vielfalt. Es ist gut, dass es Alternativen gibt, auch für den Qualitätswettbewerb untereinander.

ZEIT: Es gab auch noch einen anderen politischen Grund, das ZDF zu gründen: Der Sender sollte parteipolitisch zuverlässiger sein als die zerklüftete ARD-Landschaft.

Bellut: Mag sein. Aber das ist mehr als 50 Jahre her. Ich glaube nicht, dass die letzten Bundesregierungen uns immer als zuverlässig eingeschätzt haben...

ZEIT: Als es um die Vertragsverlängerung von dem ZDF-Chefredakteur Nikolaus Brender ging, hatte man den Eindruck, dass der Zugriff der Parteien noch funktioniert wie in alten Zeiten...

Bellut: Es ist ein Direktor nicht wiedergewählt worden, der vom Intendanten vorgeschlagen wurde. Natürlich hat uns der Vorgang geschadet. Er führt aber jetzt auch zu einer Klärung vor dem Bundesverfassungsgericht.

ZEIT: Halten Sie das für sinnvoll?

Bellut: Allerdings.

"Das Paradies ist schon lange geschlossen" Der ZDF-Intendant Thomas Bellut über seinen Sender, die Notwendigkeit, ihn zu verändern, und den Tag, an dem er fast

ZEIT: Als Zuschauer hat man manchmal den Eindruck, dass es beim ZDF den ganzen Nachmittag lang zischt und dampft. Muss das sein?

Bellut: *(lacht)* Unsere Kochsendungen! Ehrliche Antwort: Erstens ist das Tagesprogramm schwer zu bestreiten für öffentlich-rechtliche Sender, sie kontrastieren ja gegen diese relativ brutalen Tagesprogramme bei den Privaten mit ihren Doku-Entertainment-Formaten. Dokumentationen werden, mehr als früher üblich, in den Digitalkanälen und bei Phoenix erfolgreich eingesetzt. Was macht man also, wenn man ein attraktives Programm machen, aber nicht zu viel Geld ausgeben will? Kochshows haben ein junges Publikum, sind relativ erfolgreich und sehr günstig.

ZEIT: Das heißt, es wird noch mehr Kochsendungen geben?

Bellut: Nein, die Grenze ist erreicht, das gebe ich gerne zu. Aber ich persönlich entspanne mich ganz gerne bei einer Kochsendung.

ZEIT: Auch wenn Sie mit Leib und Seele ein Mann des öffentlich-rechtlichen Fernsehens sind: Gibt es eine Haltung, die Sie dort nicht mögen?

Bellut: Ja, Bequemlichkeit. Die Haltung: Wir haben Gebühren, die Zuschauer müssen schlucken, was wir machen. Früher gab es mehr Menschen, die nichts beigetragen haben zum Erfolg des Unternehmens. Das ist besser geworden. Sie würden überrascht sein, wenn Sie wüssten, wie viele engagierte Leute hier auf allen Stufen arbeiten! Ich kann das gut beurteilen, weil ich ja schon lange hier bin: Das Paradies ist schon lange geschlossen.

ZEIT: Können Sie denn etwas gegen diese Haltung tun, wenn sie Ihnen trotzdem noch begegnet?

Bellut: Ich gehe da Hand in Hand mit dem Personalrat, das läuft bei mir unter dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit. Jeder, der sich vor der Arbeit drückt und keine Leistung bringt, verhält sich ungerecht gegenüber den anderen, die mehr bringen als das, was sie müssten. Es gibt natürlich die Möglichkeit, jemanden zu ermahnen, nicht zu befördern oder bei fortgesetzter Arbeitsverweigerung auch spürbarere Maßnahmen.

ZEIT: Braucht ein öffentlich-rechtliches Fernsehen, das sich erneuern muss, um konkurrenzfähig zu bleiben, nicht auch eine Reform der Kontrollgremien?

Bellut: Beim ZDF gibt es 77 Fernsehräte und 14 Verwaltungsräte. Das ist schon eine große Gruppe. Aber die Zusammenarbeit läuft prima. Das Verfassungsgericht wird die Zusammensetzung prüfen. Ich habe vor der Wahl zum Intendanten mit fast allen Gremienmitgliedern gesprochen, der Wunsch nach Unabhängigkeit des Intendanten war überall da.

ZEIT: Finden Sie es hilfreich, wenn Mitglieder der ARD-Gremien einen bestimmten Talkshow-Moderator und dessen Fragetechnik kritisieren - und das anderen Medien zugespielt wird?

Bellut: Ich finde es richtig, dass die Gremien sich mit solchen Themen beschäftigen, und ich finde es bedauerlich, wenn interne Papiere öffentlich gemacht werden.

ZEIT: Ihr Ziel, das Durchschnittsalter der Zuschauer von 61 auf 60 Jahre zu senken, wirkt in seiner Bescheidenheit ein wenig seltsam.

Bellut: Aber es ist trotzdem ein ehrgeiziges Ziel. Fernsehen funktioniert nicht mit einem abrupten Ruck. Wir Sender sind Tankschiffe, die ganz vorsichtig umjustiert werden. Das Verjüngungsziel werde ich erreichen. ZDFneo war schon gut, und der Erfolg von ZDFinfo bei Jüngeren ist rasant, es hat auf Anhieb nur mit Dokumentationen 0,5 Prozent bei den jüngeren Zuschauern erreicht.

ZEIT: Werden Sie für alle drei Digitalkanäle des ZDF kämpfen?

Bellut: Wir müssen uns schon fragen, wie viele Digitalkanäle wir stemmen können. Wir sind ja von der Gebührenkommission KEF angehalten, in erheblichem Umfang Personal abzubauen, deshalb müssen wir uns

"Das Paradies ist schon lange geschlossen" Der ZDF-Intendant Thomas Bellut über seinen Sender, die Notwendigkeit, ihn zu verändern, und den Tag, an dem er fast

stärker fokussieren. Ich kann ZDFneo in den nächsten Jahren nicht mit großen Beträgen aufbauen, aber was dem Hauptprogramm guttut, muss ZDFneo noch besser tun. ZDFneo kauft Programme, die im Hauptprogramm reüssieren. Zum Beispiel *Downton Abbey*. Für mich eine der besten Serien! Kennen Sie die? Finden Sie die auch gut?

ZEIT: Am Anfang ja, dann aber zu flach.

Bellut: Das ist doch eine wunderbare, schlichte Darstellung von Alltag! Vielleicht sind Sie zu ungeduldig dafür.

ZEIT: Ungeduld wird auch Ihnen nachgesagt.

Bellut: Ja, das stimmt. Ich versuche aber, mich zu mäßigen. Denn mit Ungeduld kommt man hier im Sender nicht weiter.

ZEIT: Wenn wir Ihre Antwort zu den Digitalkanälen mal interpretieren dürfen: ZDFneo und der Infokanal haben für Sie Priorität?

Bellut: Ja. Trotzdem habe ich auch ein Herz für ZDFkultur. Viele Angebote gefallen mir gut. Kultur ist das dickste Brett, das man bohren kann im Medienbereich. Aber ich muss die Diskussion führen. Wir haben uns vorgenommen, nach dem ersten Halbjahr Bilanz zu ziehen und darüber im Herbst auch mit den Gremien zu beraten.

ZEIT: Es fällt auf, dass das Onlineangebot des ZDF weniger textlastig ist als das der ARD. Wird der Intendant Thomas Bellut bei dieser Linie bleiben?

Bellut: Ja, eindeutig. In dieser Frage möchte ich alles versuchen, um gemeinsam mit der ARD eine Einigung mit den Verlegern hinzubekommen. Bewegte Bilder werden in den nächsten Jahren das Internet beflügeln. Auch die Verlage werden stärker darauf setzen, ein Beispiel ist Springer mit seiner Bezahl-Bundesliga-App. Das finde ich nachvollziehbar, das bringt mich nicht zum Klagen. Schon die Vernunft gebietet mir, zu sagen: Lasst die ausführlichen Textangebote den Verlagen, den Zeitungen und Zeitschriften! Wir sind die Spezialisten für bewegte Bilder. Es wird andere Konflikte geben auf diesem so wilden Medienmarkt, mit anderen Veranstaltern. Und ich glaube wirklich an die Allianz der Qualitätsmedien. Wir werden froh sein über jeden, der sich noch intensiv mit Inhalten beschäftigt.

ZEIT: Wenn große Verlagshäuser beschließen sollten, eine Paywall für ihre journalistischen Onlineangebote einzurichten - würden die Öffentlich-Rechtlichen ihre Textangebote dann nicht aufstocken?

Bellut: Ich bezweifle, dass es dazu kommt, aber selbst wenn: Unser Onlineangebot orientiert sich am Bewegtbild. Und das bleibt auch so. *ZEIT ONLINE* oder *Spiegel Online* werden nicht von *heute.de* ersetzt werden können.

ZEIT: Und wenn ein großes Geschrei darüber losgeht, dass die Informationsfreiheit ein Grundrecht ist?

Bellut: Die Forderung, alles umsonst haben zu wollen, wird uns ja genauso treffen, wie sie die Verlage jetzt schon trifft. Ich mache mir keine Illusionen, dass das, was die Piraten propagieren, eine Richtung einschlägt, die für Bezahlmodelle außerordentlich gefährlich ist. Und das macht mich auch eher bescheiden, was die Zukunft angeht, und zufrieden mit dem, was ich habe.

ZEIT: Manche Kinder sagen, das Öffentlich-Rechtliche sei das, was die Großeltern immer gucken, andere halten Fernsehen für kaputtes YouTube. Wie macht man die überhaupt darauf aufmerksam, dass da interessante Programme laufen?

Bellut: Diese Gruppe ist natürlich extrem schwer zu bekommen. Die haben wir eher bei ZDFneo mit Joko und Klaas. Aus unseren Befragungen wissen wir, dass junge Leute nicht nur *ein* Medium nutzen, dass Internet und Fernsehen sich nicht gegenseitig ausschließen. Es gibt natürlich den, der sich nur im Netz bewegt und dort auch

"Das Paradies ist schon lange geschlossen" Der ZDF-Intendant Thomas Bellut über seinen Sender, die Notwendigkeit, ihn zu verändern, und den Tag, an dem er fast

TV-Inhalte sieht. Und genau da gehen wir mit unseren Inhalten auch hin, zum Beispiel mit eigenen YouTube-Kanälen.

ZEIT: Sind Sie selbst auch im Netz unterwegs?

Bellut: Ja, aber ich habe kein Facebook-Profil. Das lehne ich ab. Ich will auch nicht sehen, was meine Kinder dort treiben. Es gibt Eltern, die sich bei ihren Kids als "*friends*" anmelden wollen und dann abgewiesen werden. Das habe ich nie versucht. Meine Eltern wollten auch nicht immer wissen, was ich getrieben habe.

ZEIT: Haben Sie schon mal raubkopiert?

Bellut: Nein.

ZEIT: Aber nur, weil Sie nicht wissen, wie's geht!

Bellut: (*lacht*) Da haben Sie recht. Ich habe einfach keine Zeit, mich da reinzufinden. Aber ich kenne einige, die das schon gemacht haben, auch mit Filmen - Gott sei Dank ist die Qualität oft schlecht.

Thomas BellutDer Intendant ist ein ZDF-Gewächs: Als Volontär fing er 1984 beim Zweiten an und war seitdem Moderator, Redaktionsleiter und Programmchef

Load-Date: July 5, 2012

Ein Holzmännchen macht Furore

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

16. Mai 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: DOCUMENTA; S. 46; Ausg. 21

Length: 238 words

Byline: Hanno Rauterberg

Body

Welch seltener Rollentausch: Bislang waren es stets die Kirchenmänner, die sich schwer zu erregen wussten, wenn wieder einmal ein Künstler einen Frosch ans Kreuz nagelte (Martin Kippenberger) oder ein Kruzifix in menschlichem Urin versenkte (Andres Serrano). Und jetzt: Eine Frau der Kunst echauffiert sich über ein Kunstwerk der Kirche. Die Geschichte trägt sich in Kassel zu, wo in gut drei Wochen die Documenta eröffnet, die wir als einen Ort der geistigen Weite und ästhetischen Großherzigkeit in Erinnerung hatten. Doch die Documenta-Chefin Carolyn Christov-Bakargiev fühlt sich "bedroht", wie sie ausrichten lässt. Bedroht von einem denkbar harmlosen Kunstwerk, von einem wippenden Männlein auf goldener Kugel, das der Bildhauer Stephan Balkenhol geschnitzt und in die Turmkrone der katholischen Elisabeth-Kirche gesetzt hat. Diese Kirche hat das Pech, gleich hinterm Friedrichsplatz zu liegen, in Sichtweite des Documenta-Hauptgebäudes. Und so fürchtet Christov-Bakargiev offenbar einen schweren Rezeptionsirrtum: Könnte ja jemand meinen, sie habe diesen Schnitzmeister engagiert - wie peinlich wäre das denn! Zum Glück findet sie in Kassels Oberbürgermeister Bertram Hilgen einen Tröster, der die katholische Kunstmission ebenfalls ganz unerhört und unstatthaft findet. Dumm nur, dass Balkenhol, dieser Ketzer, nicht widerrufen mag. Und ihm die Kirche nur zu gerne Asyl gewährt.

Graphic

Holzskulptur von Stephan Balkenhol in Kassel

Load-Date: May 16, 2012

Erdogans Syrien-Politik ist gescheitert; Als Hilfesuchender reist der türkische Ministerpräsident Erdogan nach Washington: Im syrischen Bürgerkrieg sind ihm die Optionen ausgegangen, kommentiert C. Luther.

ZEIT-online

Mittwoch 15. Mai 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: TÜRKEI; Ausg. 20

Length: 775 words

Byline: Carsten Luther

Body

Der türkische Ministerpräsident Recep Tayip Erdogan

© Adem Altan/AFP/Getty Images

Längst hat der Bürgerkrieg in Syrien die 900 Kilometer lange Grenze zur Türkei überschritten: Bis zu 450.000 **Flüchtlinge** suchen mittlerweile Zuflucht, Spannungen und Gewalt sind in das Nachbarland herübergeschwappt - in den Konflikt ist es bereits tief verwickelt. Die Beteuerungen aus Ankara, man wolle sich nicht hineinziehen lassen, wirken da schon fast befremdlich. Auch Ministerpräsident Recep Tayip Erdogan weiß, dass sich die Türken kaum noch heraushalten können. Zumindest teilweise hat er diese Entwicklung sogar selbst zu verantworten.

Wenn Erdogan am Donnerstag in Washington US-Präsident Barack Obama trifft, wird er seine Forderung erneuern, eine Flugverbotszone im syrischen Grenzgebiet zu etablieren, und auch die USA zu Waffenlieferungen an die Gegner des Assad-Regimes drängen. Ob er ihm dann nach türkischen Ermittlungen wirklich belastbare Beweise für einen Chemiewaffeneinsatz in Syrien vorlegen kann, ist fraglich. Dennoch wird er versuchen, Obama klar zu machen, dass dessen "rote Linie" für ein stärkeres Eingreifen überschritten ist. Erdogans Geduld ist jedenfalls aufgebraucht, auch weil im eigenen Land die Zustimmung für seine Syrien-Politik wegbriecht.

Der Konflikt hat die Türkei als selbst ernannte regionale Ordnungsmacht geschwächt, die noch vor Jahren mit allen maßgeblichen Kräften des Nahen Osten und darüber hinaus reden konnte und wollte, mit Israel, Iran und Irak, und eben auch mit Syrien. Vorbei sind die Zeiten, da Erdogan mit Baschar al-Assad gemeinsam Urlaub machte, während zwischen den beiden Ländern sogar das Reisen ohne Visum möglich war. Am Ende ist ebenso die vermeintliche Entspannungspolitik der "null Probleme" mit den Nachbarn, deren intellektueller Vater Außenminister Ahmet Davutoglu ist und die das Land als neoosmanischen Hegemon zu positionieren suchte.

Der syrische Bürgerkrieg hat die Türkei gezwungen, folgenschwere Entscheidungen zu treffen: Seit Ausbruch des Aufstands hat sie sich vom Mittler, der alle Seiten an einen Tisch bringen wollte und das Regime zu Reformen drängte, zur Partei im Bürgerkrieg gewandelt. Syrische Oppositionskämpfer nutzen Flüchtlingslager

Erdogans Syrien-Politik ist gescheitert Als Hilfesuchender reist der türkische Ministerpräsident Erdogan nach Washington: Im syrischen Bürgerkrieg sind ihm die

und Städte an der Grenze zum Rückzug, als logistische Zentren für den Nachschub, unter den jungen Flüchtlingen werben die Brigaden um neue Kämpfer. Waffenlieferungen an die Rebellen duldet und befördert die Regierung, unternimmt sie wohl auch selbst. Gleichzeitig unterstützt sie nicht nur den militärischen, sondern auch den politischen Widerstand gegen Assad.

Eigene Stärke falsch eingeschätzt

Mit diesem Engagement ist die Türkei bewusst in einen Stellvertreterkrieg eingetreten, in dem sie gegen den Iran, Russland und auch den Irak steht. Möglich ist das nur, weil Assad kaum derart übermütig werden dürfte, die Türkei direkt anzugreifen und damit eine Reaktion der Nato-Partner zu provozieren. Die komplette Wende hin zur aktuellen Haltung zeugt aber auch von einer Fehleinschätzung des Konflikts - in zweierlei Hinsicht: Erst glaubte Erdogan daran, Assad werde sich freiwillig zurückziehen und einen geordneten Übergang zu einem weniger autoritären System ermöglichen; dann war er sich sicher, die Opposition würde ihn schnell zu Fall bringen.

Ihre eigenen Einflussmöglichkeiten hat die Türkei überschätzt, sich von ihrer ökonomischen Stärke und Verflechtung in der Region zu großen Ambitionen verleiten lassen. Ohne Frage ist das Land ein wichtiger Partner des Westens, doch mit rhetorischer Wucht erhob man sich auf eine Stufe mit traditionellen Verbündeten der USA wie Großbritannien. Die Lage, in der sich Erdogan nun wiederfindet, bedeutet das Scheitern dieser Linie - die Neutralität ist dahin, die erhoffte Führungsrolle abhanden gekommen.

Die Türkei muss deshalb in diesen Tagen erkennen, dass die Bedrohung durch den Bürgerkrieg in Syrien größer wird, gleichzeitig aber ihre Optionen schwinden, aktiv dessen Ausgang mitzugestalten. Die Amerikaner teilen zwar inzwischen das Ziel, Assad loszuwerden, doch über den Weg dahin haben sie andere Vorstellungen: Eine gemeinsam mit den Russen vorangetriebene politische Lösung ist derzeit sehr viel wahrscheinlicher als ein militärisches Abenteuer. Erdogans Forderung, entschiedener einzugreifen, ist verständlich. Doch er ist nicht in der Position, um auf Obama Druck auszuüben. Er fliegt als Hilfesuchender nach Washington, der das Handeln den Großen überlassen muss, weil seine Nahost-Politik fehlgeschlagen ist.

Load-Date: May 15, 2013

Deutschland muss syrische Flüchtlinge aufnehmen; Die Bundesregierung kann und muss den Syrern helfen. Auch im UN-Sicherheitsrat ist noch nicht alles verloren, schreibt der grüne Menschenrechtspolitiker Tom Koenigs.

ZEIT-online

Montag 12. März 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: BÜRGERKRIEG; Ausg. 11

Length: 802 words

Byline: Tom Koenigs

Body

Ein Soldat der Freien Syrischen Armee in einem syrischen Dorf nahe der Grenze zum Libanon; dorthin sind viele Menschen vor der Gewalt in der Stadt Homs geflohen.

© AFP/Getty Images

Syrien stellt uns, wie Libyen ein Jahr zuvor, vor die Frage der *Responsibility to Protect* (Schutzverantwortung) der internationalen Staatengemeinschaft. Die moralische Notwendigkeit zu handeln steht außer Frage. Der Konflikt in Syrien zeugt von einer Brutalität, wie wir sie auch im arabischen Raum nicht kennen. Die Situation ist so dramatisch, dass man alles tun muss, um weiteres Blutvergießen zu verhindern.

Weder eine Flugverbotszone noch humanitäre Schutzzonen ließen sich ohne Waffen durchsetzen. Ein militärisches Eingreifen kommt nicht infrage, es würde die Situation der Menschen nur verschlimmern. Die Forderung des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz nach einer zweistündigen Feuerpause täglich ist gegenwärtig die einzig realistische Perspektive. So könnten Zivilisten und Verletzte evakuiert und versorgt werden.

Seit einem Jahr schlägt das syrische Regime jeden Protest für Demokratie und Menschenrechte mit brutaler Gewalt nieder. Die systematische Gewalt gegen Zivilisten ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Assad befiehlt die Tötung von Demonstranten, verbietet den Zugang zu humanitärer Hilfe und billigt Folter, sexuelle Gewalt und Misshandlungen, auch an Kindern. Die Syrer zahlen einen hohen Preis für ihren Wunsch nach Freiheit und Demokratie. Bisher sind 7.500 Menschen Assads Verbrechen zum Opfer gefallen.

Obwohl die Ereignisse in Syrien Entsetzen und Abscheu hervorrufen, ist der UN-Sicherheitsrat gelähmt. Alle Resolutionen sind bisher am Veto von Russland und China gescheitert, die damit nicht nur den Menschen in Syrien in den Rücken fallen - sie stellen sich gegen die Freiheitsbewegungen in der arabischen Welt insgesamt. Das ist ein Hohn auf die Menschenrechte.

Assad zur Rechenschaft ziehen

Deutschland muss syrische Flüchtlinge aufnehmen Die Bundesregierung kann und muss den Syrern helfen.
Auch im UN -Sicherheitsrat ist noch nicht alles verloren, s....

Die Weltgemeinschaft ist dennoch nicht machtlos. Mit Syrien sind auch Russland und China isoliert. Das letzte Wort ist auch im Sicherheitsrat noch nicht gesprochen.

Die Bundesregierung muss alles tun, um mit der internationalen Staatengemeinschaft zusammen Assad die Legitimität streitig zu machen, für das syrische Volk zu sprechen und zu entscheiden. Sie sollte den syrischen Botschafter ausweisen und mit den anderen Vertragsstaaten des Römischen Statuts die Menschenrechtsverbrechen in Syrien dem Internationalen Strafgerichtshof überweisen. Baschar al-Assad muss sich für seine Verbrechen verantworten.

Auch wenn man diesen Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Syrien scheinbar machtlos gegenüber steht, kann die Bundesregierung doch drei Dinge tun:

Erstens, alle Kräfte unterstützen, die zu einem Ende der Gewalt beitragen und humanitäre Hilfe vor Ort leisten können. Die Rettung von Menschenleben hat oberste Priorität.

Dass die UN in solch einer ausweglosen Situation ihren besten Mann als Sonderbeauftragten für Syrien ernannt haben, weckt große Erwartungen. Kofi Annan ist die denkbar beste Wahl für die schwierige Aufgabe, eine politische Lösung des Konfliktes zu verhandeln. Nahrungsmittel und Medikamente müssen nach Syrien kommen. Hier ist die internationale Staatengemeinschaft gefragt, aber auch das syrische Regime, das Zugang zur humanitären Hilfe gewähren muss.

Zweitens, die syrische Opposition verdient aktive Unterstützung. Die Bundesregierung sollte eine Konferenz in Deutschland anregen, um der Forderung nach Pluralität und Einigkeit innerhalb der syrischen Opposition Nachdruck zu verleihen. Alle ethnischen und religiösen Minderheiten Syriens müssen ein gleichberechtigtes Mitspracherecht erhalten. Ein besonderes Augenmerk gilt der Unterstützung von Frauen in der Oppositionsbewegung.

Deutsch-syrisches Rücknahmeabkommen kündigen

Drittens, die Bundesregierung muss syrische Flüchtlinge und Verletzte in Deutschland aufnehmen. Die türkische "Politik der offenen Tür" für alle Syrer ist richtig. Daran sollten sich alle anderen EU-Staaten ein Beispiel nehmen. Deutschland sollte nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten an der Seite der syrischen Freiheitsbewegung stehen.

Das heißt: Aufnahme von syrischen Flüchtlingen und die Behandlung von Verletzten in Deutschland. Das deutsch-syrische Rücknahmeabkommen muss gekündigt werden. Während das syrische Regime Verbrechen gegen die Menschlichkeit gegen das syrische Volk begeht, muss Syrern in Deutschland Schutz gewährt werden. Die immer noch bestehende Abschiebepaxis innerhalb der EU ist zum jetzigen Zeitpunkt politisch töricht und moralisch fatal.

Die syrische Bevölkerung demonstriert bereits seit einem Jahr unter widrigsten Bedingungen. Sie wird nicht aufgeben. Ihr Protest ist zäh, und auf Dauer wird Assad nicht durchhalten. Deutschland kann und muss Syrien unterstützen, sich von der Diktatur zu befreien.

Load-Date: March 13, 2012

Die toten Kinder von Kamp; Anfang März 1945 stürzt in Pommern ein Flüchtlingsflugzeug mit Dutzenden Kindern an Bord in einen See - 67 Jahre später beginnt eine aufwendige Bergung des Wracks und der Leichen.

ZEIT-online

Dienstag 20. März 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: GESCHICHTE; Ausg. 12

Length: 1011 words

Byline: Ulrich Krökel

Body

Ein Flugzeug vom Typ DO 24

© Dornier Museum Friedrichshafen

Die Bilder seiner Kindheit in Pommern lassen Siegfried Marquardt nicht los. Er war Zeuge als am 5. März 1945 viele Kinder im Jezioro Resko Przymorskie, dem einstigen Kamper See an der pommerschen Ostseeküste ertranken. Anfang März dieses Jahres versammelten sich nun Deutsche und Polen am See, um der Kinder zu gedenken. Über Jahrzehnte hinweg war ihr Schicksal totgeschwiegen worden. Lukas Trawinski, der Sprecher der Gemeinde Trzebiatów (Treptow), zu der das Gelände am Jezioro Resko Przymorskie heute gehört, sagt, die Menschen in der Region wollten die versunkene Würde der Kinder von Kamp wieder herstellen. Auch der 73-jährige Marquardt wäre gerne hingefahren, wenn er nicht krank geworden wäre.

Rückblick: Siegfried Marquardt ist sechs Jahre alt, als "die Russen kommen". In der stillen Gemeinde Kamp-Wustrow führen seine Eltern einen Bauernhof. Doch im Februar 1945 ist es vorbei mit der Stille. "Als sich die Sowjetarmee Kolberg näherte, strömten die **Flüchtlinge** den Strand entlang. Außerdem gab es an der Ostsee damals viele Kinderheime", erzählt Marquardt. Vor allem Mütter mit Kindern suchen verzweifelt einen Weg nach Westen.

Anfang März wird der kleine Fliegerhorst am Kamper See zur Drehscheibe für die Retter. Mit Dornier-24-Flugbooten versuchen sie, so viele Menschen zu evakuieren wie nur möglich. "Zwölf Flieger waren im Einsatz", erzählt Augenzeuge Siegfried Marquardt. "Es ging Schlag auf Schlag: Beladen, weg, beladen, weg. Die Maschinen waren heillos überfüllt. Bis zu 90 Menschen drängten sich in die DO 24. Regulär fassen die Flugboote 14 bis 16 Passagiere. Alle waren in Panik. Aber es ging ja um Kinder."

Die Luftbrücke führt nach Rügen. Der Betrieb läuft auf Hochtouren, als am 5. März östlich des Sees drei sowjetische Panzer auftauchen. "Sie nahmen die Flugzeuge unter Beschuss, obwohl die Entfernung mit fast zwei Kilometern Luftlinie eigentlich viel zu groß für einen Treffer war", erinnert sich Marquardt. Am Seeufer drängen sich die Flüchtlinge. Sie müssen mit ansehen, wie sich die nächste DO 24 mitten im Granatfeuer beim Start plötzlich

Die toten Kinder von Kamp Anfang März 1945 stürzt in Pommern ein Flüchtlingsflugzeug mit Dutzenden Kindern an Bord in einen See - 67 Jahre später beginnt eine a....

nach vorn neigt und aus 80 Meter Höhe in den See stürzt. Wie viele Menschen an Bord sind und im eiskalten Wasser sterben, weiß bis heute niemand genau. 70, 75, vielleicht sind es sogar mehr als 80 Opfer. Fest steht: Die meisten der Toten sind Kinder.

Die Panzer drehen ab, weitere Flugzeuge starten. Am Ende werden nach unterschiedlichen Schätzungen zwischen 4.000 und 12.000 Menschen aus Pommern ausgeflogen. Als die Flüchtlinge fort sind und der Krieg beendet ist, legt sich Schweigen über die Tragödie von Kamp. Fast 65 Jahre lang geschieht nichts. Dann stößt der Stettiner Historiker Alexander Ostasz auf die Berichte über die versunkene Dornier. 2009 steigt der Hobby-Taucher gemeinsam mit einigen Mitstreitern in den See und befördert Wrackteile an die Oberfläche. Einen Kinderschuh findet er auch.

"Mehr war nicht möglich. Das Flugzeug steckt tief im Schlick", berichtet Ostasz nach dem Tauchgang. Zunächst ist es vor allem der Sensationsfund, der die "Schatzsucher" an den See bei Kamp lockt. Doch dann rückt der Bürgermeister von Trzebiatów, Zdzislaw Matuszewicz, das Schicksal der toten Kinder in den Mittelpunkt. "Die Menschen sollen ihre letzte Ruhe finden", sagt er und nimmt Kontakt zum Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge auf. Dort stößt er auf offene Ohren. Der Volksbund-Sprecher Fritz Kirchmeier will die Leichen bergen lassen. "Die getöteten Kinder und die Betreuer müssen ein würdiges Grab erhalten", sagt er.

Zdzislaw Matuszewicz, Bürgermeister von Trzebiatów

© Gemeinde Trzebiatow

67 Jahre nach der Tragödie am Kamper See läuft in diesen Wochen eine Bergungsaktion an, die Ihresgleichen sucht. Das technische Abenteuer verbindet sich mit der deutsch-polnischen Versöhnung. An der Initiative "Kinder von Kamp" sind nicht nur die Stadt Trzebiatów und der Volksbund beteiligt. Das Dornier-Museum in Friedrichshafen macht ebenso mit wie regionale Medien und Stiftungen. Vor allem viele Polen in der Region wollen an die toten Kinder erinnern. Es ist kein Zufall, dass im vorpommerschen Löcknitz polnische Staatsbürger, die sich auf der deutschen Seite der Grenze angesiedelt haben, den Verein Pomeraniak gegründet haben. Er widmet sich der gemeinsamen Traditionspflege. Und es sind die Pomeranier, die nun eindringlich zu Spenden für die Bergung der toten Kinder von Kamp aufrufen.

Kostspielig wird das Unternehmen in jedem Fall. Rund 150.000 Euro veranschlagen Fachleute. Noch fehlt viel Geld. Doch wenn sich genügend Spender finden, soll die Bergung möglichst noch in diesem Jahr abgeschlossen werden. Im Februar haben polnische Techniker die Chance des Eiswinters genutzt und das Wrack von der Oberfläche des zugefrorenen Sees aus geortet und vermessen.

"Das war eine entscheidende Vorarbeit", berichtet Volksbund-Sprecher Kirchmeier, der mit spürbarem Unbehagen über die technischen Details spricht. "Wir wissen nicht, was wir finden werden. Kinderskelette sind normalerweise nicht so ausgehärtet wie die sterblichen Überreste von Erwachsenen. Das macht es problematisch. Andererseits könnten die Leichen durch den Schlamm mumifiziert sein." Als nächster Schritt wird eine Spundwand rund um das Wrack errichtet. Dadurch kann das Wasser abgepumpt und die DO 24 mitsamt den Leichen geborgen werden. Dann könnten die toten Kinder von Kamp ihre letzte Ruhe auf dem Soldatenfriedhof Stare Czarnowo (Neumark) bei Stettin finden.

Gelöst werden dürfte dabei auch das Rätsel um die Unglücksursache. Ist das Flugzeug wirklich abgeschossen worden? Oder kippte die überladene Maschine aus einem anderen, einem technischen Grund vornüber in den See? Die bereits geborgenen Wrackteile sollen Spuren eines Granatsplitters aufweisen. Militärexperten haben das aber noch nicht bestätigt. Siegfried Marquardt hegt bis heute Zweifel: "Ich kann noch immer nicht an einen Treffer aus dieser Entfernung glauben." Fritz Kirchmeier von der Kriegsgräberfürsorge ist das "völlig egal". Er sagt: "Uns geht es um die Würde der toten Kinder."

Load-Date: March 21, 2012

Die toten Kinder von Kamp Anfang März 1945 stürzt in Pommern ein Flüchtlingsflugzeug mit Dutzenden Kindern an Bord in einen See - 67 Jahre später beginnt eine a....

End of Document

Wie ein Maulwurf in die Freiheit; Seit 1961 flohen mehr als 250 Ostdeutsche durch Tunnel aus der DDR. Fast genauso viele scheiterten. Hellmuth Vensky über berühmte und vergessene Tunnelbauer

ZEIT-online

Freitag 18. Mai 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  **ONLINE**

Section: FLUCHT AUS DER DDR; Ausg. 21

Length: 954 words

Byline: Hellmuth Vensky

Body

Der Westberliner Fluchthelfer Klaus-Michael von Keussler beim Tunnelbau unter der Berliner Mauer (Archivfoto vom November 1963)

© Keussler/dpa

Im Mai 1962 merkt die Untermieterin des Ehepaars Thomas, dass etwas nicht stimmt: Das Rentnerpaar ist verschwunden. Sie erstattet Anzeige. Im Hühnerstall des Hauses in der Oranienburger Chaussee finden Beamte der Staatssicherheit den Eingang eines Tunnels. Konsterniert stellen sie fest: Der 81-jährige Max Thomas und seine Frau sind in den Westen geflohen.

Schon wieder eine Tunnelflucht, wettern die Stasi-Offiziere. Stollen werden im Frühsommer 1962 zum bevorzugten Fluchtweg. Die Grenze ist seit der Absperrung im August 1961 immer undurchlässiger geworden, die Mauer wächst. Schnitten **Flüchtlinge** zunächst noch Zäune auf, schlichen durch Abwasserkanäle oder sprangen an schlecht gesicherten Gebäuden aus dem Fenster, bleibt ihnen nun nur noch der Weg des Maulwurfs.

Den Anfang dieser Tunnel-Fluchtwelle machen im September 1961 ausgerechnet zwei Westberliner, die sich nach Osten vorwagen. Die jungen Männer wollen ihre Freundinnen zu sich in den Westen holen und graben dazu einen 25 Meter langen unterirdischen Gang von einem Schuppen aus bis unter den Friedhof Pankow. Der Plan geht auf. In der Folge fliehen mehr als 20 Menschen auf diesem Wege. Als Trauernde getarnt verschwinden sie scheinbar in den Gräbern. Erst als eine Ostberlinerin auf der Flucht einen Kinderwagen auf dem Friedhof stehen lässt, werden Volkspolizisten stutzig und der Tunnel wird entdeckt.

Vier Monate später fangen die Zwillingbrüder Günter und Bruno Becker in Glienecke unter ihrem Haus an, ein Loch zu graben. Sie sollen zwangsumgesiedelt werden; ihr Haus in der Oranienburger Chaussee liegt zu nah an der Grenze. Und so entschließen sie sich zur Flucht. "Na, wir brauchen uns ja bloß vom Keller aus durchzugraben", habe Bruno Becker gesagt, erzählt sein Bruder 50 Jahre später. Doch die Kellermauer erweist sich als zäh: "Wir wollten schon aufgeben, weil die Klinker hart wie Granit waren." Sechs Tage lang buddeln die Brüder, während ihre Schwester Gerda am Fenster Schmiere steht.

Wie ein Maulwurf in die Freiheit Seit 1961 flohen mehr als 250 Ostdeutsche durch Tunnel aus der DDR. Fast genauso viele scheiterten. Hellmuth Vensky über berühmt....

Robbend schaffen es die Flüchtlinge in den Westen

28 Menschen fliehen am 24. Januar 1962 durch den Becker-Tunnel nach Frohnau. Das Ehepaar Thomas aus der Nachbarschaft darf nicht mit: Die Beckers fürchten, die älteren Herrschaften seien zu schwach, könnten das Projekt gefährden. Der Tunnel misst nur 80 Zentimeter im Durchmesser, die Flüchtlinge müssen kriechen. Doch Max Thomas will raus aus dem Arbeiter-und-Bauern-Paradies: "Ich wollte meinen Lebensabend in Freiheit beschließen. Nicht einmal begraben möchte ich drüben sein", sagt er kurz nach seiner Flucht einem Reporter.

Sein "Rentnertunnel" ist komfortabler als der Stollen der Beckers: bis zu 1,75 Meter hoch, 80 Zentimeter breit - der einzige Berliner Stollen, der die Republikflucht in aufrechter Haltung erlaubt. Thomas' männliche Mitflüchtlinge sind, bis auf den 18-jährigen Detlef Schauer, allesamt älter als 55 Jahre, die Frauen zwischen 46 und 68.

16 Tage lang schufteten die Gräber täglich zehn bis 14 Stunden. Als ein Grenzsoldat vor der Haustür steht, erschrecken sie fast zu Tode: "Da haben wir gedacht, jetzt sind wir aufgefliegen", erzählt Schauer später - doch der Soldat will nur die Krankenschwester besuchen, die im Hause Thomas wohnt, jene Untermieterin, die später die Flucht entdeckt.

Eine weitere Tunnelflucht gehört in die Glienicker Reihe: Niels-Martin Aagaard und sein Freund Hans Willner graben im März 1963 einen Stollen, durch den 13 Menschen aus Glienicke-Nordbahn nach Hermsdorf robben. Der Brandenburger Archäologe Torsten Dressler gräbt den dank starker Abstützung gut erhaltenen Tunnel im Frühjahr 2011 aus.

Zum Wiederholungsgräber wird der ehemalige Radrennfahrer Harry Seidel. Er hat schon seiner Frau und seinem Sohn durch eine Lücke im Grenzzaun zur Flucht verholfen und gräbt im Januar 1962 einen ersten Fluchttunnel, den ein Wassereinbruch unbrauchbar macht. Im März 1962 holen Seidel, Heinz Jercha und der bezahlte Schleuser Fritz Wagner mehrere Flüchtlinge durch einen Tunnel in der Heidelberger Straße. Dann verrät ein Spitzel das Projekt. Die Stasi will Seidel festnehmen, es kommt zu einer Schießerei, Jercha wird in die Brust getroffen. Seidel und Jercha schaffen es zurück in den Westen, doch Jercha stirbt - der erste von vier bekannten Tunneltoten.

Aus einer Kneipe im Osten in einen Westberliner Fotoladen

Seidel gibt nicht auf, gräbt immer wieder. Im Juni 1962 fliehen rund 55 Personen durch einen Stollen vom Keller der Treptower Gaststätte Heidelberger Krug in den Keller eines Fotogeschäfts, bevor die DDR-Sicherheitsorgane ihn entdecken. Im August 1962 verhaftet die Stasi rund 60 Fluchtwillige, weil sie von einem Tunnel Wind bekommen hat. Und im November 1962 gerät Seidel selbst in einen Hinterhalt, als er durch einen 70 Meter langen Tunnel in den Osten kriecht. Er sitzt im Zuchthaus, bis die Bundesrepublik ihn 1966 freikaufte.

Die Flucht wird zum Geschäft, Parteien und Firmen bezahlen Schleuser im Westen Berlins, damit sie von dort aus Tunnel graben. Im Oktober 1964 etwa fliehen 57 Menschen durch den so als "Tunnel 57" bekannt gewordenen längsten, tiefsten und teuersten Fluchttunnel. Eine große Spende kommt aus dem Umfeld der CDU, weitere Beträge stammen aus dem Verkauf von Film- und Bildrechten. Als der Tunnel entdeckt wird, fallen Schüsse; ein DDR-Grenzer stirbt.

Bis 1973 der letzte bekannte Tunnel gegraben wird, gelingt rund 250 Menschen die Flucht durch das Erdreich aus der DDR. Rund die Hälfte der knapp fünf Dutzend bekannten Projekte scheitert, mehr als 200 Menschen werden verhaftet. Die Reste der meisten Fluchttunnel sind im bauwütigen Berlin längst Baggerschaufeln zum Opfer gefallen.

Load-Date: May 19, 2012

"Geisterkranker!"; Die Teenagerkomödie "Fack ju Göhte" ist der erfolgreichste deutsche Film des Jahres. Eine Sprachkritik

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

5. Dezember 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: FEUILLETON;"Geisterkranker!"; S. 56; Ausg. 50

Length: 1379 words

Byline: Moritz von Uslar

Body

VON MORITZ VON USLAR

Zwischen den Teenagerhorden, denen mit den dicken Jacken und Kopfhörern, nahm im Cinemaxx-Kino ein Paar um die sechzig Platz, das mit ein wenig Fantasie als Lehrerpaar zu identifizieren war (feine Brillen, beigefarbene Ledertaschen). Es hatte den Vorspann aus kreisbunten Graffiti-Bildern und einem Elektrobeat über sich ergehen lassen und, als die ersten Schimpfworte und Sprachgrobheiten flogen, diesen "Wir versuchen zu verstehen"-Blick aufgesetzt: rührender Anblick.

Die Teenagerkomödie *Fack ju Göhte*, der neue Film des *Türkisch für Anfänger*-Regisseurs und Drehbuchautors Bora Dagtekin, geht in die fünfte Woche. Die Zuschauerzahlen stehen bei sensationellen 3,8 Millionen Zuschauern - das ist, natürlich, der erfolgreichste deutsche Film des Jahres. Und nun, da Deutschlands Teenager die Dialoge in weiten Strecken schon Wort für Wort mitsprechen können, kommen die Berufe und Bildungsschichten ins Kino, die in der Klamotte am gnadenlosesten und lustigsten eins drübergezogen bekommen: Erzieher, Lehrer, Teenagerversteher. Tatsächlich lässt sich *Fack ju Göhte* auch als soziologischer Crashkurs anschauen: Bildungsmisere, **Migrantenthematik**, Mobbing und Gewalt an Schulen, Sprachverrohung, Rechtschreibreform. Am Ende wird dieser Film es hinbekommen, dass die Teenager durch heftiges Klatschen ihre Zustimmung preisgeben und das Lehrerpaar immer wieder in herzliches Gelächter ausbricht.

Nehmen wir als gegeben, dass der Hauptdarsteller Elyas M'Barek (der schon als junger Bushido und in *Türkisch für Anfänger* zu sehen war) mit seinem gekonnt genervten Gesichtsausdruck, einem astreinen Oberkörper und einer wirklich charmanten Junge-Männer-Lässigkeit über eine Starpower verfügt, die es in Deutschland sonst nur noch bei Matthias Schweighöfer gibt. Und vernachlässigen wir die Handlung, die ein routiniert gebauter Schwachsinn ist (Ex-Knacki lässt sich an einer Schule anstellen, um dort einen unter der Turnhalle vergrabenen Schatz zu heben, und wird als Aushilfslehrer nach Einsatz äußerst fragwürdiger Erziehungsmethoden zum Liebling aller Lehrer und Schüler). Wie kommt der Film dann zu seinem Drive, seiner Kraft und Dynamik?

"Geisterkranker!" Die Teenagerkomödie "Fack ju Göhte" ist der erfolgreichste deutsche Film des Jahres. Eine Sprachkritik

Es sind, natürlich, die Wucht, die Härte, der Bums, die absolute Zeitgemäßheit und Gegenwartigkeit der Sprache. Vielleicht weiß zurzeit kein zweiter deutscher Autor neben Bora Dagtekin so genau, wie auf deutschen Schulhöfen, in U-Bahnen und auf Tankstellen gesprochen wird. Es ist ein grobes, derbes, plastisches, wunderbar falsches Deutsch, das aber auf Anhieb einleuchtet und richtig klingt: Kiezdeutsch, cooles Deutsch, Locker-Deutsch, Asi-Deutsch, Multikulti-Deutsch, Balkan-Deutsch, kreolisches Deutsch. Es ist, genau genommen, natürlich noch besser: Der Autor Bora Dagtekin weiß, wie man für einen Kinofilm ein Deutsch erfindet, das ihm sein Publikum, die Überzwölfjährigen, als wahrhaftig und authentisch abnimmt und über das studierte Bildungsbürger amüsiert staunen können.

Schon der erste Gag! Der Kleingangster Zeki Müller (Elyas M'Barek) verlässt den Knast, als sein Kumpel ihm zum Abschied die schönen und freundschaftlich gemeinten Worte "Halt's Maul. Und fick 'ne Nutte für mich mit" zuruft. Auf einer Tankstelle besorgt Müller sich eine Palette Dosenbier. Seine Freundin, die Prostituierte Charlie (Jana Pallaske), begrüßt der Held mit den Worten: "Heb dir das Gelutsche für die Kundschaft auf. Wo ist die Kohle?"

Diese wörtliche Rede verfügt über keinerlei Witz, und es ist offensichtlich, dass sie genau das, Charme, Finesse und Humor, gerade nicht haben soll. Vielmehr geht es den Autoren des Films darum, beim Zuschauer mit der denkbar brachialsten Sprache um Vertrauen zu werben. Die Botschaft an den jugendlichen Zuschauer lautet: "Wir kennen dich. Wir wissen, wie du und deine Freunde miteinander reden, und wir sprechen dieselbe Sprache. Also lehn dich zurück, und genieß diesen Film." *Fack ju Göhte* setzt am untersten Sprachniveau an, um im Laufe der nächsten neunzig Minuten Slapstick, Humor und Selbstironie einzuführen und verbale Grobheiten immer wieder als Tusch und Fanfare einzusetzen.

In der Goethe-Gesamtschule, in der Zeki Müller sich zwischen schwer erziehbaren Schülern als Aushilfslehrer bewähren muss, wird der Zuschauer Zeuge von ganz wunderbaren Schülerdialogen, Wortgefechten, Wort-Battles, ja einem sprachlichen Nahkampf. Ist es zu wohlfeil, darauf hinzuweisen, dass der Sound, Rhythmus, Flow, die Musikalität dieser Sprache natürlich von der amerikanischen Popkultur, den Wort-Battles des Hip-Hop, abstammen? Linguisten haben beschrieben, wie sich die deutsche Sprache auch unter dem Einfluss der Einwanderung aus der Türkei, dem Maghreb, aus Russland und dem Balkan verändert hat: Der große Trend ist die Vereinfachung, gesprochen wird ein grammatisch sehr entspanntes Idiom (Artikel werden weggelassen, Fallendungen abgeschliffen, der Konjunktiv wird gar nicht, Präpositionen werden beliebig verwendet). In der Popkultur haben Hip-Hopper wie Bushido und Komiker wie Bülent Ceylan das neue Deutsch durchgesetzt, im Film *Fack ju Göhte* kann man es noch mal aufs Schönste hören:

"Gib zwei Euro. Ich muss Guthaben kaufen."

"Wusstest du, dass sie Push-up trägt?"

"Ey, red ma' höflich, du Opfer."

"Halt Fresse und gib mir den Nagellack."

"Fuck you, fuck you, fuck you."

"Geh putzen, und danach kannst du mir einen blasen."

Seine Autorität bezieht der Aushilfslehrer, der nur bis zur achten Klasse zur Schule ging ("Das war meine Crackphase"), daraus, dass er, wenn die Konflikte hart auf hart kommen, die härtere, bössere, asozialere, verbotenere Sprache spricht als die Schüler selbst. Die Maßregelung eines Krawallbruders lautet: "Achte auf deine Ausdrucksweise, du Wichser." Einer pubertären Schülerin empfiehlt er: "Friss nicht so viel. Oder willst du als Jungfrau sterben?" Der Lehrer, der kein Lehrer ist, sagt seiner Schulkasse: "Ihr seid Abschaum. Und jetzt Fresse halten und sitzen bleiben, bis es vorbei ist." Das Ideal zivilisierten pädagogischen Umgangs wird so ad absurdum geführt: Der Lehrer schießt mit einer Paintball-Kanone auf seine Schüler. Durchsetzen kann sich in

"Geisterkranker!" Die Teenagerkomödie "Fack ju Göhte" ist der erfolgreichste deutsche Film des Jahres. Eine Sprachkritik

dieser Welt der deutschen Problemschule nur der, der über die schwerste sprachliche Schusswaffe verfügt und nicht zögert, sie einzusetzen.

Seine Kraft bezieht *Fack ju Göhte* genau aus der brutalen Direktheit des Ausdrucks - und aus den Momenten, in denen jene brutale Direktheit über die Mittel der Übertreibung und Ironie in eine höhere Wahrheit kippt. Ganz wunderbar sind die Kabbeleien, die sich der Aushilfslehrer mit der Großstadtgöre Chantal (Jella Haase) liefert, einer der schönsten Figuren des deutschen Kinos der letzten Jahre. "Chantal, heul leise", sagt der Aushilfslehrer und: "Du stinkst derbe nach CK1." Chantal schlägt zurück: "Ganz ehrlich, Herr Müller, sind Sie geborderlinert oder was? Müller, ey, Sie Geisterkranker!" Es ist, Entschuldigung, großes Kino, dass Chantal "Geisterkranker", nicht "Geisteskranker" sagt, denn so unergründlich falsch und rätselhaft schön sprechen deutsche Jugendliche. In ihrer streetweisen Cleverness sagt Chantal, die deutsche Britney Spears, die - so kokett, überschminkt, präpotent - in vielen deutschen Klassenzimmern sitzt, dem Lehrer auf den Kopf zu, wer er ist: "Sie sind ein Faschist, Herr Müller, ich hasse Sie."

Gegen Ende des Films mag nicht nur das Lehrerpaar im Cinemaxx-Kino sich ein wenig darüber gelangweilt haben, dass der größte Rabauke der Schulklasse doch nur wieder bei *Romeo und Julia* mitspielt (Balkonszene: "Lass ma' chillen, Julia") und der asoziale Aushilfslehrer nach seiner Wandlung zum nützlichen Mitglied der Gesellschaft ("Ich will nicht mehr kriminell sein") mit der Kollegin (Karoline Herfurth) ein Liebespaar bildet, aber das ist völlig egal: Der Zuschauer erhält eine sagenhaft hochprozentige Injektion deutscher Poesie, deutschen Alltags, deutscher Wirklichkeit. Wir alle sollten noch oft über diesen Film sprechen.

Kein zweiter Autor weiß so genau, wie auf deutschen Schulhöfen, in U-Bahnen und auf Tankstellen gesprochen wird

Graphic

Chantal (Jella Haase) und Aushilfslehrer Herr Müller (Elyas M'Barek)

Load-Date: December 5, 2013

Zahl der einwandernden Akademiker nimmt zu; Fast die Hälfte der Neuzuwanderer hat einen akademischen Abschluss. Im Schnitt sind sie deutlich besser qualifiziert als Migranten, die bereits in Deutschland leben.

ZEIT-online

Montag 26. November 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: STUDIE; Ausg. 47

Length: 175 words

Body

Immer mehr Menschen, die nach Deutschland einwandern, haben einen Hochschulabschluss. Besaßen 2005 erst 30 Prozent der Neuzuwanderer einen akademischen Abschluss, waren es fünf Jahre später 44 Prozent. Das geht aus einer Studie (pdf) des Nürnberger Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) hervor. Gleichzeitig geht die Zahl derer, die keinen Abschluss haben, weiter zurück.

Im Vergleich zu Migranten, die schon länger in Deutschland leben oder hier geboren sind, seien die Neuzuwanderer im Schnitt besser qualifiziert. Ihnen gelinge es auch häufiger eine Beschäftigung zu finden, die ihrer Ausbildung entspricht, heißt es in der Studie weiter.

Zuwanderer aus Nicht-EU-Ländern gehen laut der Studie deutlich seltener einer Erwerbstätigkeit nach als jene aus der EU. Das IAB führt dies zum einen auf unterschiedliche Zugangshürden auf dem Arbeitsmarkt zurück, zum anderen aber auch darauf, dass diese Personengruppe häufiger aus familiären oder humanitären Gründen nach Deutschland komme und nicht, weil sie ein konkretes Arbeitsangebot habe.

Load-Date: November 27, 2012

**Hetze für einen Sitz im EU-Parlament; Finanznot, rechte Konkurrenz,
Zwietracht: Die NPD kriselt. Um dennoch in Landtage und das EU-Parlament
einzuziehen, macht die Partei Stimmung gegen Asylbewerberheime.**

ZEIT-online

Mittwoch 20. November 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  **ONLINE**

Section: NPD; Ausg. 47

Length: 1126 words

Byline: Toralf Staud

Body

Udo Voigt (l.) and Holger Apfel, beide NPD, 2011 in Neuruppin

© Johannes Eisele/AFP/Getty Images

Das Lokal Zum Henker in Berlin-Oberschöneweide ist eine bei Rechtsextremen sehr beliebte Kneipe. Wer den düsteren Schankraum betritt, sieht als erstes einen hölzernen Galgen, an dem eine Schlinge baumelt. Als zweites eine Kunstaxt, an der rote Farbe klebt. Die Wand dahinter ist mit einer riesigen Wikingerszene bemalt. Nebenan hängen Verse der völkischen Antisemitin Mathilde Ludendorff, über dem Tresen ein Emailleschild: "Deutsches Schutzgebiet". Hier hat der ehemalige NPD-Vorsitzende Udo Voigt am Montagmittag die nächste Runde der innerparteilichen Kämpfe eröffnet.

Seit Monaten wird in der Partei - wieder einmal - um die Ausrichtung gestritten. Schwache Wahlergebnisse und chronische Finanznot setzen die gegenwärtige Parteispitze ebenso unter Druck wie neue Parteienkonkurrenz am rechten Rand und das nahende Verbotsverfahren in Karlsruhe.

Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich sprach bereits von einer "sterbenden Partei", doch das ist verfrüht: An etlichen Orten, vor allem im Osten, ist die NPD fest verankert. Und landauf landab gelingt ihr derzeit mit Protesten gegen neue Asylbewerberheime der Anschluss an die gesellschaftliche Mitte. Bei den Wahlen im kommenden Jahr hofft die NPD in Sachsen auf einen Wiedereinzug in den Landtag, bei der Europawahl könnten es ein oder zwei NPD-Leute gar nach Straßburg schaffen - und die Aussicht auf diese lukrativen Posten lässt nun den internen Krach eskalieren.

Neonazi-Jugend findet NPD zu milde

Exakt zwei Jahre ist es her, dass Voigt vom 43-jährigen Holger Apfel gestürzt wurde. Der wollte der ganzen NPD nach sächsischem Vorbild ein weicheres Image geben, wollte die Hitlerverehrung in den Hintergrund und das Bild einer "sozialen Kümmererpartei" in den Vordergrund schieben. Der Plan ging schief, zeitgleich flogen die NSU-

Hetze für einen Sitz im EU-Parlament Finanznot, rechte Konkurrenz, Zwietracht: Die NPD kriselt. Um dennoch in Landtage und das EU-Parlament einzuziehen, macht d....

Terroristen auf. Unmissverständlich hat die Öffentlichkeit seitdem vor Augen, wohin die rassistische Ideologie der NPD in letzter Konsequenz führt.

Außerdem muss sich die Partei rechter Konkurrenz erwehren. In der Neonazi-Jugendszene erstarken seit Jahren die besonders radikalen Autonomen Nationalisten, von denen viele die NPD als zu milde ablehnen - ihr bricht so ein Gutteil ihres Nachwuchses weg. Zudem gründete der Hamburger Neonazi Christian Worch im letzten Jahr eine Partei namens Die Rechte, mit der er der NPD Anhänger streitig macht. Auch der Aufstieg der Alternative für Deutschland (AfD) ist für Apfel ein Problem: Zwar ist die AfD nicht rechtsextrem. Doch wenn Parteichef Bernd Lucke über den Euro polemisiert, angebliche "Entartungen" der Demokratie geißelt und Zuwanderer als "sozialen Bodensatz" bezeichnet, dann grast er im Feld der NPD.

Die Landtagswahlen seit Apfels Amtsantritt endeten durchgängig desaströs, in Bayern war die Partei organisatorisch nicht einmal mehr zum flächendeckenden Wahlantritt in der Lage. Erst bei der Bundestagswahl im September gelang es, den Abwärtstrend zu stoppen - mit 1,3 Prozent (bundesweit 560.000 Stimmen) verlor die NPD nur wenig gegenüber den vorherigen Wahlen, damit bekommt die Partei auch künftig Hunderttausende von Euro pro Jahr aus der staatlichen Parteienfinanzierung.

Entscheidend für die NPD sind die Wahlen im kommenden Jahr: in Sachsen, wo Apfel seit 2004 die Landtagsfraktion führt, außerdem in Thüringen und in Brandenburg, wo die Chancen ebenfalls gut sind. Und offenbar hat die Partei bereits mit der Mobilisierung begonnen. Just in diesen drei Ländern facht die NPD seit Wochen lokale Proteste gegen neue Asylbewerberheime an. Sie gründet Tarn-Bürgerinitiativen oder unterstützt bestehende, deren Facebook-Seiten heißen meist unverfänglich "XY wehrt sich": Zum Beispiel im sächsischen Bautzen und Großenhain, in Rötha und Zschopau. Im benachbarten Thüringen gibt es ähnliche Versuche in Greiz und Beichlingen, in Brandenburg in Pätz, Gransee, Friesack oder Bad Belzig.

Überall macht sich die NPD verbreitete Fremdenfeindlichkeit zunutze und spitzt sie ideologisch zu. Im erzgebirgischen Schneeberg brachte ein örtlicher NPD-Kader so mehrfach bis zu 2.000 Einwohner auf die Beine.

Und dann ist da noch die Europawahl Ende Mai 2014. Vor zwei Jahren hatte das Bundesverfassungsgericht die Fünfprozenthürde gekippt; gegen die vom Bundestag daraufhin beschlossene Dreiprozenthürde sind erneut aussichtsreiche Klagen anhängig. Ohne Sperrklausel gäbe es schon ab rund 0,6 Prozent der Stimmen ein Mandat im Europaparlament, eine für die NPD erreichbare Marke. Mit mehr als 8.000 Euro monatlicher Diäten plus vierstelligen Zulagen plus Tagegeld plus möglicher Gehälter für Referenten sind diese Abgeordnetenposten das attraktivste, was die Partei derzeit zu bieten hat.

Vor ein paar Wochen meldete der Schweriner Fraktionschef Udo Pastörs, in Absprache mit Apfel, seine Kandidatur für Listenplatz 1 ein. Kurz darauf meldete sich der bayerischen Landeschef Karl Richter, der bei seiner Landtagswahl zwar krachend scheiterte, aber als einziger NPD-ler über einschlägige Erfahrung verfügt - in den frühen neunziger Jahren war er Referent der damaligen Rep-Fraktion im Europaparlament.

Voigt formuliert völkisches Programm

Richter verband seine Bewerbung mit szeneeüblichen Unflätigkeiten gegen Holger Apfel, lästerte über den "Parteivorsitzenden mit Sprachfehler", der "mit pummeligen Fingerchen auf seinem Mobiltelefon herumtippt". Zuvor hatte bereits der Hamburger Vizechef Thomas Wulff Apfel als "Lumpen" bezeichnet und die Parteispitze als "Trümmertruppe von Unfähigen und asozialen Selbstbedienern". Wulff ist ein Wortführer der Anti-Apfel-Fraktion, dessen moderater Kurs ist ihnen verhasst.

Bei seinem Auftritt im Henker kündigte nun auch Udo Voigt eine Kampfkandidatur für Europa an. Nach zwei Jahren Arbeitslosigkeit plant er ein Comeback. Seine Leute haben bundesweit bereits mehrere Dutzende innerparteiliche Freundeskreise gegründet, die Voigt stützen. Pünktlich zur Kandidatur hat er im rechtsextremen Nordland-Verlag seine Memoiren veröffentlicht.

Hetze für einen Sitz im EU-Parlament Finanznot, rechte Konkurrenz, Zwietracht: Die NPD kriselt. Um dennoch in Landtage und das EU-Parlament einzuziehen, macht d....

Der Partei fehle es an Visionen sagt Voigt und meint damit Apfel. Als Reaktion auf die NSA-Affäre empfiehlt er für die nächsten Wahlkämpfe offen antiamerikanische und antiimperialistische Propaganda und den Slogan: " *Ami go home!* " Da könnte Apfel sogar noch mitgehen. Andere Buchpassagen sind eine Kampfansage an dessen weiche Linie. Voigt formuliert ein unverhohlen völkisches Programm und erhebt nur leicht verschlüsselte großdeutsche Ansprüche auf die Ostgebiete und Südtirol. Und er schreibt: "Ich lasse es mir auch nicht verbieten, darum zu trauern, dass wir den Krieg verloren haben."

Damit spricht Voigt - anders als Apfel - vielen NPD-Mitgliedern aus dem Herzen. Die Kampfabstimmung auf dem entscheidenden Parteitag im Januar dürfte spannend werden.

Load-Date: November 20, 2013

End of Document

»Geisterkranker!«; Die Teenagerkomödie »Fack ju Göhte« ist der erfolgreichste deutsche Film des Jahres. Eine Sprachkritik

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

5. Dezember 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: FEUILLETON; »Geisterkranker!«; S. 56; Ausg. 50

Length: 1386 words

Byline: Moritz von Uslar

Body

VON MORITZ VON USLAR

Zwischen den Teenagerhorden, denen mit den dicken Jacken und Kopfhörern, nahm im Cinemaxx-Kino ein Paar um die sechzig Platz, das mit ein wenig Fantasie als Lehrerpaar zu identifizieren war (feine Brillen, beigefarbene Ledertaschen). Es hatte den Vorspann aus kreisbunten Graffiti-Bildern und einem Elektrobeat über sich ergehen lassen und, als die ersten Schimpfworte und Sprachgrobheiten flogen, diesen »Wir versuchen zu verstehen«-Blick aufgesetzt: rührender Anblick.

Die Teenagerkomödie *Fack ju Göhte*, der neue Film des *Türkisch für Anfänger*-Regisseurs und Drehbuchautors Bora Dagtekin, geht in die fünfte Woche. Die Zuschauerzahlen stehen bei sensationellen 3,8 Millionen Zuschauern - das ist, natürlich, der erfolgreichste deutsche Film des Jahres. Und nun, da Deutschlands Teenager die Dialoge in weiten Strecken schon Wort für Wort mitsprechen können, kommen die Berufe und Bildungsschichten ins Kino, die in der Klamotte am gnadenlosesten und lustigsten eins drübergezogen bekommen: Erzieher, Lehrer, Teenagerversteher. Tatsächlich lässt sich *Fack ju Göhte* auch als soziologischer Crashkurs anschauen: Bildungsmisere, Migrantenthematik, Mobbing und Gewalt an Schulen, Sprachverrohung, Rechtschreibreform. Am Ende wird dieser Film es hinbekommen, dass die Teenager durch heftiges Klatschen ihre Zustimmung preisgeben und das Lehrerpaar immer wieder in herzliches Gelächter ausbricht.

Nehmen wir als gegeben, dass der Hauptdarsteller Elyas M'Barek (der schon als junger Bushido und in *Türkisch für Anfänger* zu sehen war) mit seinem gekonnt genervten Gesichtsausdruck, einem astreinen Oberkörper und einer wirklich charmanten Junge-Männer-Lässigkeit über eine Starpower verfügt, die es in Deutschland sonst nur noch bei Matthias Schweighöfer gibt. Und vernachlässigen wir die Handlung, die ein routiniert gebauter Schwachsinn ist (Ex-Knacki lässt sich an einer Schule anstellen, um dort einen unter der Turnhalle vergrabenen Schatz zu heben, und wird als Aushilfslehrer nach Einsatz äußerst fragwürdiger Erziehungsmethoden zum Liebling aller Lehrer und Schüler). Wie kommt der Film dann zu seinem Drive, seiner Kraft und Dynamik?

»Geisterkranker!« Die Teenagerkomödie »Fack ju Göhte« ist der erfolgreichste deutsche Film des Jahres. Eine Sprachkritik

Es sind, natürlich, die Wucht, die Härte, der Bums, die absolute Zeitgemäßheit und Gegenwärtigkeit der Sprache. Vielleicht weiß zurzeit kein zweiter deutscher Autor neben Bora Dagtekin so genau, wie auf deutschen Schulhöfen, in U-Bahnen und auf Tankstellen gesprochen wird. Es ist ein grobes, derbes, plastisches, wunderbar falsches Deutsch, das aber auf Anhieb einleuchtet und richtig klingt: Kiezdeutsch, cooles Deutsch, Locker-Deutsch, Asi-Deutsch, Multikulti-Deutsch, Balkan-Deutsch, kreolisches Deutsch. Es ist, genau genommen, natürlich noch besser: Der Autor Bora Dagtekin weiß, wie man für einen Kinofilm ein Deutsch erfindet, das ihm sein Publikum, die Überzwölfjährigen, als wahrhaftig und authentisch abnimmt und über das studierte Bildungsbürger amüsiert staunen können.

Schon der erste Gag! Der Kleingangster Zeki Müller (Elyas M'Barek) verlässt den Knast, als sein Kumpel ihm zum Abschied die schönen und freundschaftlich gemeinten Worte »Halt's Maul. Und fick 'ne Nutte für mich mit« zuruft. Auf einer Tankstelle besorgt Müller sich eine Palette Dosenbier. Seine Freundin, die Prostituierte Charlie (Jana Pallaske), begrüßt der Held mit den Worten: »Heb dir das Gelutsche für die Kundschaft auf. Wo ist die Kohle?«

Diese wörtliche Rede verfügt über keinerlei Witz, und es ist offensichtlich, dass sie genau das, Charme, Finesse und Humor, gerade nicht haben soll. Vielmehr geht es den Autoren des Films darum, beim Zuschauer mit der denkbar brachialsten Sprache um Vertrauen zu werben. Die Botschaft an den jugendlichen Zuschauer lautet: »Wir kennen dich. Wir wissen, wie du und deine Freunde miteinander reden, und wir sprechen dieselbe Sprache. Also lehn dich zurück, und genieß diesen Film.« *Fack ju Göhte* setzt am untersten Sprachniveau an, um im Laufe der nächsten neunzig Minuten Slapstick, Humor und Selbstironie einzuführen und verbale Grobheiten immer wieder als Tusch und Fanfare einzusetzen.

In der Goethe-Gesamtschule, in der Zeki Müller sich zwischen schwer erziehbaren Schülern als Aushilfslehrer bewähren muss, wird der Zuschauer Zeuge von ganz wunderbaren Schülerdialogen, Wortgefechten, Wort-Battles, ja einem sprachlichen Nahkampf. Ist es zu wohlfeil, darauf hinzuweisen, dass der Sound, Rhythmus, Flow, die Musikalität dieser Sprache natürlich von der amerikanischen Popkultur, den Wort-Battles des Hip-Hop, abstammen? Linguisten haben beschrieben, wie sich die deutsche Sprache auch unter dem Einfluss der Einwanderung aus der Türkei, dem Maghreb, aus Russland und dem Balkan verändert hat: Der große Trend ist die Vereinfachung, gesprochen wird ein grammatisch sehr entspanntes Idiom (Artikel werden weggelassen, Fallendungen abgeschliffen, der Konjunktiv wird gar nicht, Präpositionen werden beliebig verwendet). In der Popkultur haben Hip-Hopper wie Bushido und Komiker wie Bülent Ceylan das neue Deutsch durchgesetzt, im Film *Fack ju Göhte* kann man es noch mal aufs Schönste hören:

»Gib zwei Euro. Ich muss Guthaben kaufen.«

»Wusstest du, dass sie Push-up trägt?«

»Ey, red ma' höflich, du Opfer.«

»Halt Fresse und gib mir den Nagellack.«

»Fuck you, fuck you, fuck you.«

»Geh putzen, und danach kannst du mir einen blasen.«

Seine Autorität bezieht der Aushilfslehrer, der nur bis zur achten Klasse zur Schule ging (»Das war meine Crackphase«), daraus, dass er, wenn die Konflikte hart auf hart kommen, die härtere, böhere, asozialere, verbotener Sprache spricht als die Schüler selbst. Die Maßregelung eines Krawallbruders lautet: »Achte auf deine Ausdrucksweise, du Wichser.« Einer pubertären Schülerin empfiehlt er: »Friss nicht so viel. Oder willst du als Jungfrau sterben?« Der Lehrer, der kein Lehrer ist, sagt seiner Schulklasse: »Ihr seid Abschaum. Und jetzt Fresse halten und sitzen bleiben, bis es vorbei ist.« Das Ideal zivilisierten pädagogischen Umgangs wird so ad absurdum geführt: Der Lehrer schießt mit einer Paintball-Kanone auf seine Schüler. Durchsetzen kann sich in dieser Welt der deutschen Problemschule nur der, der über die schwerste sprachliche Schusswaffe verfügt und nicht zögert, sie einzusetzen.

»Geisterkranker!« Die Teenagerkomödie »Fack ju Göhte« ist der erfolgreichste deutsche Film des Jahres. Eine Sprachkritik

Seine Kraft bezieht *Fack ju Göhte* genau aus der brutalen Direktheit des Ausdrucks - und aus den Momenten, in denen jene brutale Direktheit über die Mittel der Übertreibung und Ironie in eine höhere Wahrheit kippt. Ganz wunderbar sind die Kabbeleien, die sich der Aushilfslehrer mit der Großstadtgöre Chantal (Jella Haase) liefert, einer der schönsten Figuren des deutschen Kinos der letzten Jahre. »Chantal, heul leise«, sagt der Aushilfslehrer und: »Du stinkst derbe nach CK1.« Chantal schlägt zurück: »Ganz ehrlich, Herr Müller, sind Sie geborderlinert oder was? Müller, ey, Sie Geisterkranker!« Es ist, Entschuldigung, großes Kino, dass Chantal »Geisterkranker«, nicht »Geisteskranker« sagt, denn so unergründlich falsch und rätselhaft schön sprechen deutsche Jugendliche. In ihrer streetweisen Cleverness sagt Chantal, die deutsche Britney Spears, die - so kokett, überschminkt, präpotent - in vielen deutschen Klassenzimmern sitzt, dem Lehrer auf den Kopf zu, wer er ist: »Sie sind ein Faschist, Herr Müller, ich hasse Sie.«

Gegen Ende des Films mag nicht nur das Lehrerpaar im Cinemaxx-Kino sich ein wenig darüber gelangweilt haben, dass der größte Rabauke der Schulklasse doch nur wieder bei *Romeo und Julia* mitspielt (Balkonszene: »Lass ma' chillen, Julia«) und der asoziale Aushilfslehrer nach seiner Wandlung zum nützlichen Mitglied der Gesellschaft (»Ich will nicht mehr kriminell sein«) mit der Kollegin (Karoline Herfurth) ein Liebespaar bildet, aber das ist völlig egal: Der Zuschauer erhält eine sagenhaft hochprozentige Injektion deutscher Poesie, deutschen Alltags, deutscher Wirklichkeit. Wir alle sollten noch oft über diesen Film sprechen.

Kein zweiter Autor weiß so genau, wie auf deutschen Schulhöfen, in U-Bahnen und auf Tankstellen gesprochen wird

Chantal (Jella Haase) und Aushilfslehrer Herr Müller (Elyas M'Barek)

Load-Date: March 25, 2022

End of Document

Rosemarie Fendel

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

21. März 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: NACHRUF; S. 60; Ausg. 13

Length: 326 words

Byline: Peter Kümmel

Body

In Alfred Hitchcocks Thriller *Rebecca* gibt es eine Person, die man nie wieder vergisst: die Haushälterin Miss Danvers, eine Frau, die über ein riesiges Anwesen herrscht und sich doch nie zu bewegen scheint, weil sie immer schon dort ist, wo die anderen erst hineilen. Die Schauspielerin Rosemarie Fendel war wie eine jüngere Schwester von Miss Danvers: Sie wirkte in jeder Umgebung, als wisse sie mehr als alle und als sei sie schon viel länger da. Man konnte sich vorstellen, dass in Dornröschens Schloss, in dem alle Menschen und Tiere und sogar das Herdfeuer in Schlaf gefallen sind, Rosemarie Fendel aufrecht allein umhergeht und über die Schläfer wacht. Sie spielte oft Frauen, die im Bann einer Institution zu stehen schienen: Hausangestellte, Ehefrauen, Aufpasserinnen. Auf den zweiten Blick aber sah man, dass die Gestalten, die Rosemarie Fendel erfand, nicht im Dienste einer fremden Macht arbeiteten, sondern dass es umgekehrt war: Die Institutionen, die sie scheinbar repräsentierten, waren Ausgeburten ihrer Fantasie (oder ihres Wahns). Ganze Behörden, Asyle, Gutshäuser schienen nur den Zweck zu haben, diese Frauen zu unterhalten. Rosemarie Fendel war eine eigensinnige Spielerin; sie hatte das Untröstliche einer Märchenfigur. Geboren wurde sie 1927 in Metternich bei Koblenz. 1946 debütierte sie an den Münchner Kammerspielen, unter Gründgens spielte sie in Düsseldorf. In den Filmen ihres Lebensgefährten Johannes Schaaf - *Tätowierung* (1967) und *Trotta* (1971) - wurde sie bekannt.

Weil man in Deutschland als Schauspielerin nicht zu Weltruhm kommt, lieb Rosemarie Fendel ihre wunderbare Stimme denen, die schon berühmt waren: Sie synchronisierte Elizabeth Taylor, Jeanne Moreau, Lauren Bacall und viele andere, die wohl kaum wussten, welche Ehre ihnen so erwiesen wurde. Am 13. März ist Rosemarie Fendel in Frankfurt gestorben; sie war 85 Jahre alt.

VON PETER KÜMMEL

Graphic

Rosemarie Fendel * 25.4.1927 13.3.2013

Rosemarie Fendel

Load-Date: March 21, 2013

End of Document

Drobi, wir hauen ab!; Die Tschechin Rena Dumont erzählt, wie sie nach Deutschland kam und Asyl suchte - eine Rückschau ohne Sentimentalität

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

21. März 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: KINDERZEIT, KINDER- UND JUGENDBUCH; Drobi, wir hauen ab!; S. 48; Ausg. 13

Length: 640 words

Byline: Reinhard Osteroth

Body

VON REINHARD OSTEROTH

ab 14 Jahren

Lenka kommt nach Haus. Sie öffnet den Briefkasten. Ein blaues Kuvert fllt ihr entgegen. »Wie gelähmt stehe ich im Hausflur, und mein Herz krampft sich zusammen.« Sie kann nicht fassen, was sie da liest: Lenka und ihre Mutter erhalten ein Visum für eine Reise nach Deutschland. Spät am Abend kommt ihre Mutter heim und liest den Brief. »Oje - Jesus - Auweia«, auch sie kann es kaum glauben. Lenka, ungeduldig, kündigt an: »Mami, wenn du nicht gehen willst, dann gehe ich alleine.«

Wir sind im Jahr 1986, in der Tschechoslowakei, in der böhmischen Kleinstadt Prov. Lenka ist fast siebzehn und will Schauspielerin werden. Was ihr in der Heimat versperrt ist, im verheißungsvollen Westen soll es gelingen, am liebsten in Deutschland: »Ich weiß nichts von Deutschland. Gar nichts. Im Unterricht haben wir, außer einer aushrlichen Anti-West-Propaganda, ganz wenig über unsere Nachbarn erfahren.« So gedeiht der Traum vom Paradies.

In ihrem ersten Roman erzählt Rena Dumont auch ihre eigene Geschichte von der Auswanderung in ein fremdes Land. 1969 in Mhren geboren, ist sie seit 1995 Schauspielerin an verschiedenen deutschsprachigen Bühnen. Ihr Blick zurück auf jene Rena Zednikova, die einst in einem kleinen Fiat mit ihrer Mutter nach Deutschland fuhr und das zweihfige Visum in ein anderes Leben verwandelte, ist zu einem bemerkenswerten Roman geworden. Direkt, ja burschikos, respektlos, bisweilen flapsig im Ton, gelingt Rena Dumont eine ungemeine Gegenwärtigkeit ihrer Erzählung. Nichts ist weit weg oder lange her, eine dicke Portion Nüchternheit baut jeder Versuchung zur Verklärung vor.

Lenka kann den großen Plan nicht für sich behalten: »Drobi, wir hauen ab«, flüstert sie mitten im Unterricht ihrer besten Freundin Drobina zu. Drobi kann man trauen, »Oh Gott,« sagt sie, doch verrät nichts. Alles steht von nun an im Zeichen des heimlichen Abschieds, von der Freundin, von ihrem Freund, von den Großeltern, von vertrauten Orten, von der Heimat, von der Wohnung. Schmerzhaft, aber Lenka will es. Ihre Mutter tut sich noch schwer. Sie sind schon einige Tage in Deutschland, noch knnnten sie problemlos zurück.

Drobi, wir hauen ab! Die Tschechin Rena Dumont erzählt, wie sie nach Deutschland kam und Asyl suchte - eine Rückschau ohne Sentimentalität

Hin und Her, was tun? Aber dann ist ihre Mutter überredet, trocknet sich die Tränen und sagt:  Wir versuchen es, Leni. Wir bleiben.  Sie fahren nach Berchtesgaden, zur Polizeistation, und Lenka spricht die folgenreichen Worte:  Wi wont politikl Asil.  Kein Zurück mehr.

Jetzt ändert sich die Szenerie. Die beiden kommen nach Königssee, dort ist in einem ehemaligen Sporthotel ein Asylantenheim. Acht Monate werden die  zwei Königinnen des Charmes  und  Ostblock-Weiber  hier verbringen, eine Zeit der Anfechtungen, der drohenden Lethargie. Deutschland schrumpft zum kleinen Distrikt, in dem Polen, Albaner und Jugoslawen ihre Konflikte austragen. Regelm yige Diebstähle im Kaufhaus, Klamotten und Kosmetika, auch Lenka und ihre Mutter lernen dieses Handwerk. Lenka hat eine Affäre, die es für den Roman nicht gebraucht hätte, und schließlich so etwas wie eine rettende Idee:  Gute Tag, liebe Herr, ich habe Frage.  Der Mann vom Landratsamt versteht sie nicht gleich:  Ich bin in Asyllantelager in K nigs , und ich möchte in Schule hören wie Gast. M chte deutsche Sprache lernen.  Ihre Bitte wird erfüllt. Ein weiterer Schritt nach Deutschland. Der nächste ist eine meisterlich inszenierte Ohnmacht, die Lenkas Schauspieltalent beweist.

Rena Dumonts Roman mag Längen haben. Kein Problem, denn kurz darauf nimmt sie den Leser wieder mit. Immer aber bleibt der Roman kantig, bügelt nichts zur beschaulichen Rückschau. Und ist darum eine packende Lektüre.

Rena Dumont: Paradiessucher Hanser Verlag 2013; 302 S.; 14,90  ,-

Load-Date: March 25, 2022

Tuareg und Islamisten rufen Scharia-Staat aus; Im Norden Malis haben sich Tuareg-Rebellen und Islamisten auf die Gründung der Islamischen Republik Azawad geeinigt. Flüchtlinge berichten, dort gelte bereits die Scharia.

ZEIT-online

Sonntag 27. Mai 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: NORD-MALI; Ausg. 22

Length: 417 words

Body

Kämpfer der Islamistengruppe Ansar Dine in Mali

© AFP/Freier Fotograf

In Mali haben sich die Tuareg-Rebellen und die Islamistengruppe Ansar Dine nach Angaben des britischen Senders BBC zusammengeschlossen und auf die Errichtung eines islamischen Staates im Norden des Landes geeinigt. "Es stimmt, dass ein Abkommen unterzeichnet worden ist", sagte ein Kommandeur der Nationalen Bewegung für die Befreiung des Azawad (MNLA) im Timbuktu.

Oberst Bouna Ag Attayoub sagte: "Die Islamische Republik Azawad ist nun ein unabhängiger, souveräner Staat." Erst im April hatten die Tuareg-Rebellen einseitig die Unabhängigkeit der Republik Azawad erklärt. Die EU und die Afrikanische Union hatten hieraus mit ablehnend reagiert. Die Unabhängigkeitserklärung habe keine Bedeutung, so lange sie nicht von den anderen afrikanischen Staaten akzeptiert würde, hieß es.

Die Vereinbarung wurde der BBC zufolge in der Stadt Gao getroffen, die die Rebellen Anfang April zusammen mit den beiden anderen strategisch wichtigen Städten Kidal und Timbuktu eingenommen hatten. Schon wenige Tage später hatten die Islamisten angekündigt, in den eroberten Gebieten die Scharia einführen zu wollen. Dagegen hatte sich die MNLA bisher gesträubt. Was die jetzt getroffene Vereinbarung genau vorsieht, war zunächst unklar.

Ansar Dine soll Verbindungen zu Al-Kaida haben

Flüchtlinge aus Gao hatten bereits im April berichtet, dass nun im Norden Malis das islamische Recht gelte. Frauen dürften sich nicht mehr kleiden, wie sie wollten und müssten ihren Kopf bedecken. Bars und Nachtclubs in Gao seien zerstört worden, sagten Malier, die in Niger Zuflucht gesucht hatten. Insgesamt sind bereits 300.000 Menschen aus der Region geflohen. Ansar Dine und die Tuareg-Rebellen kontrollieren nun schon seit fast zwei Monaten den Norden Malis.

Das westafrikanische Land steckt in der Krise, seit es einer Gruppe von Soldaten im März gelungen war, die Macht an sich zu reißen und Präsident Amadou Toumani Touré zu stürzen. Die Putschisten warfen Touré vor, die Tuareg-

Tuareg und Islamisten rufen Scharia-Staat aus Im Norden Malis haben sich Tuareg-Rebellen und Islamisten auf die Gründung der Islamischen Republik Azawad geeinig....

Rebellen und bewaffnete Islamisten im Norden des Landes nicht ausreichend bekämpft zu haben. Nach dem Putsch gelang es diesen dann binnen Tagen, Teile des Nordens unter ihre Kontrolle zu bringen.

Der Separatistengruppe Ansar Dine werden Verbindungen zur Terrororganisation Al-Kaida im islamischen Maghreb nachgesagt. Das Gebiet "Azawad", das die Rebellen für sich beanspruchen, reicht von den Grenzen zu Algerien und Niger bis zum Fluss Niger, der außerhalb von Timbuktu verläuft.

Load-Date: May 28, 2012

End of Document

Deutschland und Frankreich drohen mit Grenzkontrollen; Die Innenminister beider Länder fordern entweder sicherere EU-Außengrenzen oder nationale Kontrollen. Der Grund ist weniger illegale Einwanderung als ein Kompetenzstreit.

ZEIT-online

Freitag 20. April 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten



Section: SCHENGEN-REGELN; Ausg. 17

Length: 420 words

Body

Ein Boot mit **Flüchtlingen** im Hafen der italienischen Mittelmeerinsel Lampedusa

© Ettore Ferrari/EPA/dpa

Deutschland und Frankreich wollen wieder nationale Landesgrenzen kontrollieren lassen, falls die europäischen Außengrenzen im Süden und Osten nicht ausreichend gegen illegale Einwanderung gesichert werden. Das berichtet die *Süddeutsche Zeitung* unter Berufung auf einen gemeinsamen Brief von Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) und seinem französischen Amtskollegen Claude Guéant.

Konkret forderten die Innenminister in dem Schreiben vom 17. April, nationale Regierungen sollten "die Möglichkeit einer auf 30 Tage befristeten Wiedereinführung der Binnengrenzkontrollen haben". Ob die Voraussetzungen dafür vorliegen, sollten die nationalen Regierungen selbst bestimmen.

Der Vorschlag aus Paris und Berlin solle am kommenden Donnerstag beim Treffen der EU-Innenminister in Luxemburg beraten werden. Die Entscheidung dürfte aber frühestens im Juni fallen, sagte ein Vertreter der dänischen Ratspräsidentschaft der Zeitung.

Ein hoher EU-Diplomat bezeichnete den Vorstoß dem Blatt zufolge als "überraschend". Zwar habe auch Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy solche Andeutungen im Wahlkampf gemacht. Von der Bundesregierung seien Vorbehalte gegen Schengen aber bisher nicht bekannt.

Berlin: Keine Wahlkampfhilfe

In Berliner Regierungskreisen hieß es, der Brief sei nicht als Wahlkampfhilfe zu verstehen. Man wolle vielmehr klarstellen, dass über Grenzkontrollen von den nationalen Regierungen und nicht von Brüssel entschieden werde.

Dieses Entscheidungsrecht ist ein wichtiger Streitpunkt in der bisherigen Debatte über das Schengen-Abkommen. Gegen Widerstand aus den EU-Staaten will die Europäische Kommission künftig als letzte Instanz über die Wiedereinführung von Grenzkontrollen entscheiden. Bereits in der Vergangenheit hatten unter anderem

Deutschland und Frankreich drohen mit Grenzkontrollen Die Innenminister beider Länder fordern entweder sicherere EU-Außengrenzen oder nationale Kontrollen. Der

Deutschland, Frankreich und Spanien auf die nationale Souveränität in dieser Frage gepocht. Nach dem 1985 ins Leben gerufenen Schengen-Abkommen werden heute in 25 Ländern Europas die Grenzen - außer in Ausnahmefällen - nicht mehr kontrolliert. Im Vorjahr hatte Frankreich vorübergehend seine Grenze zu Italien kontrolliert, um Flüchtlinge aus Nordafrika an der Einreise zu hindern. Als Dänemark im vergangenen Sommer kurzzeitig an den Grenzen nach Deutschland und Schweden stärker kontrollierte, war dies noch auf Protest der Bundesregierung gestoßen. Die EU-Kommission hatte daraufhin ihren umstrittenen Vorschlag zur Neuregelung der Schengen-Regeln gemacht.

Load-Date: April 21, 2012

End of Document

POLITIK

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

2. Oktober 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK, IN DER ZEIT; POLITIK; S. 14; Ausg. 41

Length: 1260 words

Body

2 Regierungsbildung Warum Frank-Walter Steinmeier kein guter Außenminister wäre von Jörg Lau

3 Einwanderung Wir brauchen ein Migrationsministerium von Özlem Toprak und Bernd Ulrich

4 SPD Wie Hannelore Kraft die Sozialdemokraten retten will von Peter Dausend

5 Grüne Ein Mann entscheidet: Tarek al-Wazir von Mariam Lau

6 Italien Ex-Außenminister Gianfranco Frattini über die Dauerkrise seines Landes

7 Analysen Was macht Italien so gefährlich? von Ulrich Ladurner

Was bedeutet die Spaltung der syrischen Opposition? von Yassin Musharbash

9 Geschichte Wie die ZEIT 1969 Pädophilie verharmloste von Merlind Theile

Fatale Freude an der Provokation - ein Rückblick von Theo Sommer

10 Friedensnobelpreis Wer ihn bekommt - und warum von Jochen Bittner

11 China Parole: Zurück zu Mao von Angela Kückritz

12 Zeitgeist von Josef Joffe

Großbritannien Ein Land verrot: Menschenrechte als Ergebnis von Heinrich Wefing

13 Politische Korrektheit Wenn Einwanderer Straftaten begehen, müssen Medien darüber berichten dürfen von Horst Pötzker

Sprachkritik »Steigbühlhalter« und andere Missverständnisse von Tina Hildebrandt

DOSSIER

POLITIK

15 Datenschutz Ein EU-Abgeordneter kämpft für ein neues Gesetz - und gegen eine Facebook-Lobbyistin von Martin Kotynek und Robert Levine

GESCHICHTE

18 Wahn »Blutige Romantik« - eine Schau in Dresden über die Wurzeln des deutschen Nationalismus von Christian Staas

19 Aufklärung Genialer Denis Diderot: Ein Porträt zum 300. Geburtstag des französischen Philosophen von Mathias Greffrath

20 Fußball Emotion Warum Wutausbrüche mehr der Selbstdarstellung als dem Erfolg dienen von cathrin Gilbert

WIRTSCHAFT

21 Erdgasförderung Norwegen plant gigantische Maschinenparks in der arktischen Tiefsee von Philip Rohrbeck

Krise Vorsicht vor einfachen Lösungen von Mark Schieritz

23 Wirtschaftskompetenz Welche Lücke hinterlässt die FDP in der Berliner Politik? von Elisabeth Niejahr und Petra Pinzler

Markus Kerber Im Interview fordert der BDI-Hauptgeschäftsführer Investitionen in die Infrastruktur und kritisiert Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble

24 Huffington Post Das erfolgreichste Nachrichtenportal der USA kommt nach Deutschland von Gert Hamann

25 Amazon Einige Hersteller wollen ihre Produkte nicht mehr bei Amazon verkaufen - um ihre Marken zu schützen von Christian Thiele

26 Hafenwirtschaft Hamburg droht die Bedeutungslosigkeit von Daniela Schröder

27 Lettland Ministerpräsident Valdis Dombrovskis sagt im Interview, was es von Griechenland unterscheidet von Alice Bota

28 Glücksspiel Automatenaufsteller streiten um Gewinne von Stefan Müller

29 Datenschutz Eine französische Firma verkauft Sicherheitslücken von Philipp Alvares de Souza Soares

30 Raghuram Rajan Der Chef der indischen Notenbank spricht über die Krise in den Schwellenländern von Arne Storn und Mark Schieritz

31 Europa Billigflieger und Urlaubsreisen zeigen, dass die Realität schon viel weiter ist, als die Krise vermuten lässt von Karl Schlögel

Rüstung Warum Rheinmetall und Ferrostaal Rohstoffländern helfen von Hauke Friedrichs

Wirtschaftspolitik Ökonomen streiten, ob ein radikaler Sparkurs den Euro-Krisenstaaten hilft von Katja Scherer

32 Was bewegt ... Solarworld-Chef Frank Asbeck? von Anne Kunze

WISSEN

33 Klima Gewissheit gibt es nicht von Stefan Schmitt

Physik Der Orientierungsstreit der Forscher von Robert Gast

POLITIK

- 34 Medien Verändern Online- Kommentare die Wahrnehmung eines Textes? von Jan Schweitzer
- 35 Archäologie Inka - Die Diktatoren der Anden von Urs Willmann
- 36 Medizin Demenzkranke im Krankenhaus von Adrian Meyer
- 37 Grafikseite Giftige Pilze
- 38 Genealogie Eine App soll Inzest in Island verhindern von Rico Grimm
- 41 KINDERZEIT Fernsehen Zu Besuch auf »Schloss Einstein« von Anika Kreller
- 42 Kinder- & Jugendbuch Begegnung Jugendbuchautor Klaus Kordon von R. Osteroth und S. Schaschek
- 43 Neue Bäcker Tipps für den Herbst
- 44 LUCHS des Monats für »Es gibt Dinge, die kann man nicht erzählen« von Katrin Hürnlein

FEUILLETON

- 45 Pop Der Sänger der Band Rammstein schreibt jetzt Gedichte Von Moritz von Usler
- Russland Ein Pussy-Riot- Mitglied klagt gegen seine Haftbedingungen von Thomas Assheuer
- 46 Nachruf Der Schauspieler Walter Schmidinger ist tot von Michael Skasa
- 47 Emanzipation Frauen und soziale Rollenbilder von Iris Radisch und Nina Pauer
- 48 Kino Filmförderung in Gefahr? Ein Interview mit Iris Berben
- 49 Theater Andrea Breths »Hamlet«-Inszenierung am Wiener Burgtheater von Peter Kömmel
- 50 Internet Die Netz-Intellektuellen sind blind für die Macht der IT-Konzerne von Evgeny Morozov
- 51 Oper Zum 200. Geburtstag von Giuseppe Verdi von C. Lemke-Matwey
- 54 Kino Edgar Reitz erweitert seine Trilogie um die »Andere Heimat« von Thomas E. Schmidt
- 55 Steven Soderbergh verfilmt das Leben von Liberace von Jörg Lau
- 56 Kunstmarkt Alte Meister in den Herbstauktionen von Ulrich Clewing
- 57 Jeff Koons' »Balloon Dog« in New York von Wolfgang Ullrich
- Traumstück Vase aus Flussglas von Anna von Münchhausen
- 58 Literatur Zum 100. Geburtstag von Claude Simon von Andreas Isenschmid
- 59 Buchmarkt Die Konjunktur kleiner Bookstores in den USA Von Martin Klingst
- 60 Glauben & Zweifeln Assisi Papst Franziskus besucht den Geburtsort des Heiligen Franz von Evelyn Finger
- Rom Die Laienbewegung »Wir sind Kirche« fordert Mitsprache
- 61 Musik Spezial auf sechs Seiten

REISEN

- 77 Oslo Das Grand Hotel richtet das Festessen für den Friedensnobelpreisträger aus von Johannes Schweikle

POLITIK

79 Azoren Wohnen mit Familienanschluss von Susann Sitzler

82 Fernbusse Der Markt wächst schnell und macht vor allem den Mitfahrzentralen Konkurrenz von Cosima Schmitt

CHANCEN

83 Religionspädagogik Ein Gespräch mit dem islamischen Theologen Mouhanad Khorchide

84 Inklusion Die Finnen schaffen die meisten Sonderschulen ab und setzen auf Spezialpädagogen von Martin Spiewak

Gymnasium Berliner Schüler klagen gegen Diskriminierung von Jeannette Otto

85 Hochschule Erfolgreiche deutsche Unis werden sehr unterschiedlich geführt von Marion Schmidt

Spezial: Wirtschaftsprüfer und Unternehmensberater

86 Serbien Kann der junge Finanzminister das Land vor dem Bankrott retten? von Justus von Daniels

87 Bärogolf Wie Wirtschaftsprüfer versuchen, ihr Image zu verbessern von Constantin Wissmann

98 Zeit der Leser

RUBRIKEN

2 Worte der Woche

28 Macher und Märkte

29 Quengelzone

38 Stimmt's?/Erforscht & erfunden

50 Impressum

59 Finis/ »Berliner Canapés«

97 LESERBRIEFE

Nicht essen! Von diesen und den anderen Pilzen, die auf der Infografik-Seite gezeigt werden, sollte man unbedingt die Finger lassen: Sie enthalten Gifte. Mitunter reichen schon wenige Bissen, um den Löffel für immer abzugeben WISSEN SEITE 37

Vom Mecki zum Minister Von Justus von Daniels Als Schüler gewann er sämtliche Wettbewerbe in Mathematik. Später studierte Lazar Krstić in Yale. Seit einem Monat ist der 29-jährige Unternehmensberater serbischer Finanzminister. Er soll das Land vor dem Bankrott retten CHANCEN SEITE 86

POLITIK

ZEIT MAGAZIN Ich war »Mehmet«: Ein Besuch bei Muhlis Ari in der Türkei Mit 89 Jahren bekommt der Schauspieler Walter Schultheiß seine erste Kino-Hauptrolle Polyamorie oder: Wie viele Menschen kann man lieben?

ZEIT ONLINE Wie weiter, Liberalismus? Die FDP ist aus dem Bundestag verschwunden. Überlebt der Liberalismus in der APO? Wird er sich verändern? Wer greift ihn jenseits der FDP auf? Eine Serie zum Thema www.zeit.de/deutschland

ZEIT APP Kultur pur Lesen Sie Auszüge aus den besten Büchern des Herbstes, und hören Sie rein in aktuelle Musikempfehlungen www.zeit.de/apps

Load-Date: March 25, 2022

Tutsi-Rebellen fallen in Goma ein; Gefechte in Goma: Die Rebellenmiliz M23 ist in die ostkongolesische Provinzmetropole eingedrungen. Vielen Flüchtlingen fehlt es an Lebensmitteln und Trinkwasser.

ZEIT-online

Dienstag 20. November 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  **ONLINE**

Section: GEFECHTE IM OSTKONGO; Ausg. 47

Length: 485 words

Body

M23-Rebellen vor ihrem Einmarsch Goma

© EPA/dpa

Der Konflikt im Nordosten der Demokratischen Republik Kongo spitzt sich weiter zu. Rebellen der Miliz M23 sind in die Provinzhauptstadt Goma eingedrungen. Augenzeugen berichten, dass sich eine Kolonne Aufständischer gegen Mittag in Richtung Zentrum bewegt habe, nur vereinzelt habe es von Regierungstruppen Widerstand gegen den Einmarsch gegeben. Die Rebellen nahmen vom Zentrum aus Kurs auf die nahe gelegene ruandische Grenze. Der Flughafen sei umkämpft, aber noch unter der Kontrolle der UN, sagte ein UN-Sprecher.

Die Kämpfe der M23 gegen Regierungstruppen und UN-Friedenstruppen waren am Donnerstag ausgebrochen. Nach Schätzungen der UN haben seither 70.000 Einwohner der Provinz Nord Kivu die Flucht vor der Gewalt ergriffen. Internationale Beobachter berichten von vielen Menschen, in einer äußerst schwierigen Lage seien zwischen den Fronten. Wegen der Kämpfe sei es nicht möglich, zu den Flüchtlingen vorzudringen, um Lebensmittel und Trinkwasser zu verteilen, sagte Caritas-Direktor Oswald Musoni. Einige Hilfsorganisationen haben sich inzwischen aus Goma zurückgezogen. Zehntausende Menschen seien nach Ruanda geflohen, berichtete das Internationale Kinderhilfswerk World Vision.

Bei der Miliz M23 handelt es sich um ehemalige kongolesische Tutsi-Rebellen. Die Gruppe hatte ein Friedensabkommen mit der Regierung geschlossen und sich zwischenzeitlich in die Armee des Landes eingegliedert. Nun verlangen die M23-Mitglieder die volle Umsetzung des Abkommens. Sie kritisieren insbesondere die schlechten Lebensbedingungen der Soldaten. Die Regierung in Kinshasa lehnt bisher Verhandlungen mit den Rebellen ab.

UN fordern Ende des Konfliktes

Außenminister Guido Westerwelle (FDP) zeigte sich angesichts der Lage besorgt. "Dem sich abzeichnenden politischen Chaos und der humanitären Notlage muss dringend Einhalt geboten werden." Er forderte die Regierung in Kinshasa auf, "alles zu tun, um die Lage unter Kontrolle zu bekommen und einen politischen Prozess einzuleiten, der die Probleme Ostkongos nachhaltig löst". US-Außenamtssprecherin Victoria Nuland bezeichnete die Situation

Tutsi-Rebellen fallen in Goma ein Gefechte in Goma: Die Rebellenmiliz M23 ist in die ostkongolesische Provinzmetropole eingedrungen. Vielen Flüchtlingen fehlt e....

am Montag als "sehr gefährlich und beunruhigend". Auch sie forderte die Konfliktparteien auf, die Gewalt zu beenden.

Der UN-Sicherheitsrat hatte bereits am Wochenende ein sofortiges Ende der Kämpfe angemahnt. Seit November 1999 versucht die UN den Landstrich zu befrieden. Die Monusco-Friedenstruppe ist mit mehr als 20.000 Blauhelmsoldaten in der Demokratischen Republik Kongo stationiert.

Ruanda soll Rebellen unterstützen

Zur Verschärfung des Konfliktes trägt vermutlich das Nachbarland Ruanda bei: Die UN und die kongolesische Regierung werfen Ruanda vor, die M23 zu unterstützen. Hintergrund ist ein Konflikt zwischen Hutu und Tutsi, der 1994 in einem Massaker mit bis zu einer Million getöteten Tutsi endete. Die Regierung Ruanda ist ebenso wie die M23 von den Tutsi geprägt.

Load-Date: November 21, 2012

Große Lok vor kleinem Grabmal

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

14. März 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: MAGNET; S. 72; Ausg. 12

Length: 214 words

Byline: Merten Worthmann

Body

Die meisten Ausländer, die nach Agra im indischen Bundesstaat Uttar Pradesh kommen, wollen vor allem ein Mausoleum besuchen. Man sieht es links hinten im Bild. Als der US-Fotograf Steve McCurry 1983 nach Agra kam, interessierte ihn weniger das weiße Tadsch Mahal als die schwarze Lokomotive im Vordergrund, auf der gerade ein Inspekteur den Zustand der Schienen prüft. McCurry war mit dem Reiseschriftsteller Paul Theroux für eine große Reportage in verschiedenen Zügen **kreuz und quer durch Indien** unterwegs. Mit dem Titel *The Imperial Way* erschien das gemeinsame Projekt später auch als Buch. Heute, einige Bildbände und zahlreiche Fotoreportagen später, ist McCurrys Werk längst museumsreif. Gerade zeigt das Kunstmuseum Wolfsburg eine Auswahl seiner oft farbtrunkenen Aufnahmen aus Asien. Mit Bildern aus dem Mittleren und Fernen Osten wurde der heute 63-Jährige Anfang der achtziger Jahre berühmt. Verkleidet als Mudschahed, war er 1979 ins besetzte Afghanistan gelangt, später ging sein Porträt eines afghanischen Flüchtlingsmädchens um die ganze Welt.

MERTEN WORTHMANN

Steve McCurry - Im Fluss der Zeit Fotografien aus Asien 1980 - 2011. Bis 16.6.2013, Kunstmuseum Wolfsburg, Tel. 05361/26690, www.kunstmuseum-wolfsburg.de

Load-Date: March 14, 2013

Die Pferdeflüsterer

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

18. Juli 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK ÖSTERREICH, DONNERSTAG; Die Pferdeflüsterer; S. 10; Ausg. 30

Length: 287 words

Byline: Alfred Dorfer

Body

Was die Grünen auszeichnet, ist der Blick fürs Wesentliche. Mögen sich andere mit Abhörskandalen, Wirtschaftskrisen oder ähnlichen Lappalien herumschlagen, sie erkennen klipp und klar, wo derzeit tatsächlich dringlicher Handlungsbedarf besteht. Und zwar bei den Fiakerpferden in Wien, die von Hitzetemperaturen gequält werden. Folgerichtig fordert man nun Hitzeferien für die geplagten Rösser. Aber nicht nur die Temperaturen sind ein Problem, auch die Belastung durch Fliegen. Die respektlosen Insekten stören die Wiener Wahrzeichen während der Arbeitszeit. Natürlich gibt es Tierquäler, die behaupten, Pferde seien Steppentiere und von Natur aus an Hitze gewöhnt. Oder gar einwenden, dass ein Kutscher vielleicht noch stärker von hochsommerlichen Arbeitsbedingungen in Mitleidenschaft gezogen sei. Unsinn, entschlossenes Handeln muss diesem Skandal ein Ende bereiten. Zunächst einmal sollte ein gesetzlicher Urlaubanspruch von sechs Wochen für Pferde eingeführt werden; ebenso ein Anrecht auf ein 13. und ein 14. Monatsgehalt. Ab einer Temperatur von 25 Grad sollten keine Kutschen mehr in Bewegung gesetzt werden dürfen. Deutsche oder italienische Touristen sollen sich an solchen Tagen eben zu Fuß einen Sonnenstich holen. Zudem müssten Fliegen im Stadtgebiet verboten werden. Doch sollte echter Tierschutz nicht bei Pferden haltmachen. Wer denkt an die Milliarden unschuldiger Gelsen, die zurzeit nicht genug Nahrung finden und mit Chemie bekämpft werden. Eine nationale Gelsen-Hilfsaktion muss die logische Folge sein. Mit einem Solidaritätssong, Sammlungen und Asylheimen für hungrige Gelsen. Initiiert von den Grünen natürlich.

Alfred Dorfer hat ein Herz für arme Kreaturen

Load-Date: March 25, 2022

Ohne Beten; Hadija Haruna: "Rabea sucht einen Job" ZEIT Nr. 23

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

14. Juni 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 85; Ausg. 25

Length: 110 words

Body

Warum soll unsere, die Migranten aufnehmende Gesellschaft noch hinter die Reformen des türkischen Staatsgründers Atatürk zurückfallen und der Islamisierung des öffentlichen Raumes in Deutschland Tür und Tor öffnen? Man müsste eigentlich erwarten, dass Muslime, die sich unser Land als Refugium ausgesucht haben, berufsbehindernde religiöse Vorschriften aufgeben. Ohne die sie einengenden Bet- und Bekleidungs Vorschriften wäre die Integration muslimischer Frauen in die Arbeitswelt überhaupt kein Problem.

Muslimische Jobbörsen lösen das Problem nicht, sondern führen geradewegs in die nicht gewollte Parallelgesellschaft.

Dr. Erhard Rathenberg, Ramatuelle/Frankreich

Load-Date: June 14, 2012

Der Fluchthelfer; 1945, als der Autor ein Kind war, brachte ihn ein Bollerwagen in Sicherheit - der Beginn einer langen Reise, die viele Jahre später auf Ibiza endete

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

19. September 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: ZEIT MAGAZIN, SPEZIAL MÄNNER; Der Fluchthelfer; S. 96-98; Ausg. 39

Length: 1513 words

Byline: Olaf Ihlau

Body

Der Überfall geschieht im Schneegeästöber, irgendwo in einem Waldgebiet Südschlesiens. Drei Banditen, Pistolen in den Händen, stürmen aus einem Fichtendickicht zur Straße, auf der Anfang November 1945 ein endloser Strom deutscher **Flüchtlinge** mit Handwagen nach Norden strebt. Vorbei an öden Feldern, ausgebrannten Dörfern, geplünderten Weilern, an Erfrorenen und Erschossenen am Wegesrand.

Hinter der Oder-Neiße-Linie, in vormalig deutschem Gebiet, das mit den Potsdamer Vereinbarungen der Siegermächte Polen zugesprochen wurde, herrschen Angst und Gewalt. Hier liegt, wie es der 1933 emigrierte spätere Zukunftsforscher Robert Jungk in einer historischen Reportage seinerzeit beschrieb, »das Land ohne Sicherheit, das Land ohne Gesetz, das Land der Vogelfreien, das Totenland«. Ein halbes Jahr nach Untergang des »Tausendjährigen Reichs« sind jetzt auch jene Deutschen auf der Flucht, die darauf gehofft hatten, in ihrer Heimat bleiben zu können.

Nun werden sie fortgejagt, von den Polen, unerbittlicher noch von den Tschechen. Zum großen Treck der Vertriebenen gehören Zehntausende. Darunter eine junge Schauspielerin mit ihrem knapp vierjährigen Sohn, die kurz vor Kriegsende aus dem ostpreußischen Königsberg vor den Russen in den vermeintlich sicheren Sudetengau geflohen war. Dort, auf dem Gehöft eines Bekannten, hat sie den Durchmarsch der Russen und das Kriegsende überstanden, wenn auch bei karger Kost. In Erinnerung geblieben sind Krautsuppen, Kartoffeln mit Roter Bete, Sirup. Die Königsbergerin weiß nichts über den Verbleib ihres Mannes, eines aus Hannover stammenden Komponisten. Er war in Frankreich als Fahrer eines Munitionslasters bei einem Tieffliegerangriff verletzt und schließlich in ein Lazarett nach Traunstein geschafft worden.

Im Sudetengau heißt es nach der Rübenenernte im Spätherbst: »Alle Deutschen raus!« Wer dieser Order nicht folgt, läuft Gefahr, dafür bitter zu büßen. Es darf nur Handgepäck mitgenommen werden. Die Frau aus Königsberg ist froh, einen Bollerwagen ergattern zu können: ein Gefährt aus braunen Brettern auf vier eisenbeschlagenen Holzrädern, kaum einen Meter lang und einen halben Meter breit, mit wuchtiger Deichsel. Schlicht, aber solide. Darauf passt ein Pappkoffer, darin ein Teil des Familiensilbers, nicht sonderlich wertvoller Schmuck, Dokumente wie das Familienstammbuch sowie Partituren des Komponisten für »Ostpreußische Tänze« und eine Operette

Der Fluchthelfer 1945, als der Autor ein Kind war, brachte ihn ein Bollerwagen in Sicherheit - der Beginn einer langen Reise, die viele Jahre später auf Ibiza e....

namens *Das Zauberschloss*. Dazu ein Sack mit Kleidung und Wäsche. Auf dem Koffer hockt der Sohn, meist vergrünt einen roten Blechbottich mit ein paar Lebensmitteln als Trommel nutzend.

In größeren Gruppen ziehen die Ausgewiesenen davon. Richtung Stettin mit der Hoffnung, irgendwo vorher an der von russischen Soldaten nunmehr strikt abgeriegelten Oder-Neiße-Linie ein Schlupfloch in die neue Sowjetische Besatzungszone zu finden. Es ist ein Elendsmarsch, die kalten Nächte müssen die Flüchtlinge unter freiem Himmel verbringen. Und schlimmer noch: Sie sind Freiwild für polnische Wegelagerer, dagegen gibt es keinerlei Schutz. »Meine Sachen, meine ganzen Sachen«, kreischt das Kind, als sich die drei Banditen auf den Bollerwagen stürzen, Pappkoffer nebst Kleidersack wegschleppen. Auch die Mutter wird mitgerissen in den Wald. »Das arme Kind«, schreien die anderen Flüchtlinge und scharen sich um den ausgeplünderten Bollerwagen und den aufgebrachten kleinen Mann.

Irgendwann kommt die Mutter weinend zurück. Mit dem Koffer. Die Banditen haben ihr vom Inhalt immerhin die Dokumente und die Orchesterpartituren gelassen. Was sonst noch im Wald passiert ist, kann sich das Kind damals nicht vorstellen, aber die Fluchtgefährten ahnen es. »Verdammte Polacken« ist alles, was die Mutter zeit ihres Lebens zu diesem Abschnitt der Flucht sagen wird, und dies auch erst nach einigen Gläsern Wein. Mehr zu offenbaren verbietet ihr die Würde. Dass ausgerechnet eine polnische Pflegerin ihr im hohen Alter zur Seite stehen wird, ist eine bemerkenswerte Kapriole der Völkerverständigung.

Der Bollerwagen leistet treue Dienste. Nie bricht ein Rad oder gar die Deichsel. Nach 550 Kilometern Fußmarsch erreicht die Königsbergerin Ende November Berlin. Das Kind rollt über den Ku'damm, vorbei an Trümmerlandschaften. Dann geht es mit dem Zug weiter. Nach Magdeburg zur nicht sonderlich erfreuten Verwandtschaft, nach Hannover und endlich in die amerikanische Besatzungszone, ins oberbayerische Traunstein, wo der von seinen Verletzungen genesene Komponist wartet. Der Bollerwagen ist immer dabei, er wird weiter gebraucht.

Als Erstes transportiert die wiedervereinigte Familie mit ihm einen Kanonenofen in die Unterkunft, die sie in der Mittleren Hofgasse findet. Und aus dem nächsten Wald eine Fuhre Brennholz. Das ist immerhin ein guter Anfang. Traunstein ist ein Kleinod, wie der ganze wunderschöne Chiemgau vom Krieg unversehrt. Nur wissen dort viele offenbar kaum, wie glücklich sie im Vergleich mit anderen den Krieg überstanden haben. Flüchtling zu sein und noch dazu evangelisch in einer damals stockkatholischen Umgebung ist nicht empfehlenswert. Der Familie geht es schlecht, sie hat keine geregelten Einkünfte. Die Königsbergerin tingelt als Sängerin durch amerikanische Clubs, geht mit dem Bauerntheater auf Tournee. Der Komponist schlägt sich mit Kulturkritiken für den *Südost-Kurier* durch und hat das Angebot für eine Tonmeisterstelle beim Münchner Radio. Doch weil er in der NSDAP war und den Persilschein als Mitläufer noch nicht vorweisen kann, scheitert die Berufung am Einspruch des strengen Katholiken und Kultus-Staatsministers Alois Hundhammer.

Manchmal muss die Familie hungern. Der Junge, der mittlerweile das hinterste Bayerisch spricht, macht im Hof vom Bollerwagen aus eine beklemmende Beobachtung: Sein Vater, auf fünfzig Kilo abgemagert, geht vor der Hausbesitzerin, einer wohlhabenden Meierin, in die Knie und zieht den Hut. Die Dame im Pelz lässt gönnerhaft ein, zwei Schachteln Schmelzkäse in den Hut fallen.

Da es sich vom Arbeitslosengeld (zwanzig Mark und zehn Pfennige pro Woche) schlecht leben lässt, sind regelmäßige Hamstertouren in den Chiemgau angesagt. Mit dem Bollerwagen ziehen Vater und Sohn los, froh, wenn sie ein paar Kartoffeln erbeuten können. Meist werden die Türen zugeschlagen, und der Ruf »Verschwind, damisches Gesindel« ist noch die mildeste Abfuhr. Manchmal lassen die Bauern auch ihre Hunde los, um die Hamsterer zu vertreiben.

Immerhin schafft es der Komponist, sich einzuschmeicheln in Traunstein, indem er zu Ostern eine Georgs-Messe schreibt. Sie wird 1948 in der Stadtpfarrkirche uraufgeführt. Das ist für den evangelischen Flüchtling der gesellschaftliche Durchbruch im katholischen Bürgertum. Plötzlich gibt es in der Familie zwei Mopeds, und der Bollerwagen steht einsam an der Mittleren Hofgasse. Der Junge kickt mit anderen Knirpsen zerbeulte Milchdosen über das Kopfsteinpflaster. Vom nahen Priesterseminar tauchen des Öfteren zwei fescche junge Männer in

Der Fluchthelfer 1945, als der Autor ein Kind war, brachte ihn ein Bollerwagen in Sicherheit - der Beginn einer langen Reise, die viele Jahre später auf Ibiza e....

Schwarz auf, schnappen sich die Büchse und schieben sie nach einigem Gerangel feixend zurück. Das sind die Gebrüder Ratzinger. Mit Fug und Recht wird der Sohn des Komponisten hochbetagt behaupten, er habe mit dem späteren Papst einmal Fußball gespielt.

Auf Traunstein folgt Köln, aus den Mopeds wird ein Opel Kadett. Mit der Familie geht es wirtschaftlich bergauf, mit der Bedeutung des Bollerwagens geht es dagegen bergab. Noch einmal aber kommt er groß raus: An den Deutzer Rheinwiesen mauert der Komponist, nun Tonmeister beim Westdeutschen Rundfunk, sich ein Haus für den Schrebergarten. Die Ziegelsteine dazu werden aus den Trümmerfeldern ringsum herangekarrt, von denen es Anfang der fünfziger Jahre in der Domstadt noch viele gibt.

Danach verschwindet der Bollerwagen. Erst im Dunkel einer Garage, dann im Heizungskeller eines neu gebauten Hauses im Bergischen. Trennen will man sich von dem treuen Begleiter jedoch nicht. Es ist der Sohn, der Jahrzehnte später die Familienreliquie in einen Geländewagen packt. Er schafft sie zu seiner Klitsche auf der Insel Ibiza, über die der Astrologe und Untergangsprophet Nostradamus gesagt haben soll, sie werde die »letzte Zuflucht der Menschheit vor dem großen Feuer« sein.

Im Garten der kleinen Finca steht der Bollerwagen seitdem würdevoll unter einem Wacholderbaum. Von hier aus hat man einen prächtigen Blick über den Pinienwald hinunter zum Meer. Eine Kakteenstaude auf dem einstigen Fluchtgefährt erinnert an seine frühere Besitzerin. Das hätte der Königsbergerin gewiss gefallen. Die kleinen Wildkatzen spielen auf ihm und verstecken sich schnell darunter, sehen sie den Falken am Himmel.

Von Olaf Ihlau

Olaf Ihlau wurde 1942 in Königsberg geboren. Der Journalist berichtete lange Zeit für die »Süddeutsche Zeitung« und den »Spiegel« über Jugoslawien, Indien und Afghanistan. Heute lebt er in Berlin und auf Ibiza

Angekommen: Der Bollerwagen auf Ibiza, auf dem Grundstück des Autors

Load-Date: April 5, 2022

Die Zukunft vor Augen; Ob Raumplanung, Finanzplatz oder Migration: In Singapur lassen sich die drängendsten Fragen der Schweiz genau studieren

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

29. November 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK SCHWEIZ, TITELGESCHICHTE; Die Zukunft vor Augen; S. 14-15; Ausg. 49

Length: 2994 words

Byline: Matthias Daum

Body

Hier also meinen sie noch landen zu können mit ihren unversteuerten deutschen Steuermillionen. Hier also kommt, vom langen Flug in die Tropen noch etwas zerknittert, ein paar Mal pro Woche ein Erbe, ein Großverdiener oder ein Pensionär an, geht die paar Stufen vom Taxistand in die Banklobby hoch und bittet am sandsteinfarbenen Empfangstresen um einen Termin bei einem Kundenberater.

Ein grün schimmernder Wolkenkratzer im Finanzdistrikt von Singapur. Hoch über der Stadt tritt ein Banker ans Fenster des Sitzungszimmers und blickt in die Tiefe: »Wir wimmeln diese Personen ab, deren Geld wollen wir nicht. Wir wären ja saudumm, wenn wir das zulassen würden.« Seinen Namen will der Banker ebenso wenig in der Zeitung lesen wie jenen seines Instituts. Er sagt: »Für ein paar Millionen aus Deutschland setzt niemand sein Geschäft aufs Spiel.«

Wer in Singapur Geschäfte machen will, muss nach den Regeln des Staates spielen, sonst fliegt er raus. So einfach ist das. Und weil vieles im tropischen Stadtstaat so einfach ist, fasziniert Singapur. Eine Regierung, die ihr Land wie ein Unternehmen lenkt, der Bürger als Mitarbeiter, der Premierminister als CEO - das gefällt vielen Schweizer Wirtschaftsführern. So träumt etwa der Bankier und konservative Vordenker Konrad Hummler seit Jahren von einer Schweiz als »Mischung aus Hongkong, Singapur und New York«.

Singapur reagiert nicht erst auf Druck von außen, es antizipiert Probleme

Und tatsächlich, zwölf Flugstunden von Zürich entfernt lassen sich die drängendsten Zukunftsfragen der Schweiz wie unterm Brennglas studieren. Bis in die siebziger Jahren reisten Delegationen aus Singapur in die Schweiz. Das Vorbild der weltweit gerühmten Singapore Airlines war die alte Swissair, von der Schweizer Armee übernahm der National Service die Wiederholungskurse (WKs), und das helvetische Bankgeheimnis wurde bis in die Artikelnummern kopiert. Heute geht die Reise in die umgekehrte Richtung. Die Bundesräte geben sich im Kleinstaat die Klinke in die Hand. Als letzter reiste Anfang November Johann Schneider-Ammann mit einer hochkarätigen Wirtschaftsdelegation an.

Dabei geht es immer ums Geschäft. Aber die kleine Schweiz könnte sich vom kleinen Singapur einiges anschauen. Nicht die autoritäre Staatsführung der regierenden People's Action Party. Sondern die Antworten auf

Die Zukunft vor Augen Ob Raumplanung, Finanzplatz oder Migration: In Singapur lassen sich die drängendsten Fragen der Schweiz genau studieren

brennende Fragen, die den Bürger im tropischen Stadtstaat gleichermaßen beschäftigen wie Herrn und Frau Schweizer.

Die jüngst eingereichte Volksinitiative des Vereins Ecopop befeuert die Debatte: Wie wollen wir in einer immer enger werdenden Schweiz leben? Die Masseneinwanderungsinitiative der SVP stellt die Wirtschaft vor Probleme: Wie holt man ohne Personenfreizügigkeit die cleversten Köpfe ins Land? Und das gescheiterte Steuerabkommen mit Deutschland lässt selbst Experten ratlos zurück: Wie befreit man den Finanzplatz vom Dauerdruck aus dem Ausland?

In Singapur erhielten Ende September alle Bank-CEOs einen Brief der staatlichen Finanzmarktaufsicht. Von Juni 2013 an, schreiben die Beamten, wird bestraft, wer Gelder entgegennimmt, die aus vorsätzlich begangenen Steuerdelikten in Europa oder den USA stammen. Auch ihre Altlasten müssen die Institute bis dahin überprüft haben.

Die Banker spurten, denn die Singapurer Regulatoren gelten als harte Hunde. So muss nun jeder Kundenberater persönlich für die Herkunft seiner Gelder bürgen, sämtliche Telefongespräche werden aufgezeichnet, und der Staat unterzieht jeden Bankangestellten vor Jobantritt einer Fähigkeitsprüfung. Gemurrt wird nicht, zu lukrativ ist das Geschäft in Fernost. Branchenkenner schätzen, dass zum Beispiel die UBS bereits 200 Milliarden Dollar in Singapur verwaltet, wovon jedoch nur fünf Milliarden aus Europa stammen. Während in Zürich oder den USA Tausende Stellen gestrichen werden, will die Bank ihr Asiengeschäft in den nächsten drei Jahren verdoppeln.

»Die Regierung hier verspricht nichts, was sie nicht halten kann«, sagt der Banker im Sitzungszimmer mit Meerblick. Singapur entwirft keine ausgefeilte Weißgeldstrategie, sondern entscheidet pragmatisch: Nachgegeben wird nur, wo Widerstand zwecklos ist - dann aber interveniert der Staat ohne Pardon. Es geht ums Geschäft und den guten Ruf, nicht um Ideologie. Basta.

»Ihren Namen, Ihre Passnummer, Ihre Unterschrift«, raunzt der Pförtner in seiner kakifarbenen Uniform. Matthias Richter schüttelt den Kopf, entschuldigt sich für das Ungemach. Vor anderthalb Jahren sind er und seine Frau Martina mit ihrem kleinen Sohn Maxi nach Singapur gezogen. »In Zürich bist du froh, wenn es dein Team am Jahresende noch gibt, hier bauen wir aus«, sagt der Kundenberater einer Schweizer Bank. Nun lebt die junge Familie in The Waterina, einer *gated community* im ehemaligen Rotlichtbezirk Geylang. Die achtstöckigen Wohnblocks sind um einen Innenhof mit zwei Pools, Grillstellen und einem Spielplatz gruppiert. Umgerechnet 2700 Franken zahlen die Richters für ihre Dreizimmerwohnung im zweiten Stock mit Blick auf eine Hauptstraße - und das in einer Stadt, in der ein Programmierer jährlich 45000 Franken und ein Taxifahrer knapp 27000 Franken verdient. »Wir wohnen vergleichsweise günstig hier«, sagt Richter. In der Innenstadt sind Monatsmieten von 15000 Franken keine Seltenheit. Der Immobilienmarkt in Singapur ist eine Goldgrube für Investoren, die Preisentwicklung kennt nur eine Richtung: nach oben. Im Nachbarhaus der Richters wurde eben eine Dreizimmerwohnung für 1,1 Millionen Franken verkauft. Die Mietverträge laufen längstens über zwei Jahre, danach können die Besitzer den Preis beliebig erhöhen. Die Wochenendausgabe der *Strait Times* quillt über vor Immobilienanzeigen, der Leerstand ist gering, die Nachfrage groß. Auch die drastische Erhöhung der Stempelsteuer auf Immobilienkäufe für Ausländer bremste den Boom nicht. Das Land ist zu reich und zu attraktiv. Nirgendwo sonst leben proportional zur Einwohnerzahl so viele Millionäre wie in Singapur, nämlich 17 Prozent - mehr als in den arabischen Östaaten Katar oder Kuwait und fast doppelt so viele wie in der Schweiz.

Der Erfolg aber hat seinen Preis, nicht nur einen politischen. Seit 1965 regiert die Partei des Staatsgründers Lee Kuan Yew die Insel mit strenger Hand. Auch persönlich müssen sich die Singapurer einschränken. Eine Gesellschaft, die auf so engem Raum lebt, muss auf Freiheiten verzichten - um nicht alle Freiheiten zu verlieren. Eine Einsicht, die sich in der immer dichter besiedelten Acht-Millionen-Schweiz noch nicht durchgesetzt hat.

Sichtbar wird diese Selbstbeschränkung auf den mehrspurigen Expressways der Megapolis. Nur zehn Prozent der Singapurer Bevölkerung besitzen einen eigenen Wagen. Auch die Bankerfamilie Richter lebt autofrei. »Ich habe das mal durchgerechnet, es lohnt sich für uns schlicht nicht«, sagt Matthias Richter. Denn der Staat belastet Neuwagen mit einer horrenden Sondersteuer, ein Kleinwagen wie der VW Polo kostet deshalb 98000 Franken.

Die Zukunft vor Augen Ob Raumplanung, Finanzplatz oder Migration: In Singapur lassen sich die drängendsten Fragen der Schweiz genau studieren

Wer ein eigenes Auto fahren will, muss zudem um eine staatliche, zehn Jahre gültige Autolizenz mitbieten - momentan muss man für diese rund 60000 Franken ausgeben. Weiter fallen bei jeder Fahrt ins Stadtzentrum Straßengebühren an - dafür ist Singapur vermutlich die einzige staufreie Millionenstadt der Welt.

Als die Familie Richter nach Singapur kam, fühlte sie sich von Anfang an willkommen. Die Stadt ist an Fremde gewöhnt. Kein Wunder, ist doch die Hälfte der 5,3 Millionen Einwohner nicht im Land selber geboren. Sogar im Ministry of Manpower, wo die Richters ihre Aufenthaltsbewilligungen abholen mussten, habe man sie ausgesprochen freundlich empfangen. Die Beamten kümmerten sich rührend um den kleinen Maxi und fragten als Erstes, ob er frische Windeln brauche. »In der Schweiz hingegen habe ich immer wieder das Gefühl«, sagt Richter, »meine Frau, die aus Taiwan stammt, werde nur als halbe Schweizerin akzeptiert.«

Aber das Einwanderungsland Singapur hat auch seine dunklen Geheimnisse, etwa das Kindermädchensystem. Matthias Richter öffnet die Tür zu einer fensterlosen, stickigen Kammer seiner Wohnung, vollgestellt mit Gerümpel. »Das ist normalerweise das *maid*-Zimmer«, sagt er - gedacht ist es als Luftschutzraum. Über 200000 Kindermädchen aus Indonesien, den Philippinen und Sri Lanka putzen, kochen, hüten in den Singapurischen Haushalten und verdienen nicht einmal 400 Franken im Monat. Ein Siebtel aller Haushalte beschäftigt eine *maid*, nicht aber Familie Richter: »Wir fänden das komisch.« Stattdessen übernimmt Mutter Martina die Hausarbeit und die Kindererziehung.

Was philippinische *maids* und Schweizer Banker eint: Für beide ist der Aufenthalt in Singapur klar befristet. Die Kindermädchen müssen das Land spätestens nach zwei Jahren wieder verlassen; wenn sie schwanger werden sogar auf der Stelle. Und Matthias Richters Aufenthaltsbewilligung, der sogenannte *employment pass*, ist an seinen Arbeitgeber gebunden. Wenn ihn die Bank entlässt, müsste er innerhalb von 14 Tagen das Land verlassen - und mit ihm seine Frau und sein Sohn.

Hohe Mieten, teure Autos, Reiche, die in andere Sphären abrauschen: Das erinnert alles an die Schweiz der Gegenwart - und wie hierzulande sieht auch in Singapur der Mittelstand seine Aufstiegsträume platzen, ihn plagen Zukunftsängste.

Zu spüren bekam das die Regierung bei den Parlamentswahlen vor anderthalb Jahren. 40 Prozent stimmten für die Opposition. Ein Erdbeben im paternalistisch geführten Kleinstaat.

»Die Regierung machte einen Fehler. Sie fokussierte zu stark auf wirtschaftliches Wachstum. Man schenkte der sozialen Frage keine Aufmerksamkeit«, sagt der Politologe Kishore Mahbubani (siehe Interview). In seinem Büro mit den tiefen Teppichen gehen die Großen dieser Welt ein und aus: von Henry Kissinger bis Hu Jintao. Seine Generation erlebte eine rasante Wohlstandsvermehrung. Als Mahbubani im Jahr 1948 auf die Welt kam, lag Singapurs Pro-Kopf-Einkommen auf dem Niveau desjenigen von Ghana, heute entspricht es jenem von Finnland. »Doch unsere Kinder werden härtere Zeiten durchmachen.«

Man lockt die weltweit klügsten Köpfe auf die Tropeninsel

Also, was tun, Herr Professor? »Wir glauben nicht, dass der freie Markt alles lösen wird. Der Markt kann sich nicht um die Lebensqualität kümmern, das muss der Staat tun.« Und er baut: neue U-Bahn-Linien, neue Straßen, neue Parks, neue Vergnügungsanlagen, aber vor allem Wohnungen. Das Housing and Development Board (HDB) ist die wichtigste Behörde in Singapur. 85 Prozent aller Einwohner leben in einer von ihr gebauten Wohnung. Der Clou daran ist, dass die Wohnungen ihren Bewohnern gehören.

Das HDB ist eine riesige Wohnbaugenossenschaft, und ihre Milliardeninvestitionen sind das Schmiermittel der fernöstlichen Stadtökonomie.

Auch Gina Ho, Assistentin an der Singapore University of Technology and Design, ist Eigenheimbesitzerin. In ihrer Fünfstückwohnung im 33. Stock von Toa Payoh Town wohnen sieben Personen: Gina, ihr Mann, die drei Kinder und ihre Schwiegereltern. Ein leichter Luftzug streift durch die nüchtern eingerichtete Wohnung, aus den vergitterten Fenstern hoch über der Stadt schweift der Blick über die Skyline: Am Horizont, hinter dem

Die Zukunft vor Augen Ob Raumplanung, Finanzplatz oder Migration: In Singapur lassen sich die drängendsten Fragen der Schweiz genau studieren

futuristischen Casino-Hotel Marina Bay Sands, glitzert die Straße von Malakka. 273000 Franken haben Gina Ho und ihr Mann für das Appartement bezahlt. Die günstige Hypothek dafür bekamen sie vom HDB. »*The more we build, the more we sell, the more we lose*«, sagt ein Sprecher des HDB und lacht laut. Dafür bleibt das Land in Staatsbesitz. Die Regierung bestimmt, wo was gebaut wird.

Toa Payoh war die Blaupause für alle auf dem Reißbrett geplanten Neustädte in Singapur. 1968 wurden die ersten Wohnungen an ihre neuen Besitzer übergeben, sie sollten hier nicht nur wohnen, sondern leben. Der Staat baute Schulen, Bibliotheken, Märkte und Garküchen, und er siedelte Firmen in der Nähe an. Doch er wollte mehr, er impfte den Singapurern mit seiner Wohnbaupolitik Gemeinsinn ein: »*Promoting asian family values*«, nennt es der Mann vom HDB. Eine staatliche, subventionierte Wohnung, wie sie Gina Ho besitzt, erhält nur, wer über 21 Jahre alt ist und eine Familie gründet. Singles können erst einen Antrag stellen, wenn sie über 35 Jahre alt sind. Für alle Wohnungsbesitzer gilt: Sie dürfen nicht mehr als 7000 Franken im Monat verdienen und keine anderen Immobilien besitzen. Damit keine Ghettos entstehen, wird jede Siedlung nach einem ethnischen Schlüssel aufgeteilt: 72 Prozent Chinesen, 14 Prozent Malaier, 8 Prozent Inder. Zieht ein Chinese aus, kommt nur ein neuer Chinese rein. So sind die Regeln.

Ausländern bleiben die staatlichen Wohnungen verwehrt. Die Losung von Premierminister Lee Hsien Loong lautet: »*We are putting Singaporeans first.*« Die Ingenieure der Macht drehen an der Populismusschraube. Das wirkte sich auch auf die Einwanderungspolitik aus, das offene Singapur macht die Grenzen etwas dichter. Firmen werden verpflichtet, mehr Einheimische zu rekrutieren, für westliche Ausländer wird es immer schwieriger, eine ständige Aufenthaltsbewilligung zu bekommen - früher reichte dafür ein Vermögen von vier Millionen Franken, heute müssen es sieben Millionen sein. Auch mit Einbürgerungen, die man eigentlich nach fünf Jahren beantragen kann, sind die Ämter zurückhaltender. Sie merken, wie begehrt ihr Pass war, schließlich bietet er nicht nur das Reisen ohne Visum nach Europa oder in die USA, nein, auch nach China oder in den Iran können die Singapurer ohne zusätzlichen Papierkram fliegen.

Einer, der trotzdem zum Handkuss kam, ist der Geostratege Parag Khanna. Erst 35 Jahre alt, hat er bereits Barack Obama als Wahlkämpfer gedient sowie zahlreiche Stiftungen und Thinktanks beraten. In dunkelbraunen Chinos und einem dunkelblauen Kurzarmhemd sitzt er auf der menschenleeren Dachterrassenbar Ying Yang im Trendviertel Ann Siang Hill.

Es ist Diwali, das hinduistische Lichterfest, und wie alle wichtigen Religionsgruppen haben auch die Hindus zwei staatliche Feiertage zugute. Der Staat kümmert sich um die Bürger, die Kirchen, Tempel und Moscheen um die Seelen. Blau machen an diesen Tagen aber alle.

»Seit ich ein Jugendlicher war, hat mich die Straße von Malakka fasziniert, und heute lebe ich hier«, sagt Parag Khanna in perfektem Deutsch. Er ist ein Weltmensch, kam in Indien zur Welt, aufgewachsen ist er in den Arabischen Emiraten, New York und Deutschland, irgendwann verschlug es ihn für ein paar Monate nach Genf - nun also Singapur.

Auf dem Silbertablett serviert hat man ihm den Umzug mit seiner Frau und den beiden kleinen Kindern: ein Job als Senior Fellow am Institute of International Affairs, ein Haus, das im Januar bezugsbereit ist, und eine unbefristete Aufenthaltsbewilligung. »Ich habe zwar kein Geld, aber Ideen«, sagt er. Wie genau er Singapur helfen könne, seine Gesellschaft weiterzuentwickeln, wisse er aber selber noch nicht genau. Anderthalb Stunden lang spricht Parag Khanna ohne Punkt und Komma von seiner neuen Wahlheimat, beeindruckt von der Tatkraft der Regierung und von ihrem Ansehen: »Beamter ist ein adliger Beruf, das ist ein Erbe der Kolonialzeit. Man hat im Gegensatz zur Privatwirtschaft einen sicheren Job und verdient auch noch gut.«

Staatliche Wohnbauförderung, striktes Verkehrsregime, eine Migrationspolitik, welche die klügsten Köpfe umgarnt, eine hohe Wertschätzung für die Verwaltung - was taugen diese Singapurer Antworten für die Schweiz?

»Das System von Singapur ist zwar sehr effizient, aber es kann nicht direkt auf andere Realitäten übertragen werden«, sagt Thomas Kupfer. Die Regale in seinem Büro sind noch leer, seit zwei Monaten erst ist der Botschafter für die Schweiz in Singapur im Amt; vorher war er mehrere Jahre in Südkorea. Das

Die Zukunft vor Augen Ob Raumplanung, Finanzplatz oder Migration: In Singapur lassen sich die drängendsten Fragen der Schweiz genau studieren

Botschaftsgebäude liegt am Villenhügel Bukit Tinggi, einen Steinwurf entfernt vom Schweizer Club. Vor 140 Jahren als Schützenverein von einem St. Galler Stickereihändler gegründet, noch bis in die achtziger Jahre konnten Wehrmänner hier ihr Obligatorisches schießen, ist er heute der größte private Grundbesitzer des Landes. Im Clubrestaurant werden in der Tropenschwüle Bratwurst mit Rösti serviert, im Pool ziehen die Frauen der vielbeschäftigten Expats ihre Bahnen. Die Schweiz hat eine Geschichte in dieser Stadt.

Doch Botschafter Kupfer ist skeptisch, ob Singapur als Inspiration für die Schweiz von morgen taugt, zu verschieden seien die politischen Modelle. Dort ein föderalistischer Staat von Volkes Gnaden, hier das System »starker Mann«. Dort eine Wirtschaft, deren Rückgrat kleine und mittlere Unternehmen bilden, hier die alles dominierenden Staatsbetriebe und Staatsfonds. Dort ein Kleinstaat als Teil eines europäischen Wirtschaftsraum, mit offenen Grenzen, hier ein kleines Eiland, das streng kontrolliert, wer reindarf und wer nicht.

Aber einen Blick in die Zukunft, die auch die eigene sein könnte, dürfte die Schweiz hin und wieder wagen. Um etwa zu sehen, was möglich ist, wenn der Staat eine aktive Rolle in der Raumplanung und im Wohnungsbau übernimmt. Zu was Politiker und Beamte fähig sind, wenn man sie gut entlohnt und respektiert, anstatt sie wahlweise als unfähig oder faul zu verunglimpfen. Wie viel Unbill man sich erspart, wenn man nicht erst auf Druck reagiert, sondern Entwicklungen voraussieht und dem erfolgreichen Schweizer Gewurstel eine Prise Strategie einimpfen würde.

Ja, welchen Weg ein reicher Kleinstaat gehen kann, wenn er sich die Frage stellt: Was ist eigentlich unser gemeinsames Ziel?

Reisen die Bundesräte Berset (ganz links) und Schneider-Ammann (2. von rechts) nach Singapur, geht es ihnen meist nur ums Geschäft. Dabei könnte die Schweiz dem Stadtstaat einiges abschauen

Load-Date: March 25, 2022

200.000 Menschen aus Aleppo auf der Flucht; Aleppo liegt unter schwerem Beschuss des Regimes. Viele Einwohner der Millionen-Metropole versuchen, zu fliehen. Pentagon-Chef Panetta sieht das Ende Assads gekommen.

ZEIT-online

Montag 30. Juli 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: SYRIEN; Ausg. 31

Length: 341 words

Body

Auto mit **Flüchtlingen** in Aleppo

© REUTERS/Zohra Bensemra

Aus der nordsyrischen Stadt Aleppo sind nach Schätzungen der Vereinten Nationen innerhalb von 48 Stunden 200.000 Menschen geflohen. Das teilte die UN-Nothilfekoordinatorin Valerie Amos mit. Vor dem Bürgerkrieg hatte die Stadt samt Umland 2,5 Millionen Einwohner.

Die Menschen flohen vor schweren Kämpfen in Aleppo. Truppen des Regimes von Baschar al-Assad hatten am Wochenende eine Großoffensive gegen die Rebellen in der Stadt begonnen. Sie griffen mit Panzern, Artillerie und Hubschraubern an. Die Kämpfe erreichten am Sonntag die Altstadt, es wurde von zahlreichen Toten berichtet.

Die UN-Nothilfekoordinatorin Amos sagte, zahlreiche Hilfsbedürftige seien in Aleppo eingeschlossen. Sie forderte freien Zugang für Hilfsorganisationen in die umkämpfte Stadt, um den Bedürftigen Nahrung, Wasser und Decken zu bringen. Amos rief alle kämpfenden Parteien dazu auf, "Zivilisten nicht als Zielscheiben" zu missbrauchen. Es sei "sehr schwierig" für die Hilfsorganisationen, zu den Flüchtlingen vorzudringen, die sich aus Aleppo, Hama und anderen umkämpften Gebieten in Sicherheit zu bringen suchten.

US-Verteidigungsministers Leon Panetta interpretierte die Angriffe auf Aleppo als Hinweis auf das nahende Ende der syrischen Regierung um Präsident Baschar al-Assad. "Was Assad seinem eigenen Volk angetan hat und weiter antut, macht der Bevölkerung klar, dass sich sein Regime dem Ende zuneigt", sagte Panetta. Er sei sich sicher, dass die Offensive auf Aleppo "Assads Sargnagel" werde.

Zudem wiederholte Panetta seine Forderung an die internationale Gemeinschaft, gemeinsam die Regierung von Assad abzusetzen, nannte jedoch keine neuen Schritte der USA. Er machte lediglich die unkonkrete Ankündigung, die Opposition zu unterstützen. Syrien werde eine große Rolle bei den anstehenden Gesprächen mit den Staats- und Regierungschefs in Israel und Jordanien spielen, sagte der Verteidigungsminister. Es wird erwartet, dass es bei Panettas Besuch in Israel auch um das iranische Atomprogramm gehen wird.

200.000 Menschen aus Aleppo auf der Flucht Aleppo liegt unter schwerem Beschuss des Regimes. Viele Einwohner der Millionen-Metropole versuchen, zu fliehen. Pent....

Load-Date: July 31, 2012

End of Document

Der Fluchthelfer; 1945, als der Autor ein Kind war, brachte ihn ein Bollerwagen in Sicherheit - der Beginn einer langen Reise, die viele Jahre später auf Ibiza endete

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

19. September 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: ZEIT MAGAZIN; Der Fluchthelfer; S. 96-98; Ausg. 39

Length: 1466 words

Byline: Olaf Ihlau

Body

Der Überfall geschieht im Schneegestöber, irgendwo in einem Waldgebiet Südschlesiens. Drei Banditen, Pistolen in den Händen, stürmen aus einem Fichtendickicht zur Straße, auf der Anfang November 1945 ein endloser Strom deutscher **Flüchtlinge** mit Handwagen nach Norden strebt. Vorbei an öden Feldern, ausgebrannten Dörfern, geplünderten Weilern, an Erfrorenen und Erschossenen am Wegesrand.

Hinter der Oder-Neiße-Linie, in vormals deutschem Gebiet, das mit den Potsdamer Vereinbarungen der Siegermächte Polen zugesprochen wurde, herrschen Angst und Gewalt. Hier liegt, wie es der 1933 emigrierte spätere Zukunftsforscher Robert Jungk in einer historischen Reportage seinerzeit beschrieb, "das Land ohne Sicherheit, das Land ohne Gesetz, das Land der Vogelfreien, das Totenland". Ein halbes Jahr nach Untergang des "Tausendjährigen Reichs" sind jetzt auch jene Deutschen auf der Flucht, die darauf gehofft hatten, in ihrer Heimat bleiben zu können.

Nun werden sie fortgejagt, von den Polen, unerbittlicher noch von den Tschechen. Zum großen Treck der Vertriebenen gehören Zehntausende. Darunter eine junge Schauspielerin mit ihrem knapp vierjährigen Sohn, die kurz vor Kriegsende aus dem ostpreußischen Königsberg vor den Russen in den vermeintlich sicheren Sudetengau geflohen war. Dort, auf dem Gehöft eines Bekannten, hat sie den Durchmarsch der Russen und das Kriegsende überstanden, wenn auch bei karger Kost. In Erinnerung geblieben sind Krautsuppen, Kartoffeln mit Roter Bete, Sirup. Die Königsbergerin weiß nichts über den Verbleib ihres Mannes, eines aus Hannover stammenden Komponisten. Er war in Frankreich als Fahrer eines Munitionslasters bei einem Tieffliegerangriff verletzt und schließlich in ein Lazarett nach Traunstein geschafft worden.

Im Sudetengau heißt es nach der Rübenenernte im Spätherbst: "Alle Deutschen raus!" Wer dieser Order nicht folgt, läuft Gefahr, dafür bitter zu büßen. Es darf nur Handgepäck mitgenommen werden. Die Frau aus Königsberg ist froh, einen Bollerwagen ergattern zu können: ein Gefährt aus braunen Brettern auf vier eisenbeschlagenen Holzrädern, kaum einen Meter lang und einen halben Meter breit, mit wuchtiger Deichsel. Schlicht, aber solide. Darauf passt ein Pappkoffer, darin ein Teil des Familiensilbers, nicht sonderlich wertvoller Schmuck, Dokumente wie das Familienstammbuch sowie Partituren des Komponisten für "Ostpreußische Tänze" und eine Operette

Der Fluchthelfer 1945, als der Autor ein Kind war, brachte ihn ein Bollerwagen in Sicherheit - der Beginn einer langen Reise, die viele Jahre später auf Ibiza e....

namens *Das Zauberschloss*. Dazu ein Sack mit Kleidung und Wäsche. Auf dem Koffer hockt der Sohn, meist vergnügt einen roten Blechbottich mit ein paar Lebensmitteln als Trommel nutzend.

In größeren Gruppen ziehen die Ausgewiesenen davon. Richtung Stettin mit der Hoffnung, irgendwo vorher an der von russischen Soldaten nunmehr strikt abgeriegelten Oder-Neiße-Linie ein Schlupfloch in die neue Sowjetische Besatzungszone zu finden. Es ist ein Elendsmarsch, die kalten Nächte müssen die Flüchtlinge unter freiem Himmel verbringen. Und schlimmer noch: Sie sind Freiwild für polnische Wegelagerer, dagegen gibt es keinerlei Schutz. "Meine Sachen, meine ganzen Sachen", kreischt das Kind, als sich die drei Banditen auf den Bollerwagen stürzen, Pappkoffer nebst Kleidersack wegschleppen. Auch die Mutter wird mitgerissen in den Wald. "Das arme Kind", schreien die anderen Flüchtlinge und scharen sich um den ausgeplünderten Bollerwagen und den aufgebrachten kleinen Mann.

Irgendwann kommt die Mutter weinend zurück. Mit dem Koffer. Die Banditen haben ihr vom Inhalt immerhin die Dokumente und die Orchesterpartituren gelassen. Was sonst noch im Wald passiert ist, kann sich das Kind damals nicht vorstellen, aber die Fluchtgefährten ahnen es. "Verdammte Polacken" ist alles, was die Mutter zeit ihres Lebens zu diesem Abschnitt der Flucht sagen wird, und dies auch erst nach einigen Gläsern Wein. Mehr zu offenbaren verbietet ihr die Würde. Dass ausgerechnet eine polnische Pflegerin ihr im hohen Alter zur Seite stehen wird, ist eine bemerkenswerte Kapriole der Völkerverständigung.

Der Bollerwagen leistet treue Dienste. Nie bricht ein Rad oder gar die Deichsel. Nach 550 Kilometern Fußmarsch erreicht die Königsbergerin Ende November Berlin. Das Kind rollt über den Ku'damm, vorbei an Trümmerlandschaften. Dann geht es mit dem Zug weiter. Nach Magdeburg zur nicht sonderlich erfreuten Verwandtschaft, nach Hannover und endlich in die amerikanische Besatzungszone, ins oberbayerische Traunstein, wo der von seinen Verletzungen genesene Komponist wartet. Der Bollerwagen ist immer dabei, er wird weiter gebraucht.

Als Erstes transportiert die wiedervereinigte Familie mit ihm einen Kanonenofen in die Unterkunft, die sie in der Mittleren Hofgasse findet. Und aus dem nächsten Wald eine Fuhre Brennholz. Das ist immerhin ein guter Anfang. Traunstein ist ein Kleinod, wie der ganze wunderschöne Chiemgau vom Krieg unversehrt. Nur wissen dort viele offenbar kaum, wie glücklich sie im Vergleich mit anderen den Krieg überstanden haben. Flüchtling zu sein und noch dazu evangelisch in einer damals stockkatholischen Umgebung ist nicht empfehlenswert. Der Familie geht es schlecht, sie hat keine geregelten Einkünfte. Die Königsbergerin tingelt als Sängerin durch amerikanische Clubs, geht mit dem Bauerntheater auf Tournee. Der Komponist schlägt sich mit Kulturkritiken für den *Südost-Kurier* durch und hat das Angebot für eine Tonmeisterstelle beim Münchner Radio. Doch weil er in der NSDAP war und den Persilschein als Mitläufer noch nicht vorweisen kann, scheitert die Berufung am Einspruch des strengen Katholiken und Kultus-Staatsministers Alois Hundhammer.

Manchmal muss die Familie hungern. Der Junge, der mittlerweile das hinterste Bayerisch spricht, macht im Hof vom Bollerwagen aus eine beklemmende Beobachtung: Sein Vater, auf fünfzig Kilo abgemagert, geht vor der Hausbesitzerin, einer wohlhabenden Meierin, in die Knie und zieht den Hut. Die Dame im Pelz lässt gönnerhaft ein, zwei Schachteln Schmelzkäse in den Hut fallen.

Da es sich vom Arbeitslosengeld (zwanzig Mark und zehn Pfennige pro Woche) schlecht leben lässt, sind regelmäßige Hamstertouren in den Chiemgau angesagt. Mit dem Bollerwagen ziehen Vater und Sohn los, froh, wenn sie ein paar Kartoffeln erbeuten können. Meist werden die Türen zugeschlagen, und der Ruf "Verschwind, damisches Gesindel" ist noch die mildeste Abfuhr. Manchmal lassen die Bauern auch ihre Hunde los, um die Hamsterer zu vertreiben.

Immerhin schafft es der Komponist, sich einzuschmeicheln in Traunstein, indem er zu Ostern eine Georgs-Messe schreibt. Sie wird 1948 in der Stadtpfarrkirche uraufgeführt. Das ist für den evangelischen Flüchtling der gesellschaftliche Durchbruch im katholischen Bürgertum. Plötzlich gibt es in der Familie zwei Mopeds, und der Bollerwagen steht einsam an der Mittleren Hofgasse. Der Junge kickt mit anderen Knirpsen zerbeulte Milchdosen über das Kopfsteinpflaster. Vom nahen Priesterseminar tauchen des Öfteren zwei fesche junge Männer in Schwarz

Der Fluchthelfer 1945, als der Autor ein Kind war, brachte ihn ein Bollerwagen in Sicherheit - der Beginn einer langen Reise, die viele Jahre später auf Ibiza e....

auf, schnappen sich die Büchse und schieben sie nach einigem Gerangel feixend zurück. Das sind die Gebrüder Ratzinger. Mit Fug und Recht wird der Sohn des Komponisten hochbetagt behaupten, er habe mit dem späteren Papst einmal Fußball gespielt.

Auf Traunstein folgt Köln, aus den Mopeds wird ein Opel Kadett. Mit der Familie geht es wirtschaftlich bergauf, mit der Bedeutung des Bollerwagens geht es dagegen bergab. Noch einmal aber kommt er groß raus: An den Deutzer Rheinwiesen mauert der Komponist, nun Tonmeister beim Westdeutschen Rundfunk, sich ein Haus für den Schrebergarten. Die Ziegelsteine dazu werden aus den Trümmerfeldern ringsum herangekarrt, von denen es Anfang der fünfziger Jahre in der Domstadt noch viele gibt.

Danach verschwindet der Bollerwagen. Erst im Dunkel einer Garage, dann im Heizungskeller eines neu gebauten Hauses im Bergischen. Trennen will man sich von dem treuen Begleiter jedoch nicht. Es ist der Sohn, der Jahrzehnte später die Familienreliquie in einen Geländewagen packt. Er schafft sie zu seiner Klitsche auf der Insel Ibiza, über die der Astrologe und Untergangsprophet Nostradamus gesagt haben soll, sie werde die "letzte Zuflucht der Menschheit vor dem großen Feuer" sein.

Im Garten der kleinen Finca steht der Bollerwagen seitdem würdevoll unter einem Wacholderbaum. Von hier aus hat man einen prächtigen Blick über den Pinienwald hinunter zum Meer. Eine Kakteenstaude auf dem einstigen Fluchtgefährt erinnert an seine frühere Besitzerin. Das hätte der Königsbergerin gewiss gefallen. Die kleinen Wildkatzen spielen auf ihm und verstecken sich schnell darunter, sehen sie den Falken am Himmel.

Von Olaf Ihlau

Olaf Ihlau wurde 1942 in Königsberg geboren. Der Journalist berichtete lange Zeit für die "Süddeutsche Zeitung" und den "Spiegel" über Jugoslawien, Indien und Afghanistan. Heute lebt er in Berlin und auf Ibiza

Graphic

Angekommen: Der Bollerwagen auf Ibiza, auf dem Grundstück des Autors

Load-Date: September 19, 2013

Ich möchte euch danken; Wie meine palästinensische Großfamilie es schaffte, in Deutschland heimisch zu werden - und nur noch einen Wunsch hat

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

27. Dezember 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 13; Ausg. 1

Length: 1176 words

Byline: Hassan Khateeb

Body

Ich befinde mich am tiefsten Punkt der Welt, nicht weit vom Toten Meer, in Jordanien. Die Sonne ist untergegangen. Trotzdem ist es unbeschreiblich schwül und erdrückend heiß. Tagsüber waren es 45 Grad. Mein Vater und ich sitzen in seiner neuen Bleibe. Er lebt in einer Baracke in einem Flüchtlingslager. Mein Vater, den ich nur ein Mal habe weinen sehen, spricht unter Tränen. "Mein Sohn", sagt er, "ich habe Angst davor, dass ich hier sterbe und meine Frau und meine Kinder nie wiedersehe."

Vor drei Jahren stand die Geschichte meiner Familie in dieser Zeitung (*ZEIT* Nr. 53/09). Es war die Geschichte einer palästinensischen Großfamilie, die nach Deutschland geflohen war und 17 Jahre später abgeschoben werden sollte. Seit dem Erscheinen des Artikels ist viel passiert. Meine Familie darf nun vorerst in Deutschland bleiben. Ich studiere Jura im achten Semester und habe mein Pflichtpraktikum in einer Kanzlei in Jordanien gemacht, um endlich meinen Vater wiederzusehen. Er wurde als Einziger abgeschoben - entgegen einer richterlichen Verfügung.

Fünf Jahre ist das jetzt her. Nachts stürmten etwa 15 Polizisten unsere Wohnung. Sie stellten alles auf den Kopf, sogar im Hähnchenfleisch im Kühlschrank haben sie Papiere gesucht, die uns als jordanische Staatsbürger ausweisen würden. Gefunden haben sie nichts, weil es solche Papiere gar nicht gibt. Wir sind palästinensische Flüchtlinge, bei den UN registriert. Als jordanische Staatsbürger hätten wir ausreisen müssen.

Eigentlich sollten wir in dieser Nacht alle weg. Die ganze Familie saß schon im Flugzeug. Die Behörden wollten Fakten schaffen, bevor ein richterliches Urteil ergangen war. Aber der Pilot weigerte sich zu starten. Was für ein mutiger Mann. Mein Vater wurde in Abschiebehaft genommen, wir anderen durften gehen. Nach acht Tagen wurde er ausgeflogen, ohne dass wir benachrichtigt wurden. Die Kosten mussten wir tragen.

Seit dieser Nacht spüre ich als ältestes Kind eine riesige Verantwortung für meine Geschwister und meine Mutter. Ich habe mir geschworen, dass ich für sie kämpfen werde. Ich will ein Vorbild für meine Geschwister sein. Ein Bruder und ein Sohn, der immer für sie da ist und auf den sie sich verlassen können.

Viele Jahre war unser Leben in Deutschland eine Hängepartie, die von Ungewissheit, Warten und Hoffen geprägt war. Ein Leben auf Abruf. Würden wir jemals bleiben dürfen?

Ich möchte euch danken Wie meine palästinensische Großfamilie es schaffte, in Deutschland heimisch zu werden - und nur noch einen Wunsch hat

Aufgeben wollten wir trotzdem nie. Anfangs konnten wir kein Wort Deutsch, lebten in einem Flüchtlingsheim mitten im Wald. Ich war damals fünf Jahre alt. In der Schule war alles fremd. Ich weiß noch genau, wie gespannt ich war, als die anderen Kinder vom Nikolaus erzählten. Ich wartete den ganzen Abend und schaute andauernd in die Stiefel hinein, die ich extra für ihn vor die Tür gestellt hatte. Aber da war nichts. Anfangs dachte ich: Es gibt sehr viele Kinder auf der Welt - er kann nicht alle beschenken, er kommt sicher nächstes Jahr zu mir. Doch Jahr für Jahr blieben die Stiefel leer. Am nächsten Tag kamen dann die anderen Kinder und erzählten, was sie bekommen hatten. Auf die Frage, was ich erhalten hätte, blieb ich stumm. Ich will nicht wissen, wie viele Stunden ich am Fenster mit Warten verbracht habe. Warten und mit der Enttäuschung klarkommen, ich glaube, das habe ich als Kind gelernt, nicht nur an Nikolaus.

Diese Eigenschaft half mir später jedes Mal, wenn ich meine Duldung monatlich in der Ausländerbehörde verlängern lassen musste.

Meine Eltern haben meine Geschwister und mich nach ihren Möglichkeiten immer ermuntert und unterstützt. Nach der vierten Klasse ging ich auf das Gymnasium. In Deutsch hatte ich eine Zwei. Irgendwann war ich es, der mit unserem Anwalt telefonierte, der auf Elternabende ging oder zu den Fußballspielen meines kleinen Bruders Hamid. Er wurde regelmäßig Torschützenkönig, der Trainer ernannte ihn einmal zum "Fußballer des Jahres" in seinem Team. Mein anderer kleiner Bruder ist nicht so stark. Er sagte oft: "Warum soll ich lernen? Wir werden doch eh abgeschoben." In zwei Jahren macht er auch Abitur.

Meine Mutter kümmert sich um den Haushalt, meine Schwester Amal studiert in Frankfurt, um Lehrerin zu werden. Seit der Nacht, in der mein Vater abgeschoben wurde, hatte sie immer eine Notfalltasche gepackt neben ihrem Bett stehen, falls die Polizei wiederkommen sollte. Ich hatte nie eine solche Tasche. Es ging über meine Vorstellungskraft hinaus, dass ich gehen soll.

Ich dachte mir, wir ändern nichts an unserer Lebensweise. Sie ist gut. Wir machen genauso weiter und das Beste aus der Situation. Das hier ist auch unser Land, wir haben es lieb gewonnen. Ich dachte immer, wir müssen allen zeigen, was wir draufhaben, sonst landen wir auch bei meinem Vater in der jordanischen Wüste. In einem Land, aus dem wir nicht kommen, zu dem wir keine Bindungen haben, dessen Sprache wir nicht sprechen. Vier meiner sechs Geschwister sind hier geboren und haben Deutschland noch nie verlassen. Wir sind hier heimisch geworden. Das war nicht einfach - und dann sollten wir wieder gehen?

Das durfte nicht passieren. Jeden Tag habe ich daran gedacht, dass ich aus meinem Leben gerissen werden könnte. Dass ich in einem Flüchtlingslager landen könnte, dass ich nie Anwalt werden könnte.

Ein deutscher Freund meinte zu mir: "Du bist deutscher als manch ein Deutscher."

Diesen Satz habe ich im Laufe der Jahre von sehr vielen Menschen gehört, die uns unterstützten - Mitschülern, Kommilitonen, Lehrern, Schulleitern. Ein Professor schrieb zwei Rechtsgutachten zu unserem Fall, der Uni-Präsident setzte sich bei der Landesregierung ein, damit wir "in Deutschland eine dauerhafte Perspektive" erhielten. Alle sagten: "Ihr gehört hierher!" Sie gaben ständig Interviews in Zeitungen und im Fernsehen.

Zusammen haben wir Demos und Mahnwachen organisiert. Hunderte Menschen standen ein Jahr lang jeden Donnerstag vor unserer Ausländerbehörde, egal ob es hagelte, regnete, donnerte, schneite oder die Sonne schien. Meine Kommilitonen verteilten Tausende Flyer bei minus zehn Grad. Das werde ich ihnen nie vergessen. Ich bin ihnen von ganzem Herzen dankbar. Deshalb lebe ich gern in Deutschland - wegen der Menschen, ihres Engagements für andere und ihrer Willenskraft.

Dann gibt es wieder Tage, an denen ich hadere. Warum wir? Warum ich? Warum muss mein Vater seit mehr als fünf Jahren allein in der Wüste leben? Warum darf er nicht bei seiner Familie sein, obwohl uns die Behörden das zugesagt haben? Warum haben wir nach 20 Jahren Leben in Deutschland immer noch einen auf ein Jahr befristeten Aufenthaltsstatus? Aber ich will nicht jammern.

Ich möchte euch danken Wie meine palästinensische Großfamilie es schaffte, in Deutschland heimisch zu werden - und nur noch einen Wunsch hat

Jetzt beginnt ein neues Jahr, und wie andere Menschen habe ich Vorsätze. Dass meine Geschwister weiterhin gut in der Schule sind, zum Beispiel. Und ich habe einen Wunsch: dass mein Vater nach Deutschland zurückkommen kann.

Wenn ich in Schulen und Universitäten über das Schicksal meiner Familie erzähle, kommen danach wildfremde Menschen zu mir, um ihre Solidarität zu bekunden. Dann weiß ich, dass ich hier willkommen bin. Und das fühlt sich gut an. Ich habe ein Zuhause auf dieser Welt. Einfach eine Heimat.

Graphic

Der Jura-Student Hassan Khateeb mit seinem Vater in Jordanien

Load-Date: January 2, 2013

WORTE DER WOCHE

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

17. Oktober 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK;WORTE DER WOCHE; S. 2; Ausg. 43

Length: 159 words

Body

"Sie sind vor Kugeln und Bomben geflohen, nur um zu sterben, bevor sie überhaupt Asyl in Anspruch nehmen konnten." (António Guterres UN-Flüchtlingskommissar, über die syrischen Flüchtlinge, die bei der Havarie vor Lampedusa ertranken)

"Wir hatten gedacht, der Kommunismus sei tot, aber diese Krankheit ist chronisch." (Swetlana Alexijewitsch weißrussische Gewinnerin des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, über die Zustände in ihrer Heimat)

"Ich hoffe, dass wir zwei sehr produktive Tage haben werden." (Catherine Ashton EU-Außenbeauftragte, zu den Gesprächen über das iranische Atomprogramm in Genf)

"Es ist ja so ein Ritt auf der Rasierklinge." (Winfried Kretschmann Baden-Württembergs Ministerpräsident (Grüne), über eine Koalition mit der Union)

"Es gibt eine allgemeine Rahmenvereinbarung." (Bob Corker republikanischer US-Senator, über einen möglichen Kompromiss im Haushaltsstreit)

WORTE DER WOCHE

Load-Date: October 17, 2013

End of Document

Große Lok vor kleinem Grabmal

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

14. März 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: REISEN, MAGNET; Große Lok vor kleinem Grabmal; S. 72; Ausg. 12

Length: 212 words

Byline: Merten Worthmann

Body

Die meisten Ausländer, die nach Agra im indischen Bundesstaat Uttar Pradesh kommen, wollen vor allem ein Mausoleum besuchen. Man sieht es links hinten im Bild. Als der US-Fotograf Steve McCurry 1983 nach Agra kam, interessierte ihn weniger das weiße Tadsch Mahal als die schwarze Lokomotive im Vordergrund, auf der gerade ein Inspekteur den Zustand der Schienen prüft. McCurry war mit dem Reiseschriftsteller Paul Theroux für eine große Reportage in verschiedenen Zügen **kreuz und quer durch Indien** unterwegs. Mit dem Titel *The Imperial Way* erschien das gemeinsame Projekt später auch als Buch. Heute, einige Bildbände und zahlreiche Fotoreportagen später, ist McCurrys Werk längst museumsreif. Gerade zeigt das Kunstmuseum Wolfsburg eine Auswahl seiner oft farbtrunkenen Aufnahmen aus Asien. Mit Bildern aus dem Mittleren und Fernen Osten wurde der heute 63-Jährige Anfang der achtziger Jahre berühmt. Verkleidet als Mudschahed, war er 1979 ins besetzte Afghanistan gelangt, später ging sein Porträt eines afghanischen Flüchtlingsmädchens um die ganze Welt.

MERTEN WORTHMANN

Steve McCurry - Im Fluss der Zeit Fotografien aus Asien 1980 - 2011. Bis 16.6.2013, Kunstmuseum Wolfsburg, Tel. 05361/26690, www.kunstmuseum-wolfsburg.de

Load-Date: March 25, 2022

Ich möchte euch danken; Wie meine palästinensische Großfamilie es schaffte, in Deutschland heimisch zu werden - und nur noch einen Wunsch hat

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

27. Dezember 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK, MEINUNG; Ich möchte euch danken; S. 13; Ausg. 1

Length: 1212 words

Byline: Hassan Khateeb

Body

Ich befinde mich am tiefsten Punkt der Welt, nicht weit vom Toten Meer, in Jordanien. Die Sonne ist untergegangen. Trotzdem ist es unbeschreiblich schwül und erdrückend heiß. Tagsüber waren es 45 Grad. Mein Vater und ich sitzen in seiner neuen Bleibe. Er lebt in einer Baracke in einem **Flüchtlingslager**. Mein Vater, den ich nur ein Mal habe weinen sehen, spricht unter Tränen. »Mein Sohn«, sagt er, »ich habe Angst davor, dass ich hier sterbe und meine Frau und meine Kinder nie wiedersehe.«

Vor drei Jahren stand die Geschichte meiner Familie in dieser Zeitung (ZEIT Nr. 53/09). Es war die Geschichte einer palästinensischen Großfamilie, die nach Deutschland geflohen war und 17 Jahre später abgeschoben werden sollte. Seit dem Erscheinen des Artikels ist viel passiert. Meine Familie darf nun vorerst in Deutschland bleiben. Ich studiere Jura im achten Semester und habe mein Pflichtpraktikum in einer Kanzlei in Jordanien gemacht, um endlich meinen Vater wiederzusehen. Er wurde als Einziger abgeschoben - entgegen einer richterlichen Verfügung.

Fünf Jahre ist das jetzt her. Nachts stürmten etwa 15 Polizisten unsere Wohnung. Sie stellten alles auf den Kopf, sogar im Hähnchenfleisch im Kühlschrank haben sie Papiere gesucht, die uns als jordanische Staatsbürger ausweisen würden. Gefunden haben sie nichts, weil es solche Papiere gar nicht gibt. Wir sind palästinensische Flüchtlinge, bei den UN registriert. Als jordanische Staatsbürger hätten wir ausreisen müssen.

Eigentlich sollten wir in dieser Nacht alle weg. Die ganze Familie saß schon im Flugzeug. Die Behörden wollten Fakten schaffen, bevor ein richterliches Urteil ergangen war. Aber der Pilot weigerte sich zu starten. Was für ein mutiger Mann. Mein Vater wurde in Abschiebehaft genommen, wir anderen durften gehen. Nach acht Tagen wurde er ausgeflogen, ohne dass wir benachrichtigt wurden. Die Kosten mussten wir tragen.

Seit dieser Nacht spüre ich als ältestes Kind eine riesige Verantwortung für meine Geschwister und meine Mutter. Ich habe mir geschworen, dass ich für sie kämpfen werde. Ich will ein Vorbild für meine Geschwister sein. Ein Bruder und ein Sohn, der immer für sie da ist und auf den sie sich verlassen können.

Ich möchte euch danken Wie meine palästinensische Großfamilie es schaffte, in Deutschland heimisch zu werden - und nur noch einen Wunsch hat

Viele Jahre war unser Leben in Deutschland eine Hängepartie, die von Ungewissheit, Warten und Hoffen geprägt war. Ein Leben auf Abruf. Würden wir jemals bleiben dürfen?

Aufgeben wollten wir trotzdem nie. Anfangs konnten wir kein Wort Deutsch, lebten in einem Flüchtlingsheim mitten im Wald. Ich war damals fünf Jahre alt. In der Schule war alles fremd. Ich weiß noch genau, wie gespannt ich war, als die anderen Kinder vom Nikolaus erzählten. Ich wartete den ganzen Abend und schaute andauernd in die Stiefel hinein, die ich extra für ihn vor die Tür gestellt hatte. Aber da war nichts. Anfangs dachte ich: Es gibt sehr viele Kinder auf der Welt - er kann nicht alle beschenken, er kommt sicher nächstes Jahr zu mir. Doch Jahr für Jahr blieben die Stiefel leer. Am nächsten Tag kamen dann die anderen Kinder und erzählten, was sie bekommen hatten. Auf die Frage, was ich erhalten hätte, blieb ich stumm. Ich will nicht wissen, wie viele Stunden ich am Fenster mit Warten verbracht habe. Warten und mit der Enttäuschung klarkommen, ich glaube, das habe ich als Kind gelernt, nicht nur an Nikolaus.

Diese Eigenschaft half mir später jedes Mal, wenn ich meine Duldung monatlich in der Ausländerbehörde verlängern lassen musste.

Meine Eltern haben meine Geschwister und mich nach ihren Möglichkeiten immer ermuntert und unterstützt. Nach der vierten Klasse ging ich auf das Gymnasium. In Deutsch hatte ich eine Zwei. Irgendwann war ich es, der mit unserem Anwalt telefonierte, der auf Elternabende ging oder zu den Fußballspielen meines kleinen Bruders Hamid. Er wurde regelmäßig Torschützenkönig, der Trainer ernannte ihn einmal zum »Fußballer des Jahres« in seinem Team. Mein anderer kleiner Bruder ist nicht so stark. Er sagte oft: »Warum soll ich lernen? Wir werden doch eh abgeschoben.« In zwei Jahren macht er auch Abitur.

Meine Mutter kümmert sich um den Haushalt, meine Schwester Amal studiert in Frankfurt, um Lehrerin zu werden. Seit der Nacht, in der mein Vater abgeschoben wurde, hatte sie immer eine Notfalltasche gepackt neben ihrem Bett stehen, falls die Polizei wiederkommen sollte. Ich hatte nie eine solche Tasche. Es ging über meine Vorstellungskraft hinaus, dass ich gehen soll.

Ich dachte mir, wir ändern nichts an unserer Lebensweise. Sie ist gut. Wir machen genauso weiter und das Beste aus der Situation. Das hier ist auch unser Land, wir haben es lieb gewonnen. Ich dachte immer, wir müssen allen zeigen, was wir draufhaben, sonst landen wir auch bei meinem Vater in der jordanischen Wüste. In einem Land, aus dem wir nicht kommen, zu dem wir keine Bindungen haben, dessen Sprache wir nicht sprechen. Vier meiner sechs Geschwister sind hier geboren und haben Deutschland noch nie verlassen. Wir sind hier heimisch geworden. Das war nicht einfach - und dann sollten wir wieder gehen?

Das durfte nicht passieren. Jeden Tag habe ich daran gedacht, dass ich aus meinem Leben gerissen werden könnte. Dass ich in einem Flüchtlingslager landen könnte, dass ich nie Anwalt werden könnte.

Ein deutscher Freund meinte zu mir: »Du bist deutscher als manch ein Deutscher.«

Diesen Satz habe ich im Laufe der Jahre von sehr vielen Menschen gehört, die uns unterstützten - Mitschülern, Kommilitonen, Lehrern, Schulleitern. Ein Professor schrieb zwei Rechtsgutachten zu unserem Fall, der Uni-Präsident setzte sich bei der Landesregierung ein, damit wir »in Deutschland eine dauerhafte Perspektive« erhielten. Alle sagten: »Ihr gehört hierher!« Sie gaben ständig Interviews in Zeitungen und im Fernsehen.

Zusammen haben wir Demos und Mahnwachen organisiert. Hunderte Menschen standen ein Jahr lang jeden Donnerstag vor unserer Ausländerbehörde, egal ob es hagelte, regnete, donnerte, schneite oder die Sonne schien. Meine Kommilitonen verteilten Tausende Flyer bei minus zehn Grad. Das werde ich ihnen nie vergessen. Ich bin ihnen von ganzem Herzen dankbar. Deshalb lebe ich gern in Deutschland - wegen der Menschen, ihres Engagements für andere und ihrer Willenskraft.

Dann gibt es wieder Tage, an denen ich hadere. Warum wir? Warum ich? Warum muss mein Vater seit mehr als fünf Jahren allein in der Wüste leben? Warum darf er nicht bei seiner Familie sein, obwohl uns die Behörden das

Ich möchte euch danken Wie meine palästinensische Großfamilie es schaffte, in Deutschland heimisch zu werden - und nur noch einen Wunsch hat

zugesagt haben? Warum haben wir nach 20 Jahren Leben in Deutschland immer noch einen auf ein Jahr befristeten Aufenthaltsstatus? Aber ich will nicht jammern.

Jetzt beginnt ein neues Jahr, und wie andere Menschen habe ich Vorsätze. Dass meine Geschwister weiterhin gut in der Schule sind, zum Beispiel. Und ich habe einen Wunsch: dass mein Vater nach Deutschland zurückkommen kann.

Wenn ich in Schulen und Universitäten über das Schicksal meiner Familie erzähle, kommen danach wildfremde Menschen zu mir, um ihre Solidarität zu bekunden. Dann weiß ich, dass ich hier willkommen bin. Und das fühlt sich gut an. Ich habe ein Zuhause auf dieser Welt. Einfach eine Heimat.

Der Jura-Student Hassan Khateeb mit seinem Vater in Jordanien

Load-Date: March 25, 2022

Hamid Rahimi kam als afghanischer Flüchtling nach Hamburg und wurde fast zum Mörder. Dann musste er ins Gefängnis

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

24. Oktober 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: ZEIT MAGAZIN, DAS WAR MEINE RETTUNG; Hamid Rahimi kam als afghanischer Flüchtling nach Hamburg und wurde fast zum Mörder. Dann musste er ins Gefängnis; S. 62; Ausg. 44

Length: 842 words

Byline: Ijoma Mangold

Body

Herr Rahimi, Sie wurden 1983 in Kabul geboren. Afghanistan war damals von den Sowjets besetzt, die gegen die Mudschahedin kämpften. Wie war es, im Krieg groß zu werden?

Wir Menschen sind seltsam, wir gewöhnen uns an alles. Ich bin im Krieg geboren, ich kannte überhaupt keinen Frieden. Wenn meine Mutter oder meine Schwester nicht zu Hause waren, hatte ich immer Angst: Hoffentlich kommen sie lebend zurück. In Wahrheit gab es in Afghanistan gar keine Kindheit. Kinder sollten verspielt sein. Wenn ich heute nach Afghanistan reise, dann sind die Kinder ernst und sehr reif, sie benehmen sich wie Erwachsene.

In Ihrer Autobiografie erzählen Sie, wie Sie nach einem Bombeneinschlag einen Ihrer besten Freunde sterben sahen.

Bis heute habe ich nicht wieder einen Menschen getroffen, dem ich so vertraut hätte wie Khalil. Er war ganz anders als ich, so sanftmütig. Ich hörte die Explosion und rannte hin. Es roch nach Blut und verbranntem Haar. Ich stand lange unter Schock. Meine Hand und mein Fuß waren gelähmt. Ich wurde zu einem Stotterer. Das Stottern kommt heute noch zurück, wenn ich mich aufrege. Man kann ein Kind aus einem Krieg herausholen, aber man bekommt den Krieg aus dem Kind nicht heraus.

1994, Sie waren elf Jahre, brachte Ihre Mutter Sie nach Hamburg, Ihr Vater war bereits dort. Wie haben Sie die Ankunft erlebt?

Wir hatten uns Deutschland wie das Paradies vorgestellt. Mein Vater war in Afghanistan ein angesehener Mann gewesen. Er lief immer ganz schick rum, mit Krawatte. Jetzt wohnten wir mit lauter afghanischen Flüchtlingen auf engstem Raum. Mitten in St. Georg, damals ein Viertel voller Drogensüchtiger und Prostituierten. Als ich meinen Vater in diesem kleinen Zimmer sah, war ich schockiert: Er war richtig eingegangen, er stank. Ich wollte nur noch zurück. Ich konnte die Sprache nicht. In der Schule haben die anderen Kinder mein Stottern nachgemacht.

Sie wurden dann kriminell. Wie kam das?

Hamid Rahimi kam als afghanischer Flüchtling nach Hamburg und wurde fast zum Mörder. Dann musste er ins Gefängnis

Ich hatte einen Jungen wiedergetroffen, den ich aus Kabul kannte: Jamal. Er war damals 18, ich 15. Er war für mich ein Stück meiner Heimat. Jamal arbeitete als Zuhälter.

Mit 18?

Wir waren frühreif. Und wir hatten ein anderes Verhältnis zur Gewalt, wir waren Kalaschnikows und Raketen gewohnt. Wenn in Hamburg einer ein Messer zog, haben wir uns totgelacht. Jamal hat mir den Weg ins Milieu bereitet. Wir haben schnell für große Leute gearbeitet. Geld eintreiben war unser Job. Es ging um richtige Summen, und ich hatte immer einen Haufen Geld. Wir schlugen schnell zu. Immer auf den Kiefer. Wenn mein Gewissen hochkam, habe ich es mit Koks zum Schweigen gebracht.

Was war Ihre schlimmste Tat?

Ich hatte diese sehr schöne Freundin, Adriana. Jamal hatte schon immer ein Auge auf sie geworfen. Einmal wurde bei mir nachts eingebrochen. Ich wurde bewusstlos geschlagen und Adriana vergewaltigt. Ich dürstete nach Rache. Jamal sagte, er wisse, wer es war. Ein Türke, mit dem wir mal Probleme gehabt hatten. Ich nahm eine Knarre, stellte mich vor seine Haustür und wartete. Dann kam er, ich zielte direkt auf seinen Schwanz. Der Schuss traf seine Leiste. Er schrie und blutete, aber ich schoss noch dreimal. Zum Glück hat er überlebt. Ich rannte fort und wollte nach Brasilien fliehen, an Geld hat es ja nicht gefehlt. Voller Stolz bin ich noch mal zu Adriana, um ihr zu sagen, dass ich die Sache gerächt hätte. Da sagte Adriana, dass der Vergewaltiger Jamal gewesen sei. Es war, als würde mir der Boden unter den Füßen weggezogen.

Was taten Sie?

Ich habe mich der Polizei gestellt. In der Zelle war es eng, und ich litt, weil ich keine Drogen hatte. Irgendwann habe ich dann im Fernsehen einen Boxkampf mit dem deutschpolnischen Boxer Dariusz Michalczewski gesehen. Er war Pole, aber er hatte es in Deutschland geschafft. Die Leute jubelten ihm zu. Plötzlich hatte ich ein Vorbild. Ich fing an, Schattenboxen in der Zelle zu machen und den Dreck und die Sucht in mir rauszuschwitzen. Ich machte ein Antiaggressionstraining und las wie verrückt. Als ich 2001 ins Gefängnis gekommen war, war ich ein Wrack. Nun sah ich richtig gesund aus. Dank einem sehr guten Anwalt hatte ich nur drei Jahre bekommen, zwei davon auf Bewährung. Das eine Jahr im Knast hat mich gerettet.

Sind Sie Ihrem Opfer noch einmal begegnet?

Ich habe ihn vor zwei Jahren mal von Weitem gesehen. Er humpelte immer noch.

Sie erzählen das alles, als sei es für Sie ein Abenteuer gewesen. Haben Sie kein schlechtes Gewissen?

Doch, natürlich. Ich bin kein bisschen stolz darauf.

Hamid Rahimi, 30, ist Profiboxer. 2006 bestritt er seinen ersten Wettkampf als Profi unter dem Boxnamen The Dragon. 2012 kehrte er für einen Wettkampf nach Kabul zurück, er wollte ihn als Friedenssymbol verstanden wissen. Seine Autobiografie »Hamid Rahimi. Die Geschichte eines Kämpfers« ist vor Kurzem im Osburg Verlag erschienen

Das Gespräch führte Ijoma Mangold. Er gehört neben der Fotografin Herlinde Koelbl und dem Psychologen Louis Lewitan zu den Interviewern unserer Gesprächsreihe

Hamid Rahimi kam als afghanischer Flüchtling nach Hamburg und wurde fast zum Mörder. Dann musste er ins Gefängnis

Load-Date: April 5, 2022

End of Document

Hamid Rahimi kam als afghanischer Flüchtling nach Hamburg und wurde fast zum Mörder. Dann musste er ins Gefängnis

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

24. Oktober 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: ZEIT MAGAZIN; Hamid Rahimi kam als afghanischer Flüchtling nach Hamburg und wurde fast zum Mörder. Dann musste er ins Gefängnis; S. 62; Ausg. 44

Length: 829 words

Byline: Ijoma Mangold

Body

Herr Rahimi, Sie wurden 1983 in Kabul geboren. Afghanistan war damals von den Sowjets besetzt, die gegen die Mudschahedin kämpften. Wie war es, im Krieg groß zu werden?

Wir Menschen sind seltsam, wir gewöhnen uns an alles. Ich bin im Krieg geboren, ich kannte überhaupt keinen Frieden. Wenn meine Mutter oder meine Schwester nicht zu Hause waren, hatte ich immer Angst: Hoffentlich kommen sie lebend zurück. In Wahrheit gab es in Afghanistan gar keine Kindheit. Kinder sollten verspielt sein. Wenn ich heute nach Afghanistan reise, dann sind die Kinder ernst und sehr reif, sie benehmen sich wie Erwachsene.

In Ihrer Autobiografie erzählen Sie, wie Sie nach einem Bombeneinschlag einen Ihrer besten Freunde sterben sahen.

Bis heute habe ich nicht wieder einen Menschen getroffen, dem ich so vertraut hätte wie Khalil. Er war ganz anders als ich, so sanftmütig. Ich hörte die Explosion und rannte hin. Es roch nach Blut und verbranntem Haar. Ich stand lange unter Schock. Meine Hand und mein Fuß waren gelähmt. Ich wurde zu einem Stotterer. Das Stottern kommt heute noch zurück, wenn ich mich aufrege. Man kann ein Kind aus einem Krieg herausholen, aber man bekommt den Krieg aus dem Kind nicht heraus.

1994, Sie waren elf Jahre, brachte Ihre Mutter Sie nach Hamburg, Ihr Vater war bereits dort. Wie haben Sie die Ankunft erlebt?

Wir hatten uns Deutschland wie das Paradies vorgestellt. Mein Vater war in Afghanistan ein angesehener Mann gewesen. Er lief immer ganz schick rum, mit Krawatte. Jetzt wohnten wir mit lauter afghanischen Flüchtlingen auf engstem Raum. Mitten in St. Georg, damals ein Viertel voller Drogensüchtiger und Prostituierten. Als ich meinen Vater in diesem kleinen Zimmer sah, war ich schockiert: Er war richtig eingegangen, er stank. Ich wollte nur noch zurück. Ich konnte die Sprache nicht. In der Schule haben die anderen Kinder mein Stottern nachgemacht.

Sie wurden dann kriminell. Wie kam das?

Hamid Rahimi kam als afghanischer Flüchtling nach Hamburg und wurde fast zum Mörder. Dann musste er ins Gefängnis

Ich hatte einen Jungen wiedergetroffen, den ich aus Kabul kannte: Jamal. Er war damals 18, ich 15. Er war für mich ein Stück meiner Heimat. Jamal arbeitete als Zuhälter.

Mit 18?

Wir waren frühreif. Und wir hatten ein anderes Verhältnis zur Gewalt, wir waren Kalaschnikows und Raketen gewohnt. Wenn in Hamburg einer ein Messer zog, haben wir uns totgelacht. Jamal hat mir den Weg ins Milieu bereitet. Wir haben schnell für große Leute gearbeitet. Geld eintreiben war unser Job. Es ging um richtige Summen, und ich hatte immer einen Haufen Geld. Wir schlugen schnell zu. Immer auf den Kiefer. Wenn mein Gewissen hochkam, habe ich es mit Koks zum Schweigen gebracht.

Was war Ihre schlimmste Tat?

Ich hatte diese sehr schöne Freundin, Adriana. Jamal hatte schon immer ein Auge auf sie geworfen. Einmal wurde bei mir nachts eingebrochen. Ich wurde bewusstlos geschlagen und Adriana vergewaltigt. Ich dürstete nach Rache. Jamal sagte, er wisse, wer es war. Ein Türke, mit dem wir mal Probleme gehabt hatten. Ich nahm eine Knarre, stellte mich vor seine Haustür und wartete. Dann kam er, ich zielte direkt auf seinen Schwanz. Der Schuss traf seine Leiste. Er schrie und blutete, aber ich schoss noch dreimal. Zum Glück hat er überlebt. Ich rannte fort und wollte nach Brasilien fliehen, an Geld hat es ja nicht gefehlt. Voller Stolz bin ich noch mal zu Adriana, um ihr zu sagen, dass ich die Sache gerächt hätte. Da sagte Adriana, dass der Vergewaltiger Jamal gewesen sei. Es war, als würde mir der Boden unter den Füßen weggezogen.

Was taten Sie?

Ich habe mich der Polizei gestellt. In der Zelle war es eng, und ich litt, weil ich keine Drogen hatte. Irgendwann habe ich dann im Fernsehen einen Boxkampf mit dem deutschpolnischen Boxer Dariusz Michalczewski gesehen. Er war Pole, aber er hatte es in Deutschland geschafft. Die Leute jubelten ihm zu. Plötzlich hatte ich ein Vorbild. Ich fing an, Schattenboxen in der Zelle zu machen und den Dreck und die Sucht in mir rauszuschwitzen. Ich machte ein Antiaggressionstraining und las wie verrückt. Als ich 2001 ins Gefängnis gekommen war, war ich ein Wrack. Nun sah ich richtig gesund aus. Dank einem sehr guten Anwalt hatte ich nur drei Jahre bekommen, zwei davon auf Bewährung. Das eine Jahr im Knast hat mich gerettet.

Sind Sie Ihrem Opfer noch einmal begegnet?

Ich habe ihn vor zwei Jahren mal von Weitem gesehen. Er humpelte immer noch.

Sie erzählen das alles, als sei es für Sie ein Abenteuer gewesen. Haben Sie kein schlechtes Gewissen?

Doch, natürlich. Ich bin kein bisschen stolz darauf.

Hamid Rahimi, 30, ist Profiboxer. 2006 bestritt er seinen ersten Wettkampf als Profi unter dem Boxnamen The Dragon. 2012 kehrte er für einen Wettkampf nach Kabul zurück, er wollte ihn als Friedenssymbol verstanden wissen. Seine Autobiografie "Hamid Rahimi. Die Geschichte eines Kämpfers" ist vor Kurzem im Osburg Verlag erschienen

Das Gespräch führte Ijoma Mangold. Er gehört neben der Fotografin Herlinde Koelbl und dem Psychologen Louis Lewitan zu den Interviewern unserer Gesprächsreihe

Hamid Rahimi kam als afghanischer Flüchtling nach Hamburg und wurde fast zum Mörder. Dann musste er ins Gefängnis

Load-Date: October 24, 2013

End of Document

Rosemarie Fendel

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

21. März 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: FEUILLETON, NACHRUFG; Rosemarie Fendel; S. 60; Ausg. 13

Length: 336 words

Byline: Peter Kämmel

Body

In Alfred Hitchcocks Thriller *Rebecca* gibt es eine Person, die man nie wieder vergisst: die Haushälterin Miss Danvers, eine Frau, die über ein riesiges Anwesen herrscht und sich doch nie zu bewegen scheint, weil sie immer schon dort ist, wo die anderen erst hineilen. Die Schauspielerin Rosemarie Fendel war wie eine jüngere Schwester von Miss Danvers: Sie wirkte in jeder Umgebung, als wisse sie mehr als alle und als sei sie schon viel länger da. Man konnte sich vorstellen, dass in Dornröschens Schloss, in dem alle Menschen und Tiere und sogar das Herdfeuer in Schlaf gefallen sind, Rosemarie Fendel aufrecht allein umhergeht und über die Schlöffer wacht. Sie spielte oft Frauen, die im Bann einer Institution zu stehen schienen: Hausangestellte, Ehefrauen, Aufpasserinnen. Auf den zweiten Blick aber sah man, dass die Gestalten, die Rosemarie Fendel erfand, nicht im Dienste einer fremden Macht arbeiteten, sondern dass es umgekehrt war: Die Institutionen, die sie scheinbar repräsentierten, waren Ausgeburten ihrer Fantasie (oder ihres Wahns). Ganze Behörden, Asyle, Gutshäuser schienen nur den Zweck zu haben, diese Frauen zu unterhalten. Rosemarie Fendel war eine eigensinnige Spielerin; sie hatte das Unrätliche einer Märchenfigur. Geboren wurde sie 1927 in Metternich bei Koblenz. 1946 debütierte sie an den Münchner Kammerspielen, unter Gröndgens spielte sie in Düsseldorf. In den Filmen ihres Lebensgefährten Johannes Schaaf - *Tätowierung* (1967) und *Trotta* (1971) - wurde sie bekannt.

Weil man in Deutschland als Schauspielerin nicht zu Weltruhm kommt, lieb Rosemarie Fendel ihre wunderbare Stimme denen, die schon berühmt waren: Sie synchronisierte Elizabeth Taylor, Jeanne Moreau, Lauren Bacall und viele andere, die wohl kaum wussten, welche Ehre ihnen so erwiesen wurde. Am 13. März ist Rosemarie Fendel in Frankfurt gestorben; sie war 85 Jahre alt.

VON PETER KÄMMEL

Rosemarie Fendel * 25.4.1927 â(EURO) 13.3.2013

Load-Date: March 25, 2022

Deutsche Banken kündigen Konten iranischer Studenten; Wer finanziert das iranische Atomprogramm? Deutsche Banken verdächtigen iranische Gaststudenten und kündigen vorsichtshalber ihre Konten. Von Vera Cornette

ZEIT-online

Freitag 24. Mai 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT ONLINE

Section: ATOMSTREIT; Ausg. 22

Length: 724 words

Byline: Vera Cornette

Body

Bankenviertel in Frankfurt am Main

© Frank May/dpa

Seine EC-Karte sollte er nie wiedersehen. Eigentlich wollte Informatik-Student Armin Hadavand in einer Münchner Commerzbank-Filiale nur 40 Euro abheben. Doch der Automat behielt seine Karte. "Ich war geschockt und konnte mir das nicht erklären", sagt der 25-Jährige. Am nächsten Tag bekam Armin Hadavand einen Brief, in dem die Bank ihm mitteilte, sie werde sein Konto schließen. Ohne Begründung.

Dass die Kündigung etwas mit seinem Herkunftsland Iran zu tun haben könnte, darauf kam Hadavand erst, als er mit iranischen Kommilitonen darüber sprach. Sie hatten ähnliche Briefe erhalten - auch von anderen Geldinstituten wie der Deutschen Bank und der HypoVereinsbank. Und sie sind nicht die einzigen. Mehr als 2.000 vergleichbare Fälle bundesweit kennt Lutz Bucklitsch vom Verein für **Flüchtlingshilfe** Iran. "Mittlerweile ist das kein rein deutsches Problem mehr, auch in Österreich und Tschechien gab es solche Kontokündigungen", sagt Bucklitsch.

Hadavand und andere iranischstämmige Studenten schrieben einen Brief an die Banken: Die Konten seien ohne Auffälligkeiten oder Unregelmäßigkeiten geführt worden - warum die Kündigung? Erklärungen bekamen sie nicht; die meisten Geldinstitute führten "geschäftspolitische Gründe" an. Lediglich die HypoVereinsbank berief sich auf die Resolution 1929 des UN-Sicherheitsrates, die wegen des iranischen Atomprogramms die meisten Geldgeschäfte mit dem Land verbietet.

Warum die Studenten verdächtigt werden

Solche "Geldgeschäfte" mit dem Iran führen Hadavand und seine Kommilitonen regelmäßig durch: Viele werden von ihren Familien finanziell unterstützt. "Ich finde es ungerecht, wie sich die Banken den iranischen Studenten gegenüber verhalten. Ich finanziere mit meinem Geld doch kein Atomprogramm", sagt Hadavand.

Deutsche Banken kündigen Konten iranischer Studenten Wer finanziert das iranische Atomprogramm? Deutsche Banken verdächtigen iranische Gaststudenten und kündige....

Ähnlich dachten wohl auch die Verfasser der Resolution des Sicherheitsrates. Geldströme von Einzelpersonen müssen Banken demnach nur überwachen, wenn ein konkreter Verdacht auf Geldwäsche besteht, oder es sich um Geld handeln könnte, das zur Finanzierung des iranischen Atomprogramms verwendet wird. Zudem gilt die Resolution bereits seit mehr als drei Jahren. Bislang hatte die Bank offenkundig keine Bedenken gegen das Konto von Armin Hadavand. Warum jetzt?

Der deutsch-iranische Grünen-Abgeordnete Omid Nouripour vermutet, dass die deutschen Banken Angst vor Millionenstrafen der amerikanischen Finanzbehörde haben. Die deutschen Banken sicherten sich in vorausseilendem Gehorsam ab, indem sie Geldgeschäfte mit Iranern gar nicht erst eingingen.

Auch Bucklitsch von der Flüchtlingshilfe glaubt, dass die deutschen Banken nicht ihre Geschäftsbeziehungen mit den amerikanischen Geschäftspartnern gefährden wollen. Bestätigt wird das von den Geldhäusern nicht. Die Commerzbank zum Beispiel schreibt auf Nachfrage von ZEIT ONLINE: "Bitte haben Sie Verständnis, dass wir uns grundsätzlich nicht zu Kundenbeziehungen äußern."

Die Rechtslage begründet das Vorgehen der Banken nicht. Im Juni 2012 urteilte das Oberlandesgericht in Hamburg, dass Banken ein Konto nicht einmal dann kündigen müssen, wenn die Inhabelfirma im Anhang der Iran-Embargo-Verordnung gelistet ist. Banken seien nur verpflichtet zu prüfen, welche Geldtransfers in den Iran erfolgen. Für Privatpersonen müsse die Unschuldsvermutung gelten.

Die Politik hält sich zurück

Ein vielversprechendes Urteil, sagt Nouripour: "Ich denke, mit einer Sammelklage gegen die Banken hätten die Studenten gute Chancen. Die Banken verhalten sich eindeutig rechtswidrig, es gibt keine rechtliche Grundlage, um Iranern die Kontoführung zu verbieten."

Die Politik verzichtet bislang auf rechtliche Schritte. Christine Lüders, die Leiterin der Antidiskriminierungsstelle des Bundes, versucht die Banken von ihrem derzeitigen Kurs abzubringen. "Das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz schützt Menschen davor, wegen ihrer Staatsangehörigkeit unangemessen benachteiligt zu werden. Und kein Mensch kann heutzutage ein Leben ohne ein eigenes Konto organisieren." Geändert haben ihre Appelle nichts.

Hadavand hat nun ein Konto bei der Postbank. Auch dort gab es bereits Kündigungen, die vermutlich im Zusammenhang mit der Herkunft ihrer Inhaber standen.

Load-Date: May 24, 2013

EU-Pläne zur Grenzüberwachung "verletzen Grundrechte"; Der Datenschutzbeauftragte Schaar kritisiert das angeblich schlaue EU-Grenzüberwachungssystem Smart Border. Es komme einer Vorratsdatenspeicherung gleich.

ZEIT-online

Dienstag 5. März 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten



Section: SMART BORDER; Ausg. 10

Length: 575 words

Byline: Kai Biermann

Body

Von der italienischen Küstenwache aufgegriffene **Flüchtlinge**

© Tullio M. Puglia/Getty Images

Der Bundesdatenschutzbeauftragte Peter Schaar hält die Pläne für vollautomatisierte Kontrollen an den EU-Außengrenzen für nicht praktikabel und rechtlich untragbar. Das sogenannte Smart-Border-System verletze sogar Grundrechte, sagte Schaar.

Wegen technischer Defizite könnten beispielsweise unbescholtene Reisende in Fahndungslisten auftauchen und dann wie Kriminelle behandelt werden. Alles in allem sei das Konzept völlig unrealistisch und Geldverschwendung. "Die Pläne sind alles andere als smart", sagte Schaar in Anspielung auf den Namen des Programms.

EU-Innenkommissarin Cecilia Malmström hatte Ende Februar das Smart-Border-Vorhaben präsentiert. Es basiert vor allem darauf, Datenbanken bei Polizeien und anderen Diensten in den verschiedenen EU-Ländern miteinander zu verknüpfen. Außerdem sollen Drohnen und Satelliten helfen, die Grenzen zu überwachen.

Ein- und Ausreise überwachen

Zwei weitere Teilsysteme gehören dazu. Eines soll die Ein- und Ausreise von Ausländern überwachen und sicherstellen, dass jeder, der eingereist ist, die EU auch wieder wie geplant verlässt. So will die Kommission sicherstellen, dass Menschen nicht bleiben, obwohl ihr Visum abgelaufen ist. Das zweite System soll dazu dienen, Daten von EU-Ausländern schon vor der Einreise zu überprüfen. Wer dem zustimmt, könnte dann als Gegenleistung die Grenze schneller passieren.

Schaar ist nicht der einzige, der das Vorhaben kritisiert. Verschiedene Studien kommen ebenfalls zu vernichtenden Ergebnissen. Die Autoren einer von der Böll-Stiftung in Auftrag gegebenen Studie namens *Borderline* urteilen,

EU-Pläne zur Grenzüberwachung "verletzen Grundrechte" Der Datenschutzbeauftragte Schaar kritisiert das angeblich schlaue EU-Grenzüberwachungssystem Smart Border....

die enormen Kosten stünden in keinem Verhältnis zum Nutzen. Malmström schätzt die Installationskosten auf 1,1 Milliarden Euro.

Schlimmer noch: Die Aussage, das Programm könne das Leben von Bootsflüchtlingen retten, die immer wieder im Mittelmeer ertrinken, hält Mitautor Ben Hayes für vorgeschoben. Von Rettung der Flüchtlinge stehe in den Konzepten nichts, vielmehr würden "Push-Back"-Pläne entwickelt, die dazu dienten, Menschen abzuschrecken oder noch auf dem Meer zurückzuschicken.

Lückenlose Datenerfassung

Auch eine von der EU selbst in Auftrag gegebene Studie bezweifelt den Nutzen des Programms. Datenschutz und das Recht auf Privatsphäre könnten dadurch verletzt werden, so die Autoren.

Schaar stört sich vor allem an den Daten, die dabei erfasst werden. Denn eine lückenlose Datenerfassung ist die Voraussetzung für das Kontrollsystem. Schaar argumentiert, es sei unmöglich, alle Daten von Ein- und Ausreisenden aus Drittstaaten sicher zu erfassen. "Wenn etwas schiefgeht, bei irgendeinem Grenzkontrollpunkt, in irgendeinem Zug, auf irgendeinem Flughafen oder einem Seehafen - dann ist das ganze System im Grunde genommen kompromittiert und die dort gespeicherten Daten sind nicht zuverlässig", sagte der Datenschutzbeauftragte.

Laut Schaar sollte in den USA vor einigen Jahren ein ähnliches System eingeführt werden. Das funktionierte bis heute nicht, obwohl der Grenzfluss in die USA mit nur zwei direkten Nachbarstaaten viel einfacher zu koordinieren sei als die Ein- und Ausreisen in der EU, sagte Schaar.

Zu den praktischen Defiziten komme hinzu, dass das Vorhaben als "lückenlose Vorratsdatenspeicherung" juristisch nicht haltbar sei. Er hoffe, dass sich die Bundesregierung bei den anstehenden Beratungen und Verhandlungen in Brüssel "sehr kritisch" positioniere.

Load-Date: March 6, 2013

Unbändige Entdeckerfreude

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

21. Februar 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: LESEZEICHEN; S. 64; Ausg. 9

Length: 240 words

Byline: Helga Kempcke

Body

Er habe Eindrücke festhalten wollen, die Fotos allein nicht vermitteln könnten, schreibt Roland von Hentig im Nachwort seines Buchs *Reisen und Erinnerungen*. Und es sind etliche, die im Laufe seines Lebens zusammengekommen sind - gesammelt in den entlegensten Winkeln der Erde. Schon seine Kindheit verlief turbulent. 1932 wird er als Sohn des deutschen Generalkonsuls Werner Otto von Hentig in San Francisco geboren. Zwei Jahre später zieht die Familie nach Bogotá, Kolumbien. 1936 dann geht es zurück nach Deutschland. Auf die Schuljahre in der Uckermark folgt die Flucht aus dem Berliner Bombenhagel, später die Flüchtlingsnot in Partenkirchen. 1945 schicken ihn die Eltern in die USA. In Chicago studiert Roland von Hentig Biologie, er erforscht Insekten auf Borneo, befährt im Dienst der US-Navy den Pazifik. Mit kundigem Blick auf Pflanzen und Tiere und großem Interesse an fremden Kulturen, heiter, neugierig und abenteuerlustig bewegt er sich durch die Welt. Ob als Doktorand auf Helgoland oder als Dokumentarfilmer auf den Komoren, als Termitenexperte oder Meereskundler, als Journalist oder Hochschullehrer: Von Hentig lässt die Leser teilhaben an seiner schier unbändigen Entdeckerfreude. Die Bergung besonderer Eindrücke - sie ist ihm ausgesprochen gut gelungen.

HELGA KEMPCKE

Roland von Hentig: *Reisen und Begegnungen*. Libelle Verlag AG, Lengwil 2012; 216 S., 22,80 (EURO)

Load-Date: February 21, 2013

WORTE DER WOCHE

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

17. Oktober 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK, WORTE DER WOCHE; WORTE DER WOCHE; S. 2; Ausg. 43

Length: 156 words

Body

»Sie sind vor Kugeln und Bomben geflohen, nur um zu sterben, bevor sie überhaupt Asyl in Anspruch nehmen konnten.« (António Guterres UN-Flüchtlingskommissar, über die syrischen Flüchtlinge, die bei der Havarie vor Lampedusa ertranken)

»Wir hatten gedacht, der Kommunismus sei tot, aber diese Krankheit ist chronisch.« (Swetlana Alexijewitsch weißrussische Gewinnerin des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, über die Zustände in ihrer Heimat)

»Ich hoffe, dass wir zwei sehr produktive Tage haben werden.« (Catherine Ashton EU-Außenbeauftragte, zu den Gesprächen über das iranische Atomprogramm in Genf)

»Es ist ja so ein Ritt auf der Rasierklinge.« (Winfried Kretschmann Baden-Württembergs Ministerpräsident (Grüne), über eine Koalition mit der Union)

»Es gibt eine allgemeine Rahmenvereinbarung.« (Bob Corker republikanischer US-Senator, über einen möglichen Kompromiss im Haushaltsstreit)

WORTE DER WOCHE

Load-Date: March 25, 2022

End of Document

Syrien-Gesandter Brahimi versucht neuen Anlauf; Der UN-Sondergesandte will sich in Syrien für einen Dialog zwischen Regierung und Rebellen stark machen. In Aleppo starben bei Bombenanschlägen Dutzende Menschen.

ZEIT-online

Mittwoch 3. Oktober 2012 12:01 AM GMT

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: BÜRGERKRIEG IN SYRIEN; Ausg. 40

Length: 662 words

Body

Der Syrien-Sonderbeauftragte Lakhdar Brahimi spricht mit einem syrischen **Flüchtling**.

© Adem Altan/AFP/GettyImages

Der internationale Syrien-Beauftragte Lakhdar Brahimi will noch in dieser Woche in die Krisenregion zurückkehren. Brahimi werde versuchen, politischen Dialog in Syrien zu ermöglichen, sagte der stellvertretende UN-Generalsekretär Jan Eliasson. Den Anfang solle die syrische Führung machen, indem sie die Luftangriffe beende. Dem müsse dann eine "Reduzierung der Gewalt im anderen Lager" folgen. So könnten "im besten Fall" ein Waffenstillstand und eine Rückkehr zum politischen Dialog erreicht werden, sagte Eliasson.

Eliasson wisse aber noch nicht, ob Brahimi nach Syrien einreisen könne. Brahimi wolle zudem von der kommenden Woche an von Kairo aus arbeiten, um näher an den Entwicklungen der Region zu sein.

UN-Generalsekretär Ban Ki Moon hatte nach einem Treffen mit dem syrischen Außenminister Walid Muallem am Rande der UN-Vollversammlung in New York gesagt, es sei an der Zeit, dass die Führung in Damaskus ihre Offensive zurückfahre. Er forderte die syrische Regierung auf, Mitgefühl mit dem Volk zu zeigen.

Kämpfe in Damaskus

Die syrische Armee beschoss weiter die Hauptstadt Damaskus und ihre Umgebung. Bei einem Angriff auf einen Vorort Harasta wurden nach Oppositionsangaben am Dienstag mindestens elf Menschen getötet. In Duma, nordöstlich der Hauptstadt, hätten die Truppen mindestens fünf Zivilisten getötet.

Aus Syrien gibt es derzeit keine Informationen unabhängiger Stellen, was die Einschätzung der wahren Lage erschwert.

Die amtliche Tageszeitung *Al-Baas* berichtete, das Militär sei seinem Ziel nähergekommen, die gesamte Region um Damaskus wieder unter seine Kontrolle zu bringen. Von den Rebellen verbreitete Videoaufnahmen zeigten zahlreiche Menschen, die in der Nacht in Autos aus Duma flohen.

Syrien-Gesandter Brahimi versucht neuen Anlauf Der UN -Sondergesandte will sich in Syrien für einen Dialog zwischen Regierung und Rebellen stark machen. In Alep....

Seit einem Angriff der Rebellen in Damaskus Mitte Juli, bei dem Verteidigungsminister Daud Radschha sowie sein Vize, Assads Schwager Assef Schaukat, getötet wurden, haben die Regierungstruppen die Rebellen in die Außenbezirke und Vororte von Damaskus abgedrängt. Sie verloren jedoch die Kontrolle über mehrere Grenzübergänge und kämpfen um die Kontrolle der Millionenmetropole Aleppo.

Aleppo unter Beschuss

Bei Selbstmordanschlägen mit Autobomben wurden am Mittwoch in Aleppo laut Aktivisten mindestens 40 Menschen getötet und mindestens 90 weitere verletzt. Aus Behördenkreisen verlautete, es seien 27 Tote. Drei Fahrzeuge explodierten auf einem zentralen Platz, wie Augenzeugen schilderten. Der Anschlag habe sich gegen einen Offiziersclub und ein Hotel gerichtet, hieß es. Die Fassade des Hotels sei teilweise zerstört, zwei Etagen eines Cafés seien eingestürzt.

An dem Platz im Zentrum Aleppos befinden sich auch viele Regierungsgebäude, die aber sämtlich geschlossen waren. Nach Angaben der Syrischen Beobachtungsstelle für Menschenrechte soll es sich bei der Mehrheit der Toten und Verwundeten um Mitglieder der Regierungstruppen handeln. Das syrische Staatsfernsehen berichtete von "drei terroristischen Anschlägen".

Zuvor hatte die Armee nach Angaben von Oppositionellen Aleppo beschossen. Die Rede war hierbei von 22 getöteten Zivilisten. Die Staatszeitung *Al-Watan* berichtete, die Armee habe Verstärkung nach Aleppo entsandt. Die Kämpfe um Aleppo hatten am Wochenende den berühmten Basar schwer beschädigt, der zum Weltkulturerbe der Unesco zählt.

Auch in der südlichen Provinz Daraa gab es laut Opposition demnach wieder schwere Kämpfe. Neun Rebellen seien nahe der jordanischen Grenze bei einer Explosion getötet worden. In einem Flüchtlingslager seien ebenfalls neun Menschen durch Waffengewalt gestorben, darunter eine schwangere Frau.

Insgesamt seien am Dienstag mindestens 104 Menschen durch Angriffe der Armee von Staatschef Baschar al-Assad getötet worden - 57 Zivilisten, 26 Soldaten und 21 Rebellen. Seit dem Beginn des Aufstands gegen Assad im März 2011 starben demnach bei den Kämpfen in Syrien mehr als 31.000 Menschen.

Load-Date: October 4, 2012

Neue Bürger aus dem Süden; Die Krise zwingt Abertausende Spanier zum Auswandern. Österreich wird als Ziel immer beliebter

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

10. Januar 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK ÖSTERREICH; Neue Bürger aus dem Süden; S. 12; Ausg. 3

Length: 1659 words

Byline: Ricardo Dominguez

Body

Sherezade Moñino zögert. »Ich aß... Schnitzel mit... Pommes«, sagt sie dann, und ihre Deutschlehrerin Ute Krogmann lächelt. Jeden Samstagmorgen kommt die 22-Jährige zum Deutschunterricht an das Madrider Goethe Institut. Dieses Mal erzählt sie von einem Besuch in Wien und ihrem Vorstellungsgespräch am Vienna Biocenter. Die Biologin will Spanien verlassen. Ihr Freund Alberto, ein studierter Sportlehrer, unterstützt sie dabei: Seine monotone Arbeit in einem Callcenter hat er gründlich satt. Sie wollen zusammenziehen und einen Arbeitsplatz finden, der ihrer Qualifikation entspricht. Gemeinsam wollen sie wie abertausend andere Spanier ihr Glück im Ausland suchen. Österreich wird in der Migrationswelle, welche die Wirtschaftskrise ausgelöst hat, immer mehr zu einem attraktiven Ziel.

Seit Januar 2011 hat fast eine Million Menschen Spanien verlassen. Zwar ist die Mehrheit davon Ausländer, die während der Zeit des großen Wirtschaftsbooms zum Arbeiten auf die iberische Halbinsel gekommen waren, doch es sind auch immer mehr Spanier darunter; laut Statistik 117523 Personen, und viele von ihnen sind jung. Die Arbeitslosenrate in Spanien liegt bei 25 Prozent: Fast jeder zweite Jugendliche hat keine Arbeit. Mittlerweile hat sich die Empörung, die sich im Sommer bei den Massenprotesten an der Puerta del Sol entlud, in Resignation verwandelt - und in die Sehnsucht, ein Land zu verlassen, das den neuen Generationen immer weniger Möglichkeiten bieten kann. Fast alle haben wir Freunde oder Familienmitglieder, welche sich in diesen Tagen davongemacht haben. Und fast allen geht uns zumindest der Gedanke durch den Kopf, Spanien zu verlassen. Wohin?

»Österreich ist die große Unbekannte in Europa, die im Schatten Deutschlands steht«, findet Sherezade, die gerade ihre Diplomarbeit in Molekularbiologie schreibt. »Aber Wien soll ja weltweit die Stadt mit der höchsten Lebensqualität sein«, fügt Alberto hinzu. Beide wussten so gut wie nichts über Österreich, bis Sherezade ihr Stipendium für eine Doktoratsstelle in Wien bekam. Zuvor hatte die Spanierin einige Österreicher während ihres Erasmus-Studienjahres in Manchester kennengelernt: »Die Österreicher sind freundliche und respektvolle Menschen, mediterraner als die Deutschen, und ihr soziales Bewusstsein kann sich mit dem der nordischen Ländern messen.« Eine Dissertation in Spanien kommt für sie nicht infrage: »Dann müsste ich an Projekten meiner Vorgesetzten arbeiten und mich für ein prekäres Gehalt ausbeuten lassen. In Österreich kriegt man einen anständigen Vertrag.«

Neue Bürger aus dem Süden Die Krise zwingt Abertausende Spanier zum Auswandern. Österreich wird als Ziel immer beliebter

Eine Kollegin von ihr müsse sich noch dafür bedanken, dass sie magere 400 Euro im Monat für mehr als 40 Wochenstunden Arbeit in einem renommierten Zentrum für Molekularbiologie erhält. Resignation und Empörung spiegeln sich in Sherezades Gesicht. »Wie viele Biologen hier derzeit wohl Pizza ausliefern?«, ätzt Alberto.

Die horrenden Arbeitslosenzahlen haben aber auch mit Fehlern im Bildungssystem zu tun. Eine neue Reform soll dabei helfen, die starken Bildungsunterschiede auszugleichen: zwischen jenen, die einen höheren Abschluss haben, und denen, die ihre Ausbildung frühzeitig abbrechen. Letztere wurden die Generation »*ni-ni*« (»weder noch«) getauft, weil sie weder studieren noch arbeiten. Genau diese Generation hat Spanien an die Spitze der europäischen Länder mit den meisten Schulabbrechern katapultiert. Jeder dritte Spanier zwischen 15 und 24 Jahren bricht laut einer Unesco-Studie seine sekundäre Ausbildung ab. Dem gegenüber stehen die Studenten: Sie investieren in lange Karrieren, ohne genau zu wissen, wozu das dienen könnte und ob es überhaupt zu etwas taugt. Im Oktober lag die Quote der arbeitslosen Akademiker bei 12,4 Prozent - im Vergleich zu rund 5,2 Prozent im EU-Durchschnitt. Theoretisch gewinnt man beim Studieren die Fähigkeit, mehr aus sich zu machen, doch in der Praxis ist es ein Tappen im Dunklen. Ich selbst schreibe diese Zeilen als Dienstleister - ohne großes Vertrauen in die Zukunft, den Blick längst auf Tätigkeitsbereiche mit mehr Sicherheit gerichtet. Ich bin sogar überzeugt, dass mein Uni-Abschluss in Journalismus mit jedem Tag, der verstreicht, an Wert verliert: Deshalb habe ich vor ein paar Monaten damit begonnen, nebenbei als Reiseführer für Touristen zu arbeiten. Ich habe Frau und Kind.

Nun hat auch Österreich sein Interesse an den spanischen Auswanderern entdeckt. In Schlüsselbereichen der Wirtschaft werden Fachkräfte und Ingenieure benötigt. Im Fremdenverkehr und Tourismus sind jedes Jahr zahlreiche Stellen zu besetzen. Laut Michael Spalek, dem Wirtschaftsdelegierten an der österreichischen Botschaft in Madrid, sind spanische Fachkräfte im Ausland gefragt. Vergangenen Herbst hatte das Außenhandelsbüro in Madrid im Rahmen der Aktion »Technology Wizards« 13 österreichische Unternehmen mit spanischen Ingenieuren zusammengebracht. Extrem positiv sei das Resultat gewesen, erzählt Spalek. Mehr als 2000 Bewerber hätten ihren Lebenslauf eingesandt.

Mitte Oktober lancierte die Österreichische Hoteliervereinigung eine Kampagne, um Arbeitskräfte für 5000 offene Stellen zu finden - vorwiegend Kellner, Küchengehilfen und Reinigungskräfte. Aufgrund der vielen Bewerbungen stürzte die Homepage ab, und die Telefonleitungen der Botschaft waren über mehrere Tage blockiert.

Auch für die 90 Mitarbeiter des Madrider Goethe-Institutes war es ein anstrengendes Jahr: 7000 Madrilenen haben sich 2012 für einen Deutschkurs eingeschrieben; vor sieben Jahren waren es gerade einmal 3000. María Teresa Rocha, die Leiterin des Österreichischen Kulturforums Madrid, bekommt immer mehr Anfragen nach Stipendien in Österreich, nach Hochschulen, Lehrgängen und Doktoratsstellen. Die Kürzungen im Kulturbereich haben auch die Zahl von Künstlern ansteigen lassen, die anrufen, um ihre Projekte vorzustellen, in der Hoffnung, sie irgendwie finanzieren zu können. »In vielen Fällen gibt es einen Österreich-Bezug«, sagt Rocha. »In anderen Fällen biegen die Künstler ihre Arbeit einfach in diese Richtung.«

Die besten Chancen im Ausland haben natürlich jene Spanier, die gut ausgebildet sind und Sprachkenntnisse besitzen. Menschen wie der 37-jährige Architekt Roberto Rodríguez. Er ist einer von jenen 4120 Spaniern, die bereits in Österreich leben. Ein Drittel von ihnen ist nach Auskunft der spanischen Botschaft in Wien erst in den letzten beiden Jahren zugewandert. Roberto kam 2009 mit seiner Frau und drei Kindern nach Salzburg; das vierte Kind wurde bereits in Österreich geboren. In den Jahren vor dem Crash in Spanien hatte er sich vor Arbeit kaum retten können. Der Bausektor brummte, von 2002 bis 2008 sprudelten die Aufträge geradezu - bis die Immobilienblase mit lautem Getöse zerplatzte. »Die Bauträger ließen uns wissen, dass sie erst einmal alle leer stehenden Wohnungen verkaufen müssten, bevor sie neue Aufträge angehen könnten. Einige bereits eingereichte Projekte wurden nie bezahlt.«

Seine Situation in Österreich ist jetzt eine ganz andere. Hier sei der Markt stabil. Mit einem österreichischen Kollegen gründete er das Architekturbüro Haro Architects. Die Umsatzzahlen reichten nicht an die »goldenen Zeiten« der spanischen Blase heran, doch die Geschäfte liefen zufriedenstellend. »Wir können sehr gut leben, das ist eine prägende Erfahrung für mich. Und wir haben einen großartigen Ort gefunden, um unsere Kinder

Neue Bürger aus dem Süden Die Krise zwingt Abertausende Spanier zum Auswandern. Österreich wird als Ziel immer beliebter

großzuziehen.« Während der Sozialstaat in Spanien im Zuge der Krise abgebaut wird, gibt es in Österreich Kindergeld, Familienbeihilfe, keine Schulgebühren, keinen Numerus clausus. Auch das ist für junge Familien ein schlagendes Argument.

Doch die Zahl jener Spanier, die unter wesentlich schlechteren Voraussetzungen ins Ausland gehen, hat sich ebenfalls erhöht. Niemand weiß das besser als Francisco Gutiérrez aus Valencia. Er hat als Fahrer bei einer Buslinie für Fernreisen gearbeitet, bis er seinen Job verlor. »In den letzten Jahren habe ich viele Leute mit Koffer und nicht mehr als 3000 Euro im Gepäck mitgenommen. Nach einem Monat waren sie schon wieder auf der Rückreise.« Mit seinen 38 Jahren bekommt der Familienvater eine Mindestbeihilfe für Langzeitarbeitslose von 400 Euro pro Monat. Auch er hat seinen Lebenslauf an das österreichische Kulturforum geschickt, wohl wissend, dass sein Profil nicht zu den Angeboten passt. Doch er will um jeden Preis weg, jede Arbeit annehmen. Österreich müsse es aber nicht unbedingt sein. Genauso gut würde er nach Deutschland, Frankreich oder Belgien gehen.

Francisco und Roberto, der Arbeitslose und der Architekt, sind zwei konträre Beispiele für dasselbe Phänomen. Sherezade und Alberto, die Molekularbiologin und der Sportlehrer, sind als Nächstes an der Reihe, ihr Glück im Ausland zu probieren. Mit ihrer Deutschlehrerin bereiten sie sich auf das Unbekannte vor. Gemeinsam versuchen sie sich auszumalen, wie es in Zukunft sein wird. In Österreich. Wenn dort ihr erstes Kind zur Welt kommt. Wir, die zurückbleiben, machen schon keine langfristigen Pläne mehr. Gerade ich als Journalist bin mehr als andere an meine Muttersprache gebunden. Wenn sich die wirtschaftliche Situation nicht bald ändert, werden aber auch wir an der Reihe sein. Die Zeit, die Spanien braucht, um aus der Krise zu kommen, wird darüber entscheiden, ob der Aderlass nur ein vorübergehender Verlust ist oder ob ein Exodus daraus wird - vergleichbar mit jenem in den sechziger Jahren, als Spanier massenweise vor allem nach Deutschland gingen. Nach den Prognosen der Regierung wird die Rezession 2013 weiter andauern. Oder anders ausgedrückt: Es wird erneut ein Jahr der Auswanderer.

Aus dem Spanischen von ANGELA E. MÜLLER

Emigrieren statt protestieren: Die Jugenddemos von Madrid sind der Resignation gewichen

Ricardo Domínguez, 28, Journalist und Fremdenführer in Madrid

Load-Date: March 25, 2022

Das Wunder der New Yorker U-Bahn; Wie die Stadt an Weihnachten einem verirrtten Flüchtling half

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

19. Dezember 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK, MEINUNG; Das Wunder der New Yorker U-Bahn; S. 13; Ausg. 52

Length: 1175 words

Byline: Roya Hakakian

Body

Zurücktreten bitte, Türen schließen!« Was 19 Jahre nicht vermocht hatten, das passierte nun hier, an der Bahnsteigkante einer New Yorker U-Bahn-Station: Meine Mutter und ich wurden voneinander getrennt. Sie winkte noch und setzte ein beruhigendes Lächeln auf, als sich ihr Zug in Gang setzte. Ich sah ihr Gesicht verschwinden und fragte mich, ob es richtig von mir war, sie alleine fahren zu lassen. Da verkündete eine Lautsprecherstimme: »Achtung! Der Zug der Linie B nach Brooklyn fährt diesmal auf der Line R in Richtung Queens.«

Das war im Dezember 1985. Meine Mutter und ich waren ein paar Wochen zuvor endlich in den USA angekommen - zwei **Flüchtlinge** aus dem Iran. Die ersten Monate waren die schwersten, vor allem wegen der falschen Wahrnehmung, der wir überall ausgesetzt waren. Ich habe damals sehr viel Energie darauf verwendet, die Wut zu bändigen, die jedes Mal in mir aufstieg, wenn mich ein Fremder fragte, woher ich komme.

»Iran«, sagte ich, bereit für die Reaktion, die regelmäßig folgte. »Du musst begeistert sein, jetzt hier zu leben!« Mein Englisch war damals zu schlecht, um zu erwidern, dass selbst Garten Eden ein düsterer Ort wäre, wenn man nicht aus freien Stücken dorthin gegangen sei.

Was den Iran angeht, merkte ich schnell, dass es zwei Sorten von Amerikanern gab: die schlecht informierten, die den Iran für eine rückständige Nation von verschleierten und in Turbane gehüllten Arabern hielten, die in Oasen lebten und von einer Regierung von Mullahs einigermaßen gut repräsentiert wurden. Und die in die Irre geleiteten, die glaubten, dass das Schah-Regime eine Marionette der CIA sei. Sie sahen in Ajatollah Chomeini und seinen klerikalen Seilschaften ein authentisches Eigengewächs und eine Antwort auf die unberechtigte Einmischung der USA.

Die erste dieser Gruppen amüsierte mich stets. In ihrer Gesellschaft schob ich jeden schlechten Charakterzug auf meine »Beduinen-Erziehung«. Als ich etwa an einem heißen Sommerabend bei einem Spaziergang am Strand von Coney Island ein paar Tropfen geschmolzenes Eis von meinen Handflächen schleckte und dann das entsetzte Gesicht meines Dates sah, erklärte ich ohne Umschweife, mein schlechtes Benehmen sei darauf zurückzuführen, dass ich meine Kindheit in einem Land verbracht hätte, in dem noch nie jemand von Besteck und Servietten gehört habe. Seine blauen Augen füllten sich mit Tränen des Mitgefühls. Auf dem College fragte mich eine Mitbewohnerin, welche Transportmittel meine Familie in Teheran benutzt habe. Ich erzählte ihr, dass wir

Das Wunder der New Yorker U-Bahn Wie die Stadt an Weihnachten einem verirrtten Flüchtling half

sechs Kamele in verschiedenen Größen in unserem Garten gehabt hätten. Mein Vater sei auf dem Papakamel geritten, meine Mutter auf dem Mamakamel, meine Brüder auf den jüngeren Tieren und ich auf dem Kamelbaby.

An der zweiten Gruppe, den in die Irre geführten Amerikanern, verzweifelte ich jedoch. Sie flüchteten sich in abgestandene Thesen: Amerika habe dem Iran Unrecht getan. Deshalb hätten die Klerikalen alle Verbindungen zu den USA gekappt. Sie mussten erst noch realisieren, dass Irans Herrscher sich zwar leidenschaftlich gegen den amerikanischen Imperialismus stemmten, deshalb aber noch lange nicht ihr eigenes Volk gerecht behandelten oder gar von diesem geliebt wurden. Sie konnten den Gedanken nicht ertragen, dass der Feind ihres Feindes nur ein weiterer Feind war.

Neben den Fremden machte mich aber auch meine eigene Familie zornig. Wenn du als Flüchtling in Amerika ankommst, halten sich alle deine früher eingetroffenen Verwandten für fachkundige Berater. Sie decken dich sofort mit einer Reihe bildreicher Sinnsprüche ein: »Jetzt bist du ein Vogel. Du bist dem besseren Wetter gefolgt«, sagen sie. Oder: »Du bist eine Pflanze, und jetzt hast du endlich gute Erde gefunden, in der du Wurzeln schlagen kannst.« Völlig verwirrt, wie wir waren, glaubten meine Mutter und ich, um unsere Gedanken zu ordnen, müssten wir nur die für uns passenden Metaphern ausfindig machen.

Später folgten die ungebetenen Ratschläge. Meistens widersprachen sie einander. »Kümmere dich nur ja ausschließlich um deinen eigenen Kram«, erklärten die einen. »Halt bloß immer in alle Richtungen die Augen offen, sonst wirst du über den Tisch gezogen«, sagten andere. Nur in einem einzigen Punkt waren sich immer alle einig: »Hüte dich vor den Schwarzen!«

Jetzt stand ich hier im U-Bahnhof, und meine Mutter saß im falschen Zug. Mir wurde klar, dass wir keine Vögel waren und auch keine Pflanzen. Vögel und Pflanzen können sich niemals so sehr verirren, wie es meiner Mutter gerade passierte.

Ich nahm den nächsten Zug nach Hause. Auf der Polizeiwache in unserem Viertel versuchte ich in gebrochenem Englisch meine Mutter als vermisst zu melden. Aber die Polizisten erklärten mir, irgendetwas tun könnten sie frühestens nach 48 Stunden. Da rannte ich heim und rief meine Brüder an. Unsere ersten Feiertage in Amerika drohten zur Katastrophe zu werden.

Die Sonne war schon fast untergegangen, und meine Brüder wollten gerade aufbrechen, um nach unserer Mutter zu suchen. Da klingelte es an der Tür. Draußen stand jubelnd meine Mutter, Arm in Arm mit einer afroamerikanischen Frau in der Uniform der New Yorker Verkehrsgesellschaft. Als Mutter das Haus betrat, kullerten ihr die Tränen über die Wangen.

Nach mehr als einer Stunde, begann sie zu erzählen, seien alle anderen Fahrgäste ausgestiegen. Sie habe ganz allein im Zug gegessen. Mit verweintem Gesicht wandte sie sich jetzt ihrer Begleiterin zu. Und auf Persisch sagte sie: »Diese Frau, genau diese Frau hier, die hat mich gerettet!«

»Ach was, ich hab einfach nur meinen Job gemacht«, erwiderte die Frau auf Englisch. Sie hatte richtig gedeutet, was meine Mutter ausdrücken wollte. Dann erklärte sie uns, sie habe in der U-Bahn bemerkt, wie verängstigt meine Mutter war und dass sie kaum Englisch sprach. Da habe sie sich überlegt, es sei am besten, sie nach ihrem Dienstschluss nach Hause zu bringen.

An diesem Abend zündete meine Mutter in unserem Wohnzimmer die Chanukka-Kerzen an. Sie schloss die Augen und betete für die Sicherheit und das Wohlergehen ihrer neuen Freundin Gloria. Und dafür, dass es Glorias ganzer Familie an diesem Heiligen Abend ebenfalls sicher und gut ergehen möge. Gloria wollte längst nach Hause aufbrechen, um sich um ihren Schweinebraten zu kümmern. Aber meine Mutter ließ die Ärmste einfach nicht gehen. Erst einmal müsse Gloria unbedingt ihre Kalbfleischbällchen mit Estragon probieren.

Ich beobachtete, wie Gloria die Speisen meiner Mutter probierte, wie sie jeden Bissen mit ihren »Ohs« und »Ahs« kommentierte. Und da begriff ich es. Wir neuen Einwanderer waren weder Vögel noch Pflanzen. Wir waren Gebrauchtwagen - Gebrauchtwagen, die ihre Kilometerzähler auf null zurücksetzen und die amerikanische Straße entdecken mussten. Ohne Anleitung, von wem auch immer. Ganz für uns allein.

Das Wunder der New Yorker U-Bahn Wie die Stadt an Weihnachten einem verirrtten Flüchtling half

Aus dem Englischen von TOBIAS DÜRR

Roya Hakakian lebt in den USA. Zuletzt erschien von ihr »Assassins of the Turquoise Palace«

Load-Date: March 25, 2022

End of Document

Damals 07.11.2012; Update

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

7. Februar 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK, MEINUNG DAMALS 07.11.2012; Damals 07.11.2012; S. 13; Ausg. 7

Length: 146 words

Byline: Hanna Lütke-Lanfer

Body

Konzentriert schauen die Teenager auf ihre Laptops. Das Bild, auf dem sie zu sehen sind, könnte aus einer Werbebroschüre stammen. Doch aufgenommen wurde es in einer Schule in Neukölln, einem von Berlins sogenannten Problemvierteln. Dort leben viele Familien mit Migrationshintergrund und viele, die wenig Geld haben. Woher die Eltern der Kinder stammen, wissen wir nicht. Es spielt auch keine Rolle, denn hier hat jeder die gleiche Ausrüstung.

Die Jugendlichen sehen routiniert aus hinter ihren Bildschirmen, wie sollte es auch anders sein? Für sie ist der Unterricht am Laptop seit einigen Monaten Normalität. Mit interaktiver Technik wollte die Schulleitung die Lernenden besser einbinden und das Lehrer-Schüler-Verhältnis verbessern. Erfolgreich - wie eine erste Bilanz zeigt. Es geht also nicht nur ums Lernen, sondern auch um die Mittel.

HANNA LÜTKE-LANFER

Load-Date: March 25, 2022

Damals 29. OKTOBER 2009; Süße Träume

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

26. September 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK, MEINUNG DAMALS 29. OKTOBER 2009; Damals 29. OKTOBER 2009; S. 14; Ausg. 40

Length: 157 words

Byline: Benedikt Erenz

Body

Kinder, wie die Zeit vergeht! Schaut man die alten Abi-Fotos noch mal durch ... Welch süße Hoffnung, kühne Träume. Klassenprimus Norbert Röttgen, der viel bestaunte Intellektuelle in der CDU. Und der flotte Karl-Theodor zu Guttenberg, konservativ, aber mit Chic statt Schmiss. Der heizte den Mädels ein. Und vorneweg Philipp Rösler, der kesse junge Mann mit dem niedlichen **Migrationshintergrund**. Ach, das war sie wirklich, die Jugend 2009. Das war die Jugend, wie man sie zuletzt in Woodstock erlebt hatte, ein Neues Deutschland, wie es seit den Weltjugendspielen 1973 in Berlin, Hauptstadt der DDR, nicht mehr gesehen ward. Feuerköpfe allesamt, Rock 'n' Roller voller Witz und Ideen, voller Energie und Aufbruch und Kraft der Erneuerung. Ein einziges Versprechen auf leuchtende Tage, auf Fantasie an der Macht: So viel Zukunft war nie.

BENEDIKT ERENZ

»Neues Deutschland«, so titelte die ZEIT nach der Bundestagswahl 2009

Load-Date: March 25, 2022

**"Nie wieder bewaffneter Kampf!"; Der scheidende Palästinenserpräsident
Mahmud Abbas über seine letzte politische Chance, den Konflikt mit Israel
zu beenden**

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

26. Januar 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 6; Ausg. 5

Length: 1997 words

Byline: Alice Bota, Jörg Lau

Body

DIE ZEIT: Herr Präsident, wir haben 2011 ein Umbruchjahr für die arabischen Länder erlebt. Verstehen Sie, dass Ihr israelischer Nachbar mit Angst auf die neue Lage blickt?

Mahmud Abbas: Ich verstehe die Angst der Israelis sehr gut, es ist eine sehr schwierige Situation für ihr Land. Aber was heute in den arabischen Ländern passiert, sollte Israel zur Eile drängen, mit uns Frieden zu schließen. Keiner weiß, was später kommt. Keiner weiß, was der Arabische Frühling bringen wird.

ZEIT: Für die Palästinenser hat der Arabische Frühling zunächst nur Hoffnung gebracht. Was ist daraus geworden?

Abbas: Was die palästinensische Sache angeht, hat das revolutionäre Jahr keine Veränderung gebracht. Aber bitte verstehen Sie, dass ich mich nicht in die inneren Angelegenheiten unserer Nachbarländer einmischen kann, weil dort viele palästinensische Flüchtlinge leben. Ich will deren Wohl nicht gefährden.

ZEIT: Sind die Palästinenser am Ende die großen Verlierer des Arabischen Frühlings?

Abbas: Wenn die Menschen auch bei uns einen Regimewechsel wollen, können sie den jederzeit haben, denn wir glauben an Demokratie. Ich würde mich mit Vergnügen dem Volkswillen beugen. Bei den Demonstrationen im Westjordanland und in Gaza gab es aber nur drei Slogans: "Nieder mit der Besatzung", "Nein zur nationalen Teilung" und "Ja zur Versöhnung zwischen den palästinensischen Fraktionen Fatah und Hamas".

ZEIT: Im Mai soll es Wahlen geben. Sie stehen nicht für eine weitere Amtszeit zur Verfügung?

Abbas: So habe ich es gesagt, und ich stehe dazu. Ich hoffe sehr, dass wir am 4. Mai unsere Wahlen abhalten können. Dann werde ich abtreten.

ZEIT: Voraussetzung dafür ist die Versöhnung zwischen Ihrer Fatah und Hamas in Gaza, und die kommt nicht voran.

"Nie wieder bewaffneter Kampf!" Der scheidende Palästinenserpräsident Mahmud Abbas über seine letzte politische Chance, den Konflikt mit Israel zu beenden

Abbas: Die Versöhnung kommt sehr wohl voran. Es gibt zwischen dem Westjordanland und Gaza keine Auseinandersetzungen mehr. In Gaza sind noch militante Gruppen jenseits von Hamas aktiv, die manchmal Raketen auf Israel schießen. Hamas versucht, sie unter Kontrolle zu bringen. Wir alle wollen Wahlen als Abschluss der Versöhnung. Wer danach regiert, das ist allein Sache des palästinensischen Volkes.

ZEIT: In der arabischen Welt erleben wir Wahlsiege des politischen Islams. Droht das auch Palästina?

Abbas: Hamas ist wichtig, aber ich glaube nicht, dass die Palästinenser mehrheitlich für islamische Parteien stimmen werden. Wir sind sehr viel säkularer als unsere Nachbarn.

ZEIT: Das ist die Weltsicht Ihrer Generation, der säkularen Nationalisten, die jetzt bald abtreten wird.

Abbas: Die Gesprächsbereitschaft der Palästinenser hängt nicht an meiner Person. Der Friedensprozess ist nicht die private Politik von Mahmud Abbas. Er ist in der Fatah tief verwurzelt. Unsere gesamte Führung ist moderat und säkular.

ZEIT: In der Hamas sind die Moderaten auf dem Rückzug. Der eher pragmatische Chef Chaled Meschal, Ihr Partner bei den Versöhnungsgesprächen, will nicht wieder antreten. Sie befürchten nicht, dass auch in Palästina eine neue, radikalere Generation die Macht übernimmt?

Abbas: Ich hoffe, dass es nicht so kommt.

ZEIT: Im Herbst haben Sie bei den Vereinten Nationen die Aufnahme Palästinas als Vollmitglied beantragt. Warum dieser Schritt?

Abbas: Ein Jahr zuvor hatten wir versucht, die Verhandlungen wiederzubeleben. Das scheiterte trotz der Bemühungen des Quartetts, bestehend aus den USA, der EU, Russland und den Vereinten Nationen. Wir hatten angekündigt, uns in diesem Fall an die UN zu wenden. An wen auch sonst? Aber das bedeutet doch nicht, dass wir nicht mehr verhandeln wollen! Alle Kernprobleme eines Friedensschlusses - Grenzverlauf, Sicherheitsfragen, der Status Jerusalems und die Flüchtlingsfrage - müssen natürlich zwischen uns und den Israelis direkt besprochen werden. Nur so wird es Frieden geben. Aber wir mussten Bewegung in den Prozess bringen, denn der war seit dem Amtsantritt von Benjamin Netanjahu blockiert.

ZEIT: Die Israelis betrachten Ihren Gang zu den UN als einseitigen Schritt.

Abbas: Wieso? Israel verletzt durch seine Siedlungspolitik internationale Verpflichtungen, die es selbst unterschrieben hat. Israel stellt sich damit gegen die gesamte internationale Gemeinschaft. Wir aber suchen internationale Unterstützung für unsere Anerkennung.

ZEIT: Die israelischen Behörden haben Ihnen kürzlich ein Visum ausgestellt, mit dem Sie das Westjordanland verlassen können und das nur noch zwei Monate gültig ist. Ist das die Strafe für den Gang zu den UN?

Abbas: Ich sehe darin eine Demütigung. Ich hatte früher einen VIP-Pass. Jetzt bekomme ich einen vorläufigen Erlaubnisschein mit dem Vermerk, er sei "trotz Sicherheitsbedenken" ausgestellt worden. Man sagt, ich führe einen "terroristischen, diplomatischen und juristischen Krieg" gegen Israel. Was soll ich machen? Ich lebe unter der Besatzung. Ich hoffe, dass die Israelis ihre Einstellung ändern, denn ein Scheitern unserer Gespräche wäre ein Desaster für die ganze Region.

ZEIT: Ist ihr UN-Projekt gescheitert? Ihr Antrag hatte im Sicherheitsrat keinen Erfolg, und das Verhältnis zu Israel ist noch schwieriger geworden.

Abbas: Das ist noch nicht vom Tisch. Wir forcieren unser Anliegen derzeit nur deshalb nicht, weil wir neuen Gesprächen eine Chance geben wollen. Aber wir werden bei den UN weitermachen, wenn es keine ernsthafte Gespräche mit Israel gibt.

"Nie wieder bewaffneter Kampf!" Der scheidende Palästinenserpräsident Mahmud Abbas über seine letzte politische Chance, den Konflikt mit Israel zu beenden

ZEIT: Was sind Ihre Forderungen?

Abbas: Die Israelis müssen endlich Vorschläge bezüglich der Grenzen und der Sicherheit auf den Tisch legen, und sie müssen während der Verhandlungen den Siedlungsbau beenden. Das sind keine einseitigen Forderungen der Palästinenser. Das Nahostquartett verlangt das Gleiche. Wenn es dazu nicht kommt, werden sich am 29. Januar unter der Führung von Katar die Außenminister von 18 arabischen Staaten treffen, um die nächsten Schritte zu besprechen.

ZEIT: Hat die Zweistaatenlösung überhaupt noch eine Chance?

Abbas: Ich fürchte, sie wird seit Netanjahus Amtsantritt vor zwei Jahren zusehends unwahrscheinlicher. Wir haben den historischen Fehler gemacht, dem Teilungsplan von 1947 nicht zuzustimmen. Darauf folgten Krieg und Vertreibung, und das palästinensische Gebiet schrumpfte weiter. Der Krieg 1967 brachte die Besatzung. Seither wachsen die Siedlungen und machen einen funktionierenden, zusammenhängenden Staat zunehmend unmöglich. Es wird immer schwerer, zu unterscheiden, was unser Land ist und was ihres. Wenn es so weitergeht, werden sie eines Tages in meinem Büro in Ramallah einen Vorposten errichten.

ZEIT: Was spricht für Sie gegen die Einstaatenlösung, also ein Israel, in dem die Palästinenser eines Tages die Mehrheit stellen würden?

Abbas: Wir wollen das nicht. Wir streben zwei Staaten an, Seite an Seite, in Stabilität und Sicherheit. Und wir beanspruchen nicht mehr als 22 Prozent des historischen Palästinas. In dem Moment, wo wir eine Einigung mit den Israelis verkünden, werden 57 islamische und arabische Staaten Israel anerkennen. So steht es in der arabischen Friedensinitiative. Israel kann dabei so viel gewinnen! Aber die Führung in Jerusalem sieht das nicht. Wir sind sogar bereit, die Nato auf unserem Territorium stationieren zu lassen! Ich bin mir bewusst, dass die Sicherheit in der Region für Israel eine hoch sensible Frage ist, und ich wollte mit dem Nato-Vorschlag ein Zeichen setzen. Ehud Olmert, der frühere israelische Premier, hat diesen Vorschlag akzeptiert. Netanjahu hat Nein dazu gesagt. Ich habe ihm entgegengehalten, dass die Nato seine Alliierte ist, nicht unsere.

ZEIT: Die Israelis sind skeptisch, weil aus Gaza immer noch Raketen auf Israel fliegen.

Abbas: Wenn wir die Versöhnung mit Hamas abschließen, wird es an dieser Front ruhig werden.

ZEIT: Können Sie das garantieren?

Abbas: Ich garantiere dafür. Ich habe in meiner Amtszeit bewiesen, dass ich Wort halte. In den letzten fünf Jahren hat es im Westjordanland keinen einzigen Vorfall gegeben, der Israels Sicherheit betrifft. Die israelischen Politiker verleugnen das. Aber die israelischen Generäle und Geheimdienstler werden Ihnen sagen: Hut ab vor Abu Masen, er macht einen exzellenten Job!

ZEIT: Vor drei Jahren hatten Sie mit Ehud Olmert alles bis ins Kleinste verhandelt. War es ein Fehler, dass kein Friedensvertrag abgeschlossen wurde?

Abbas: Ich stimme Ihnen zu: Wir hatten alle Kernprobleme besprochen. Wir gingen sogar weiter: Ein Vertrag hätte das Ende des Konflikts bedeutet. Wir waren einem Abschluss sehr nahe, doch dann musste Olmert aus innenpolitischen Gründen zurücktreten. Es folgten Wahlen, und Netanjahu kam ins Amt. So haben beide Seiten eine große Chance verpasst. Wir haben uns geschworen, nie wieder eine Gelegenheit verstreichen zu lassen.

ZEIT: Sie sagen, die Regierung Netanjahu zeige kein Interesse an Gesprächen. Warum dann überhaupt weiterverhandeln?

Abbas: Wir haben keine andere Wahl. Wir werden nie wieder zum bewaffneten Kampf zurückkehren! Niemals, niemals! Es wird nur friedlichen Widerstand gegen die Besatzung geben.

"Nie wieder bewaffneter Kampf!" Der scheidende Palästinenserpräsident Mahmud Abbas über seine letzte politische Chance, den Konflikt mit Israel zu beenden

ZEIT: Ist das Ihre Folgerung aus der blutigen "zweiten Intifada" mit etlichen Selbstmordattentaten zwischen 2000 und 2005?

Abbas: Das darf sich nie wiederholen. Wir wollen Frieden. Wir übernehmen deshalb Verantwortung für die Sicherheit Israels: Fünf Jahre ohne jeden Zwischenfall! Warum versteht die andere Seite nicht, was es bedeutet, dass wir Palästinenser de facto die israelischen Grenzen bewachen?

ZEIT: Sie schließen also eine neue Welle der Gewalt aus?

Abbas: Ich sehe sie derzeit nicht, aber wenn die Menschen verzweifelt sind, kann die Lage sehr schwierig werden.

ZEIT: Es scheint, als beendeten Sie Ihre politische Karriere mit einem pessimistischen Gefühl.

Abbas: Unglücklicherweise ist das wohl so. Ich habe fünfzig Jahre diesem Kampf um eine Heimat gewidmet. Nun bin ich ein alter Mann.

ZEIT: Wo ist für Sie Heimat?

Abbas: Heute ist Ramallah meine Heimat. Aber ich habe noch Erinnerungen an Safed, die Stadt im Norden Israels, aus der wir wegen des Krieges 1948 fliehen mussten. Danach war ich nur einmal wieder da. Das war 1995. Ich hatte zehn Minuten, es war sehr emotional. Schließlich war es meine Stadt, dort stand das Haus meiner Familie. Ich habe gelernt, die Geschichte zu akzeptieren, aber es ist schwierig. Ich war 13, als wir weggingen. Ich kann mich an alles erinnern, Häuser, Geräusche, Gerüche, an jeden Stein.

ZEIT: Werden die palästinensischen Flüchtlinge in den Lagern Ihre Sicht teilen und verzichten?

Abbas: Ich spreche nur für mich, nicht für die fünf Millionen Flüchtlinge. Aber ich weiß, dass viele von ihnen auf ihr Rückkehrrecht verzichten würden. In dem arabischen Friedensplan haben wir festgeschrieben, dass wir eine einvernehmliche Lösung des Flüchtlingsproblems wollen. Kann ich den Israelis denn etwas aufzwingen? Natürlich nicht! Wir hatten mit Olmert ein Übereinkommen erzielt. Mancher fürchtet immer noch, die Palästinenser würden nach einem Friedensabkommen weitere Ansprüche stellen. Darum habe ich das Ende des Konflikts und damit das Ende jeglicher Forderungen in die Verhandlungen aufgenommen. Niemand hat dann noch das Recht, weitere Ansprüche zu stellen. Ich will nicht zurück nach Safed!

Mahmud Abbas auch Abu Maseen genannt, zieht sich aus der Politik zurück. Der 76-Jährige war Mitbegründer der palästinensischen Befreiungsorganisation PLO; er verhandelte mit Israel über die palästinensische Autonomie, 2005 wurde er zum Präsidenten gewählt. Sein Vermächtnis hätte ein palästinensischer Staat sein sollen, doch es steht schlecht um die Verhandlungen mit Israel. Für Mai sind Wahlen in Palästina geplant, Voraussetzung ist aber eine Versöhnung von Abbas' Fatah und der islamistischen Hamas, die seit 2006 zerstritten sind.

Load-Date: January 26, 2012

Allein Schlafen

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

20. September 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: TAGEBUCH EINER JUNGEN FRAU; S. 7; Ausg. 39

Length: 186 words

Byline: Lina Scheynius

Body

Emeric und ich haben uns dieses Frühjahr getrennt, nach vier Jahren. Ich war mir sicher gewesen, dass wir für immer zusammenbleiben würden, aber ich begreife gerade, dass auf dieser Welt nichts sicher ist. Die Unsicherheit ist ein großer Teil ihres Charmes, so furchteinflößend das sein mag. Was ich auch gerade lerne, ist die Kunst, allein zu schlafen. Es ist ein langsamer Prozess. Montagnacht bin ich aufgewacht, weil jemand an meine Wohnungstür klopfte, aber weil ich zu viel Angst hatte, sie zu öffnen, blieb ich im Bett. Am Dienstag bin ich aufgewacht und war mir sicher, dass das Kissen neben mir das Gesicht eines Mannes ist. Mittwochnacht fiel ein Bild von der Wand. Donnerstagnacht hatte ich so schlimme Migräne, dass ich gar nicht schlafen konnte, bis ich mich übergab und vor Schmerzen ohnmächtig wurde. Und dann gibt es noch die normalen Nächte, in denen ich kaum einschlafen kann, weil mein Kopf voller Gedanken ist und mein Bett leer.

Die schwedische Fotografin Lina Scheynius, Jahrgang 1981, lebt in London. Sie arbeitet für internationale Magazine - und führt in diesem Jahr für uns Tagebuch

Load-Date: September 20, 2012

Damals 29. OKTOBER 2009; Süße Träume

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

26. September 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: POLITIK; Damals 29. OKTOBER 2009; S. 14; Ausg. 40

Length: 146 words

Byline: Benedikt Erenz

Body

Kinder, wie die Zeit vergeht! Schaut man die alten Abi-Fotos noch mal durch ... Welch süße Hoffnung, kühne Träume. Klassenprimus Norbert Röttgen, der viel bestaunte Intellektuelle in der CDU. Und der flotte Karl-Theodor zu Guttenberg, konservativ, aber mit Chic statt Schmiss. Der heizte den Mädels ein. Und vorneweg Philipp Rösler, der kesse junge Mann mit dem niedlichen **Migrationshintergrund**. Ach, das war sie wirklich, die Jugend 2009. Das war die Jugend, wie man sie zuletzt in Woodstock erlebt hatte, ein Neues Deutschland, wie es seit den Weltjugendspielen 1973 in Berlin, Hauptstadt der DDR, nicht mehr gesehen ward. Feuerköpfe allesamt, Rock 'n' Roller voller Witz und Ideen, voller Energie und Aufbruch und Kraft der Erneuerung. Ein einziges Versprechen auf leuchtende Tage, auf Fantasie an der Macht: So viel Zukunft war nie.

BENEDIKT ERENZ

Graphic

"Neues Deutschland", so titelte die ZEIT nach der Bundestagswahl 2009

Load-Date: September 26, 2013

Kluge Migranten

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

29. November 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: MACHER UND MÄRKTE; S. 30; Ausg. 49

Length: 103 words

Byline: Kolja Rudzio

Body

Die Einwanderer, die nach Deutschland kommen, sind immer gebildeter. Zuletzt hatten 44 Prozent von ihnen einen akademischen Abschluss in der Tasche. Das zeigen Daten für 2009, neuere gibt es nicht. Der Trend ist aber eindeutig: 2005 waren nur 30 Prozent Akademiker. Seither stieg der Anteil stetig an. Im Vergleich zu ihren länger hier lebenden Landsleuten sind die Neuen formal weit höher qualifiziert, wie das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung ermittelt hat. So absolvierten 8 Prozent der ansässigen Italiener, Spanier und Portugiesen ein Studium - gegenüber 54 Prozent der Neuankömmlinge aus diesen Ländern.

Graphic

44% der Einwanderer sind heute Akademiker

Load-Date: November 29, 2012

Sie lief um ihr Leben; Eine Somalierin träumte von London 2012. Sie riskierte alles - und starb

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

30. August 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 10; Ausg. 36

Length: 1301 words

Byline: Teresa Krug

Body

Vielleicht war es illusorisch von Samia Yusuf Omar, an den Olympischen Spielen in London teilnehmen zu wollen. Sie war eine Sprinterin aus Somalia, dünn und langsamer als alle Konkurrentinnen, ein junges Mädchen, das ihren Vater früh verloren hatte und im Bürgerkrieg aufgewachsen war. Ihr Ziel war es, in Europa leben und trainieren zu können. Sie war eine Ausnahmesportlerin, und sie war ein **Flüchtling**. Einer von Tausenden, die jedes Jahr auf der Überfahrt von Afrika nach Europa ihr Leben riskieren und verlieren.

Die Olympischen Spiele in Peking 2008 machten Samia weltberühmt. Ein schmales, 16-jähriges Mädchen kniete sich neben sieben anderen Sprinterinnen in ihren Startblock. Gleich nach dem Startschuss setzten sich die sieben in einem Pulk von ihr ab, 23 Sekunden später überquerte die erste die 200-Meter-Ziellinie. Fast zehn Sekunden später kam Samia ins Ziel - mit der langsamsten Zeit, die es je in einem olympischen Vorlauf über 200 Meter gegeben hat. Trotzdem bekam sie mehr Applaus als die Gewinnerin: Sie war die einzige Somalierin, die an diesen Olympischen Spielen teilnahm.

Samia wurde 1991 in Mogadischu geboren, als ältestes von sieben Geschwistern. Als Kind rannte sie oft mit den Kindern aus ihrer Nachbarschaft um die Wette. Wie Samia mir später sagte, gewann sie immer - oder sie fand Ausreden, um nicht gegen Kinder antreten zu müssen, die sie für schneller hielt. Mit 15 nahm sie zum ersten Mal an einem Wettkampf teil und schwor sich, Sprinterin zu werden. Den Sport sah sie als Fahrkarte in ein besseres Leben. "Ich werde mir damit selbst helfen und meiner Familie", sagte sie. Sie wollte eine Medaille bei den Spielen in London gewinnen. "Das Preisgeld werde ich nach Hause bringen, damit wir unser Land aufbauen können."

Bloß war es nicht so, dass sie richtig trainieren konnte. Die islamistische Al-Shabaab-Miliz kämpfte gegen äthiopische Soldaten, es ging um die Vormacht in der Regierung. Auf dem Weg zum Training wurde Samia von bewaffneten Männern schikaniert und an Checkpoints festgehalten. Sie trainierte heimlich in einem zerschossenen, menschenleeren Stadion. Ihre Sportkleidung versteckte sie, denn unter den Islamisten war es Frauen verboten, Sport zu treiben.

Ich interviewte Samia 2010 zum ersten Mal, als ich als Lehrerin in das Land kam. Sie lebte in Mogadischu in einem der wenigen Viertel, die noch von der Regierung kontrolliert wurden. Außerhalb der Nachbarschaft beäugten Al-Shabaab-Vertreter in Zivil jeden, der auf der Straße herumlief, besonders die Frauen. Sie mussten Kopftuch und

Sie lief um ihr Leben Eine Somalierin träumte von London 2012. Sie riskierte alles - und starb

weite Mäntel tragen und durften keinen Blickkontakt mit Männern haben oder auch nur auf derselben Straßenseite laufen.

Samia war ein schmales, hibbeliges Mädchen, das ihren Kopf zur Seite legte, wenn sie lachte. Und sie war die Ersatzmutter für ihre Geschwister: Ihre Mutter arbeitete als Obstverkäuferin. Nach dem Tod ihres Vaters, brach Samia die Schule ab, um sich um ihre Geschwister und den Haushalt zu kümmern. Obwohl sie Angst um ihr Leben und das ihrer Familienmitglieder hatte, wollte sie Mogadischu nicht verlassen. "Ich liebe Somalia, auch wenn es hier keinen Frieden gibt", sagte sie. "Wenn der Krieg erst mal vorbei ist, wird es der beste Ort der ganzen Welt sein." Weil die Gewalt nicht aufhörte, zog sie mit ihrer Familie in ein Lager für Binnenflüchtlinge außerhalb der Stadt. Schließlich beschloss sie, nach Äthiopien zu gehen. Das Land war zwar auch bitterarm, aber immerhin friedlich und stabil. Samia hatte dort Verwandte, bei denen sie unterkommen konnte. Und vielleicht würde sie im Nachbarland auch einen Trainer finden.

Als ich Samia dort im April 2011 traf, brannte sie darauf, mir die Gegend zu zeigen. Zum ersten Mal konnte sie mir einige ihrer Angehörigen vorstellen und mich einladen, bei ihr zu übernachten: Sie lebte mit zehn Verwandten in einem einfachen Häuschen mit kleinen Fenstern. Ihre Wangen waren nicht mehr ausgemergelt, und sie machte Witze über ihre Figur. Offensichtlich bekam sie endlich genug zu essen. Sie wirkte glücklich und sprach Englisch mit mir, um ihre Sprachkenntnisse zu verbessern. Den Großteil der Zeit verbrachten wir damit, nach einem Trainer für sie zu suchen.

Wenn wir die Straßen von Addis Abeba entlangspazierten, hakte sie sich bei mir unter. Wir lachten viel. Sie suchte meine Nähe, aber ich vermute, dass sie sich auch schlicht nach Gesellschaft sehnte. Sie erzählte mir, dass sie in Somalia von anderen oft kritisiert wurde. "Manche Leute finden nicht gut, was ich mache. Sie sagen: [Warum rennst du? Du bist eine Frau, kein Mann. Warum sollte eine Frau bei Olympischen Spielen mitmachen?]" Sie sagte, dass sie sich davon nicht abbringen lassen wollte. Als wir uns verabschiedeten, hatte ich das Gefühl, einer Freundin Lebewohl zu sagen. Ich konnte nicht ahnen, dass das unser letztes Treffen sein sollte.

Samia blieb nicht lange in Äthiopien. Sie trainierte eine Weile mit dem olympischen Team des Nachbarlandes Djibouti, das sich auf die Spiele in London vorbereitete. Sie bat auch die Äthiopier um die Erlaubnis, mit ihnen trainieren zu dürfen, aber wegen ihrer Staatsangehörigkeit wurde es ihr nicht gestattet. Das somalische olympische Komitee richtete damals auch ein Trainingslager in der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba ein, aber dort waren nur Männer zugelassen. Angeblich reichte das Budget nicht, um auch Frauen zu trainieren. Samia sah für sich keine Zukunft in Äthiopien. Sie wollte nach Europa. Sie hoffte, dort endlich einen Coach zu finden, der sie auf die Olympischen Spiele in London vorbereiten würde.

Die Flüchtlingsroute nach Europa ist gefährlich. Sie führt durch die sudanesischen Wüste und über das Mittelmeer; viele Menschen haben die Flucht schon mit ihrem Leben bezahlt. Als Samia sich im April vergangenen Jahres zur Flucht entschloss, spaltete der Sudan sich gerade in zwei Länder auf, und in Libyen, einem weiteren Transitland, tobte der Bürgerkrieg. Ihre Familie riet ihr von ihrem Plan ab, ich warnte sie ebenfalls.

Samia verschwand für mehrere Monate. Sie, die früher ständig Botschaften auf Facebook verschickte, reagierte nicht auf meine Nachrichten. Alles, was ich hörte, waren Gerüchte. Einmal hieß es, ihre Begleiter seien irgendwo im Sudan festgenommen oder getötet worden. Ende des vergangenen Jahres erfuhr ich, dass sie es nach Libyen geschafft hatte. Auch jetzt gab es kaum Kontakt. Sie meldete sich bei mir nur einmal: Sie sei eingesperrt worden und benötige Hilfe. Als ich ihr zurückschrieb, kam keine Antwort. Dann, vor einigen Wochen erfuhr ich von Samias Tod.

Zu den genauen Umständen gibt es keine offiziellen Berichte. Ihre Schwester sagte mir, dass Samia im April ein Flüchtlingsboot bestiegen habe, um von Libyen nach Lampedusa zu fahren. In der Nähe der italienischen Insel sei ihnen der Treibstoff ausgegangen, ein italienisches Schiff sei zur Rettung gekommen. Einer der Überlebenden erzählte der Schwester, dass Samia neben das Seil gegriffen habe, das man ihr zuwarf. Sie sei ins Meer gestürzt, fünf weitere Frauen und ein Mann seien ebenfalls bei der Rettungsaktion umgekommen. Samia war gerade mal 21 Jahre alt. Bisher hat die italienische Küstenwache keine der Leichen geborgen. Laut Amnesty International starben im vergangenen Jahr 1500 Menschen beim Versuch, von Libyen nach Lampedusa zu kommen.

Sie lief um ihr Leben Eine Somalierin träumte von London 2012. Sie riskierte alles - und starb

Wieder waren es die Olympischen Spiele, durch die Samia weltberühmt wurde. Einer ihrer Landsmänner, der Läufer und ehemalige Weltmeister Abdi Bile, machte ihren Tod während der Spiele in London publik. Internationale Medien berichteten über sie, auf Twitter bedauerten Menschen aus aller Welt ihr tragisches Schicksal. Das YouTube-Video, das sie bei ihrem Rennen in Peking zeigte, wurde 250000 Mal angeklickt. Samia war nicht eine der schnellsten Läuferinnen dieser Welt - aber sie war eine der außergewöhnlichsten.

Aus dem Englischen von MICHAEL ADRIAN

Graphic

Samia Yusuf Omar startete bei den Olympischen Spielen in Peking 2008

Load-Date: August 30, 2012

End of Document

Stiller Skandal; Philip Scheffners großartiger Dokumentarfilm "Revision" rollt den Fall zweier erschossener Flüchtlinge auf

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

27. September 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 63; Ausg. 40

Length: 774 words

Byline: Katja Nicodemus

Body

Wenn ein Dokumentarfilm rekonstruiert, wie genau an einem Tag vor zwanzig Jahren frühmorgens um Viertel vor vier die Sichtverhältnisse auf einem Feld in Vorpommern waren, dann ist klar: Hier lässt der Regisseur der Vergangenheit nicht das kleinste Winkelchen, in dem sie sich verstecken könnte.

In dem Feld fanden Erntearbeiter am 29. Juni 1992 die Körper zweier Menschen. Der eine war tot, der andere lag vermutlich im Sterben. Die beiden Männer, Rumänen, wie sich herausstellte, waren von zwei Jägern erschossen worden, die dort an jenem Morgen nach Wildschweinen gejagt hatten. Die Namen der Toten: Grigore Velcu und Eudache Calderar.

In seinem Film *Revision* besucht der Berliner Dokumentarfilmer Philip Scheffner Freunde und Hinterbliebene der Erschossenen, spricht mit Bauern, Journalisten, Beamten, Staats- und Rechtsanwälten, mit Ermittlern und anderen Beteiligten an dem Prozess, der sieben Jahre nach dem Tod der beiden Rumänen mit einem Freispruch für die Schützen endete. Was sein Film beharrlich ans Tageslicht bringt, ist ein Gemenge aus schlampigen Ermittlungen, mehr oder weniger offenem Rassismus und unfassbarer Gleichgültigkeit gegenüber den Opfern und ihren Familien. Nach und nach erfasst man das Skandalon, das sich hier fast lautlos ausbreitet. Es entsteht ein feines dokumentarisches Netz aus Schicksalslinien und zeitpolitischen Bezügen, ein Panorama, das sich weit erstreckt: von einem rumänischen Dorf bis in deutsche Amtsstuben, von einem Feld an der deutsch-polnischen Grenze bis nach Rostock-Lichtenhagen und von der soziopolitischen Befindlichkeit im Deutschland nach dem Mauerfall bis in unsere Gegenwart.

Erstaunlich ist die Form, die Scheffner für seinen Film gewählt hat: eine Mischung aus geradezu poetischer Offenheit und protokollarischer Nüchternheit. Seine Gesprächspartner sind keine Talking Heads, sondern Nachdenkliche, Lauschende, Schweigende, die zuhören, während ihnen die eigene, zuvor aufgenommene Aussage noch einmal auf Band vorgespielt wird. Das mag zunächst befremdlich wirken, entspricht aber dem Wesen einer Revision. Der inszenatorische Freiraum, in dem die Befragten ihre Erzählungen gleichzeitig mit dem Zuschauer nacherleben und manchmal ergänzen, macht deutlich, dass hier wirklich über ein Unrecht, eine Tat und vielleicht ein Verbrechen verhandelt wird: in einem nachträglichen, symbolischen Prozess des Kinos. Dazwischen scheint sich der Film in ruhigen Einstellungen oder Verhandlungspausen immer wieder zu besinnen: am Himmel

Stiller Skandal Philip Scheffners großartiger Dokumentarfilm "Revision" rollt den Fall zweier erschossener Flüchtlinge auf

kreisende Vögel über der deutsch-polnischen Grenze, das Feld, auf dem heute Mais wächst, die langsam über den Boden streichenden Schatten von Windturbinenflügeln. Und immer wieder: der Ort, an dem die Toten gefunden wurden.

Von den vielen empörenden Tatsachen, die Scheffners Spurensuche offenlegt, seien nur zwei genannt: Als die Schüsse fielen, hatten Velcu und Calderar gerade einen illegalen Grenzübertritt hinter sich, gemeinsam mit einer Gruppe weiterer Männer, die nach den Schüssen panisch über das Feld flüchteten. Obwohl diese der Polizei von dem Vorfall erzählten und zum Teil auch von weiteren Schüssen sprachen, wurden sie nie als Zeugen zum Prozess geladen. Ihre Aussage hätte womöglich ein anderes Licht auf die Jäger geworfen, die nach dem Vorfall einfach davonfuhren. Die Aussage eines Rettungssanitäters, der angab, dass Eudache Calderar bei seinem Eintreffen noch gelebt habe, also bis zu acht Stunden lang sterbend im Feld gelegen haben könnte, verblasste im Zuge der jahrelangen Prozessvertagungen. Und niemand hielt es für nötig, die Familien der Erschossenen - zwei junge Ehefrauen und acht Kinder - zu kontaktieren. Sie erhielten auch keine Entschädigung, obwohl die Jäger eine entsprechende Versicherung besaßen. Weder über den Prozess noch über den Freispruch wurden die Angehörigen je informiert.

Die Revision, die dieser Film einlegt, bezieht sich allerdings nicht nur auf den Prozess selbst. Sie zielt ins Mark einer Gesellschaft, die ihre Verantwortung für die Velcus und Calderars dieser Welt gerne an wohlmeinende, aber auch hilflose Veranstaltungen wie den an diesem Freitag stattfindenden "Tag des Flüchtlings" delegiert.

Philip Scheffner maßt sich nicht an, das Unrecht revidieren zu können. Aber er lässt den Opfern Gerechtigkeit widerfahren. Und sei es allein schon, indem die beiden Männer, die vor zwanzig Jahren in Zeitungsmeldungen namenlos blieben, nun durch diesen zutiefst beeindruckenden Dokumentarfilm im Gedächtnis bleiben: Grigore Velcu und Eudache Calderar.

Sehenswert Was bleibt von Hans-Christian Schmidt Herr Wichmann aus der dritten Reihe von Andreas Dresen
Liebe von Michael Haneke

Graphic

Grigore Velcus Sohn hält ein Foto seines erschossenen Vaters

Load-Date: September 27, 2012

Heimatlos in Krakau; Mubaraks Schergen warfen ihn in den Knast, nach der Revolution floh er vor Islamisten. Wie es dem ägyptischen Blogger Kareem Amer im polnischen Asyl ergeht

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

8. November 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 4; Ausg. 46

Length: 1809 words

Byline: Alice Bota

Body

Es ist Nacht, die Luft kalt, Kareem schläft nicht.

Er setzt sich an seinen Laptop und schaltet sein Skype-Programm ein. Mitternacht zieht vorbei, nichts ist zu hören. Kareem Amer ist Blogger, er kommt aus Alexandria, von dorthier, wo immer Krach herrscht, immerzu Menschen auf den Straßen lärmern und Fahrer sich nie müde hupen. Über dem verlassenen Park in Krakau, in dem Kareem jetzt in einem alten Villenzimmer lebt, liegt Stille. Keine Autos, keine Nachbarn, keine Straßenhändler. Nur Kastanienbäume. Hier verstreicht die Zeit anders. Sie fließt nicht, sie tröpfelt.

"Es geht mir schlecht", schreibt Kareem. "Aliaa hat mir diese fürchterliche Geschichte erzählt." Eine dieser Geschichten aus der Heimat.

Aliaa ist Kareems Freundin, und sie hat aufgeschrieben, was ihr eine junge Frau anvertraut hat: wie sie in Kairo von mehreren Männern überfallen wurde. Wie die Männer sie zwei Tage lang vergewaltigten. Wie sie lachten und alles mit dem Handy filmten, das sie ihr geraubt haben. Wie sie die Frau schwer verletzt davonjagten. "Sie taten mir Unmenschliches an, Aliaa! Ich kann niemandem davon berichten. Meine Brüder würden mich abschlagen, wenn sie davon erfahren, Aliaa! Was für eine dreckige Gesellschaft!"

Kareem geht die Geschichte nicht aus dem Kopf. Er spürt Wut und Ohnmacht und Ekel. Er kennt diese Geschichten, er kennt diese Gesellschaft, ihre Härte, ihre Gewalt, auch ihre Verkommenheit. Er hat sie selbst erlebt. Sie hat ihn aus seiner Heimat getrieben, in ein Land, das er auf der Karte erst suchen, in eine Stadt, die er erst googeln musste, weil er vorher noch nie in seinem Leben etwas von ihr gehört hatte. Kraków. Krakau. Die Stadt war gerade dabei, dem Netzwerk Icorn beizutreten, das bedrohte Schriftsteller für ein, zwei Jahre aufnimmt und finanziert. Eine Ossetin hatte sich beworben, ein Iraner und der Ägypter Kareem Amer. Die stellvertretende Bürgermeisterin entschied sich für ihn. Die meisten Stipendien gehen an Literaten, und Kareem war Blogger, kein Schriftsteller. Wer weiß, ob er sonst Hilfe bekommen hätte.

Kareem war 22, als er für vier Jahre ins Gefängnis musste, weil er den damaligen Präsidenten Hosni Mubarak und den Islam heftig kritisiert hat; die Al-Azhar-Universität, wo er islamisches Recht studierte, nannte er "eine

Heimatlos in Krakau Mubaraks Schergen warfen ihn in den Knast, nach der Revolution floh er vor Islamisten. Wie es dem ägyptischen Blogger Kareem Amer im polnisc....

Universität des Terrors". Er forderte einen säkularen Staat, in dem Frauen die gleichen Rechte haben wie Männer. All das schrieb er, Sohn eines salafistischen Vaters, in seinem Blog auf, für alle lesbar.

Zwei Mal nahm ihn dafür die Polizei fest. Das zweite Mal ließ sie ihn nicht wieder gehen. Kareem Amer wurde am 22. Februar 2007 in Alexandria verurteilt, am 15. November 2010 kam er frei.

"1470 Tage", sagt er. Keiner wurde ihm geschenkt. Kareem ist jetzt 28, aber sein Gesicht scheint vom Leben aufgegeben. Er sieht zehn, zwölf Jahre älter aus. Wenn er spricht, dann klingt seine Stimme leise und verwaschen, sein Blick weicht dem Gegenüber aus.

Es ist ein warmer Herbsttag, als Kareem in der Küche der Villa sitzt und seine Vergangenheit bei Google Earth sucht. Er schaut nach dem Ort, der Borg el-Arab heißt. Er findet ihn sofort. In der fahlen Wüste steht ein gigantischer Komplex, ein Quader reiht sich an den anderen, sie sehen aus wie Baracken in einem Lager. "Da saß ich 65 Tage", sagt Kareem und zeigt auf einen abgesonderten Teil. "Der Todestrakt. Aber ich war nicht zum Tode verurteilt."

Sein Vater hätte es ihm gewünscht, sagt Kareem. Töten solle man seinen Sohn, fluchte der Vater während des Verfahrens, wenn er nicht innerhalb von drei Tagen seine Taten bereuen würde. Sein Sohn solle bekommen, was er verdiene.

Nach diesen vier Jahren, in denen er erlebte, wie Gewalttäter und Diebe vorzeitig entlassen wurden, aber er, ein schwächlicher Junge Anfang 20, jeden Tag absitzen musste, holte der Vater den Sohn aus dem Gefängnis. Kareem zog wieder daheim ein. Er sah seine vier Brüder, die lange Gewänder und Bärte trugen, er sah seine beiden Schwestern, die seit ihrem zweiten Lebensjahr einen Hidschab trugen und seit sie zehn waren keine Schule mehr besuchten. Kareem kannte ihre Träume. Er wusste, dass eine von ihnen Ärztin werden wollte; sie erzählte ihm davon, wenn er sie irgendwohin begleitete, so wie es seine Pflicht war als älterer Bruder. "Sie sind noch niemals in ihrem Leben allein irgendwo gewesen, haben nie allein auf der Straße gespielt. Kannst du dir das vorstellen?"

Von seiner Familie sind ihm zwei Bilder auf seinem Handy geblieben. Das eine Bild zeigt seinen Vater im weißen Gewand mit weißem Bart und weißer Taqiyah auf dem Kopf. Auf dem anderen blickt sein ältester Bruder in die Kamera. Er sieht aus wie der Vater, nur in Schwarz: schwarzer Bart, schwarzes Gewand, schwarze Taqiyah.

"Die richtige Familie ist die, die du dir aussuchst", sagt Kareem. Doch wer könnte das schon sein?

Kareem war kaum zwei Monate frei, als in Ägypten die Straßen rumorten. Kareem war zögerlich, es fiel ihm schwer, zu glauben, dass sich etwas ändern könnte. Dann sah er Tausende Jugendliche demonstrieren. Er sah, wie die Polizei auf sie einschlug und sie dennoch nicht zurückschritten. Er schloss sich an. Ende Januar, am ersten Tag der Revolution, schrieb er in seinem Blog: "An die Jugend der Revolution! Macht weiter, ihr habt eure Angst überwunden!" Einen Monat später bloggte er: "Wir haben uns die Freiheit erkämpft und werden alles dafür tun, sie nie wieder zu verlieren. Doch es gibt eine größere Gefahr: die Salafisten. Sie trommeln schon auf den Straßen." Im März warnte Kareem vor der "salafistischen Machtergreifung im demokratischen Mantel". Dann bereitete er seine Flucht vor.

Er hatte von seiner Mutter in Alexandria erfahren, dass die Salafisten ihm drohten, wenn er nicht den Mund hielte und sich dem Glauben zuwende. "Verschwinde", sagte sie. "Geh nach Kairo. Du bist hier nicht sicher." Aber Kairo war nicht weit genug weg.

Am 3. Januar 2012 landete die Maschine aus Kairo erst in Warschau, ein kleiner Flieger brachte ihn in den Süden Polens. Kareem stieg aus, er war dünn angezogen, doch die Luft war warm, neun Grad, sagt Kareem, er hatte gehört, dass die Winter in Polen eisig seien. An dem Flughafen warteten Mitarbeiter der Kulturorganisation Villa Decius auf ihn. Kareem zog in seine Dachwohnung; seitdem bekommt er jeden Monat Geld zum Leben. Er gibt fast nichts davon aus.

Heimatlos in Krakau Mubaraks Schergen warfen ihn in den Knast, nach der Revolution floh er vor Islamisten. Wie es dem ägyptischen Blogger Kareem Amer im polnisc....

Kareem sei ein schüchterner Mensch, sagt der Vizedirektor des Krakauer Festivalbüros, der ihn gemeinsam mit der stellvertretenden Bürgermeisterin nach Krakau geholt hat. Aber als er ankam, da war er scheu. Wenn er in einem Café war, dann schaute er sich nervös um. Wenn er lief, dann hob er die Füße kaum, sagt der Direktor. Kareem Amer ging nicht wie ein junger Mann im Aufbruch; er schlich wie ein Mensch, dem irgendwann die Fußsohlen zerschlagen wurden.

Zwei Mal hat Kareem Aliaa in diesem Jahr getroffen, einmal in Krakau, einmal in Stockholm, wo Aliaa vor einigen Monaten politisches Asyl erhielt. Sie hatte drei Fotos von sich in ihrem Blog veröffentlicht. Auf allen dreien ist sie nackt, nur ein Zensurbalken verdeckt erst die Augen, dann den Mund, dann den Unterleib. Es sei ihr Aufschrei gegen den Sexismus und die Gewalt der ägyptischen Gesellschaft, schrieb sie damals. Die Morddrohungen, die sie erhielt, zählte sie von da an nicht mehr.

Aliaa und Kareem haben sich kennengelernt, nachdem Kareem frei kam. Er war 26, hatte vier Jahre Gefängnis hinter sich und tauchte in Kairo unter, wie es ihm seine Mutter gesagt hat. Doch auch dort erreichten ihn Drohungen. Als er sie anrief, um nach der Familie zu fragen, sagte die Mutter: "Wie willst du Gott gegenüberreten, wenn dich plötzlich beim Spaziergehen eine Kugel im Kopf trifft?"

Kareem rief nie mehr an. Er wusste, dass er Ägypten verlassen musste.

Vielleicht könnte er nun, in Polen, nach einem neuen Leben greifen, vielleicht würde er es zu fassen kriegen, aber er kann sein altes nicht loslassen. Er sammelt Geschichten über misshandelte Männer und vergewaltigte Frauen aus seiner Heimat und veröffentlicht sie. Am Morgen hat er eine E-Mail an die Kommission geschickt, die an einer neuen Verfassung arbeitet. Sie rief die Bürger auf, Vorschläge einzureichen, was in diese Verfassung hineingehören soll. Also schrieb Kareem, dass für jeden die gleichen Rechte gelten müssten und die sexuelle Orientierung keine Rolle spielen dürfe. 15 Minuten später wurde sein Beitrag abgelehnt.

Als Kareem in Krakau ankam, lief er durch das alte jüdische Viertel, in dem es nun kaum mehr Juden gibt, und dachte, dass es seiner Heimatstadt Alexandria ähnelt: Auch dort lebten einmal viele Juden, heute sind sie nur noch wenige. Er entdeckte eine Wandschmiererei, die einen Davidstern am Galgen zeigte; als er eine Frau von der Villa danach fragte, erzählte sie ihm nichts von polnischem Antisemitismus, sondern von rivalisierenden Fußballclubs; im Frühjahr filmte Kareem eine Schwulendemo in der Altstadt, die von den vielen Polizisten fast eingemauert wirkte. Kareem stellte das Video online. Als könnte er nicht glauben, dass Schwule für ihre Rechte eintreten können und dann doch Schutz brauchen. Zwei Mal ist er in Polen von der Polizei festgehalten worden. Er wunderte sich. Wie kamen sie ausgerechnet auf ihn? Später sagte ihm der Direktor des Kulturfestivals, das liege an seiner Hautfarbe. Er falle auf. Und die Sicherheitsvorkehrungen für die EM, die damals stattfand, sie funktionierten einfach: Er ist dunkel. Er könnte Terrorist sein.

"Er ist unser schlechtes Gewissen", sagt der Vizedirektor. "Für uns in Europa, im Westen, die wir Ägypten von Pauschalreisen nach Hugada kennen und gar nicht darüber nachdenken, was sonst in diesem Land passiert."

Zwei Monate bleiben Kareem noch, dann wird er anderswo hinziehen, für ein weiteres Jahr. Er will nach Norwegen. Oder Schweden. Irgendwohin, wo er bleiben kann, wenn das Programm 2014 abläuft. Irgendwer muss ihm bis dahin Asyl gewähren, sonst muss Kareem zurück nach Ägypten, in das Land, in dem ihn erst die Leute Mubaraks einsperrten, dann die Revolution begann und ihn nun Salafisten mit dem Tod bedrohen. Das Land, von dem er hofft, dass es sich ändert, und von dem er ahnt, dass es nicht passiert. "Revolution? Was für eine Revolution?", schreibt Kareem eines Abends. "Die Islamisten übernehmen die Herrschaft. Es gibt keine Sicherheit, die Polizei foltert wieder skrupellos, die wirtschaftliche Situation ist furchtbar."

Während seines dreiviertel Jahres in Krakau hat Kareem drei, vier Worte Polnisch gelernt: Danke. Bitte. Hallo. Guten Appetit. Er lernt Englisch, für ein Leben danach. Als die Wahlen in seiner Heimat waren, fuhr er zur Botschaft nach Warschau, um seine Stimme abzugeben. Und sofort war es wieder wie damals, sagt er. Da standen diese Typen und schrien ihn an und fragten ihn aus.

Heimatlos in Krakau Mubaraks Schergen warfen ihn in den Knast, nach der Revolution floh er vor Islamisten.
Wie es dem ägyptischen Blogger Kareem Amer im polnisc....

Kareem wurde ganz still. Bis er merkte, dass er in keinem Verhör sitzt; dass er, Kareem Amer aus Alexandria, sich nicht länger demütigen lassen muss.

Mitarbeit: MOHAMED AMJAHID

Graphic

In Gedanken in Ägypten, physisch in Polen: Kareem Amer

Load-Date: November 8, 2012

End of Document

Ja, die Medien!

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

11. Juli 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: GESCHICHTE, ZEITLÄUFTE; Ja, die Medien!; S. 16; Ausg. 29

Length: 190 words

Byline: Benedikt Erenz

Body

Nazis in Sebnitz ertränken **Migrantenjungen**. Sturm der Empörung im Jahr 2000, als herauskam, dass es nicht stimmte. Ja, die Medien, nicht mal recherchieren können sie!

Und als die Ruderin Nadja Drygalla während der Olympischen Spiele 2012 verdächtigt wurde, Nazi zu sein - wie nahm man sie gleich in Schutz, in den Arm: Ja, die Medien, diese blöde, erbarmungslose Meute!

Vor einem halben Jahr, am 27. Dezember 2012, berichtete das WDR-Fernsehen in seiner *Aktuellen Stunde* und das ZDF in seiner *heute-* Ausgabe um 19 Uhr in suggestivster Ausführlichkeit über ein spektakuläres Verbrechen beziehungsweise über den vagen Verdacht der Polizei, ein solches habe stattgefunden: In Bonn nämlich, da hätten Salafisten versucht, einem Studenten die Zunge abzuschneiden, weil er nicht Muslim werden wollte.

Längst ist klar, dass alles Schwindel war, der WDR hat dies auch vermeldet. Und unsere sensible Öffentlichkeit? Keine Erregung. Kein Hauch der Empörung über die Wurschtigkeit, mit der da zu bester Sendezeit ein hohler Verdacht in die Welt getrötet wurde. Ja, die Muslime. Wird wohl was dran sein.

BENEDIKT ERENZ

Load-Date: March 25, 2022

Meine Sucht; ALAN PAULS stellt in deutschen Supermärkten etwas Dunklem, Feuchten nach - dem Pumpernickel

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

25. Juli 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: DENK ICH AN DEUTSCHLAND; S. 57; Ausg. 31

Length: 502 words

Byline: Alan Pauls

Body

Ich habe keine regionalen Vorlieben. Jede deutsche Stadt, jedes Städtchen, jedes Dorf in Deutschland kann Asylort, Oase, Paradies für mich sein, sofern sich dort nur ein Laden findet, in dem es Pumpernickel gibt - ein Laster, das ich in früher Kindheit zusammen mit dem *Struwwelpeter*, *Max & Moritz* und den Daunendecken von meiner deutschen Großmutter geerbt habe.

Pumpernickel zu essen war in Buenos Aires nie gut angesehen. Bedeutete es doch, schwarzes Brot zu essen in einer Stadt, in der das Brot weiß war; bedeutete, etwas zu essen, das nicht einmal Brot war, da es weder Hefe enthielt noch eine Kruste hatte, etwas, das dunkel, feucht, fast matschig war, dessen Scheiben miteinander verklebten oder sogar brachen, wenn man sie nicht mit dem nötigen Feingefühl voneinander löste. So wurde Pumpernickel mein Stigma. Mein deutsches Stigma.

Nach dem Tod meiner Großmutter - meiner einzigen Verbündeten in der Pumpernickel-Sucht - aß ich es heimlich. Ich stellte ihm in Bäckereien und Supermärkten nach, wo es mit launischer Unregelmäßigkeit in den Regalen lag, und jedes Mal, wenn ich zwei Päckchen entdeckte - niemals mehr; es war rar wie Gold! - , stürzte ich mich sogleich darauf, damit nicht irgendein *émigré* mit Entzugerscheinungen mir zuvorkäme. Aber in den geweiteten Augen, aus denen die anderen Kunden mich ansahen, blitzte die Abartigkeit meiner Neigung wieder auf, und ich wandte mich mit meiner im Mantel verborgenen Packung Pumpernickel zur Kasse, geduckt und scheu wie Peter Lorre in *M - Eine Stadt sucht einen Mörder* .

Auf meiner ersten Reise nach Deutschland ging ich dem Zauber der Rückschau und der Kultur nach. Ich besuchte das Krankenhaus, in dem mein Vater geboren worden war, den Berliner Alexanderplatz, Baden-Baden, den Kölner Dom, den Englischen Garten... Doch was mich wahrhaftig bezauberte, war ein Supermarkt in Charlottenburg. Er war im Grunde genauso öde wie die Supermärkte von Bremen, München oder Köln. Doch als ich die Brotabteilung ansteuerte, geriet ich in Ekstase angesichts der vielköpfigen, fein abgestuften Familie Pumpernickel, die mich dort erwartete, und war zugleich verzückt von der Toleranz, Unaufgeregtheit, fast Gleichgültigkeit, mit der meine Umgebung auf meinen tranceartigen Zustand reagierte. Pumpernickel war immer noch eine Perversion, aber keine einsame und zwielichtige mehr, sondern eine gewöhnliche, taghelle und sogar unbedeutende. Und ich, Sohn und Enkel von Deutschen, wurde endlich, was ich immer gewesen war: deutsch.

Meine Sucht ALAN PAULS stellt in deutschen Supermärkten etwas Dunklem, Feuchten nach - dem Pumpernickel

Aus dem Spanischen von CHRISTIAN HANSEN

Alan Pauls stammt aus Buenos Aires und hat bislang sieben Romane geschrieben. Drei davon wurden ins Deutsche übersetzt, darunter "Die Vergangenheit", der auch den spanischen Premio Herralde gewann. Roberto Bolaño nannte ihn einen der größten lebenden Autoren Südamerikas. Pauls, Jahrgang 1959, schreibt außerdem Essays, Kritiken und Drehbücher. Sein Vater, ein Filmproduzent, war 1939 als Sechsjähriger von Deutschland nach Argentinien emigriert.

Graphic

"In den geweiteten Augen anderer Kunden blitzte die Abartigkeit meiner Neigung auf"

Load-Date: July 25, 2013

End of Document

Damals 07.11.2012; Update

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

7. Februar 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 13; Ausg. 7

Length: 145 words

Byline: Hanna Lütke-Lanfer

Body

Konzentriert schauen die Teenager auf ihre Laptops. Das Bild, auf dem sie zu sehen sind, könnte aus einer Werbebroschüre stammen. Doch aufgenommen wurde es in einer Schule in Neukölln, einem von Berlins sogenannten Problemvierteln. Dort leben viele Familien mit **Migrationshintergrund** und viele, die wenig Geld haben. Woher die Eltern der Kinder stammen, wissen wir nicht. Es spielt auch keine Rolle, denn hier hat jeder die gleiche Ausrüstung.

Die Jugendlichen sehen routiniert aus hinter ihren Bildschirmen, wie sollte es auch anders sein? Für sie ist der Unterricht am Laptop seit einigen Monaten Normalität. Mit interaktiver Technik wollte die Schulleitung die Lernenden besser einbinden und das Lehrer-Schüler-Verhältnis verbessern. Erfolgreich - wie eine erste Bilanz zeigt. Es geht also nicht nur ums Lernen, sondern auch um die Mittel.

HANNA LÜTKE-LANFER

Load-Date: February 7, 2013

Trümmerwüste; Die Nachkriegszeit ist für junge Leser von heute schwer vorstellbar. In diesem Roman wird sie lebendig

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

15. März 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: KINDER- & JUGENDBUCH; S. 45; Ausg. 12

Length: 787 words

Byline: Hedda Gaschke

Body

ab 13 Jahren

Wenn man die Zeit kurz nach Kriegsende selbst als Kind miterlebt hat, kommt es einem besonders darauf an, wie zutreffend ein Buch das Leben damals für junge Leser von heute schildert. In Unterland ist dies der Autorin großartig gelungen.

Die zwölfjährige Alice muss nach der Bombardierung Helgolands kurz vor Kriegsende mit ihrer Mutter, ihrer Großmutter und ihrem Bruder die Heimat verlassen und lebt nun, "einquartiert" wie Millionen anderer **Flüchtlinge**, im Haus von Hamburger Bekannten. Aus heutiger Sicht ist die Enge wohl kaum vorstellbar: Mehrere Familie teilen sich eine Küche, die Nutzungszeiten sind streng geregelt. Jede hat nur ein Zimmer zur Verfügung, es fehlt an Heizmaterial, Nahrungsmitteln, den einfachsten Dingen des täglichen Lebens. Wie in vielen Familien ist der Vater abwesend: Er ist Kriegsgefangener. Immerhin lebt er und kehrt später zurück.

Die Spannungen, die durch diese beengten Verhältnisse entstehen, werden immer wieder an kleinlichen Auseinandersetzungen deutlich. Und obwohl doch jetzt Frieden ist, verbirgt sich unter der Oberfläche des Alltags Hoffnungslosigkeit. Auch die Umwelt außerhalb des Hauses kann die Stimmung nicht aufhellen: Ganz Hamburg scheint eine einzige Trümmerwüste zu sein.

Wie kann Alice ihr Leben unter solchen Bedingungen meistern? Sie hat es besonders schwer, da sie kurz vor Kriegsende bei einem Tieffliegerangriff ein Bein vom Knie abwärts verloren hat, nur eine schlecht sitzende Holzprothese besitzt und auf Krücken gehen muss. Alice' Familie unterstützt sie - ihre liebevolle Mutter, die Großmutter und vor allem ihr Bruder, der immer geduldig auf sie wartet, wenn sie zusammen zur Schule gehen.

Dort leidet Alice besonders. Der den britischen Besatzungssoldaten gegenüber peinlich devote Lehrer ist in Wirklichkeit ein Sadist, der keine Gelegenheit verstreichen lässt, das Mädchen einen nutzlosen "Krüppel" zu nennen - ganz im Sinne der alten NaziTerminologie. Er schlägt und demütigt auch andere Schüler. Er hat nichts dazugelernt. Zum Glück fällt die Schule im Winter oft wegen fehlenden Heizmaterials aus.

Trümmerwüste Die Nachkriegszeit ist für junge Leser von heute schwer vorstellbar. In diesem Roman wird sie lebendig

Vieles, was man dringend braucht, kann man nicht kaufen, und die Lebensmittel, die die Familie auf "Lebensmittelmarken" bekommt, reichen nur kümmerlich aus, oder es gibt sie gar nicht. Mutter und Großmutter müssen also versuchen, sie auf dem "Schwarzen Markt" gegen die letzten Familienschätze einzutauschen.

Alice hat als Kind natürlich keine Kenntnis von den Verbrechen des "Dritten Reiches", aber es gibt Berührungspunkte: Als ihr Freund Wim sie auf den Schwarzen Markt mitnimmt, macht sie die Bekanntschaft eines "Schwarzmarktkönigs", des Herrn Goldstein, eines Holocaust-Überlebenden, der die Kinder fair behandelt und unterstützt. Hier wie an vielen anderen Stellen wird im Verlauf des Romans die schreckliche Vergangenheit deutlich, der sich viele Deutsche nicht stellen wollen.

Alice kann aber auch die Deutschen verstehen, denn sie haben ebenfalls Schreckliches erlebt - wie eine Mitbewohnerin und ihre verstörten Töchter, die den Übergriffen der Russen ausgesetzt waren. Oder andere, die nach Kriegsende in Flüchtlingslagern furchtbaren Wohnverhältnissen, Hungersnöten und Epidemien ausgeliefert sind. Zum Glück gibt es auch damals schon die anderen, die mutig die Schuld der Deutschen an diesem Krieg und allem Unglück eingestehen - und Alice Antworten auf ihre Fragen geben.

Sie muss viel verkraften: Hunger, Enttäuschungen, körperliche Überforderung, etwa durch Hamsterfahrten aufs Land, auf den Trittbrettern überfüllter Züge stehend. Und es kommt zur zeitweiligen Entfremdung von der Mutter, die sich dem sympathischen britischen Besatzungsoffizier Colin zu nähern scheint. Was soll denn werden, wenn der Vater zurückkommt?

Die schwerste Aufgabe besteht für Alice darin, ihren Bruder im letzten Augenblick von einem Mord abzubringen: Er glaubt, denjenigen gefunden zu haben, der die Schuld an der Bombardierung Helgolands trägt. Enttäuscht wird Alice von der Familie ihres Freundes Wim, die sie zunächst sehr bewundert hatte. Unabsichtlich trägt sie dazu bei, deren scheußliches Geheimnis zu enthüllen.

Doch nicht alles in diesen Zeiten ist furchtbar und schrecklich. Allmählich bessert sich die Lage: Ein kleines Stück Land, das sie bebauen dürfen, liefert der Familie Gemüse; die englischen "Besatzer" sind viel menschlicher als erwartet und tragen manches zur Versorgung bei; die Hausgemeinschaft findet zu einem freundlicheren Miteinander und organisiert sich besser.

Nach sieben langen Jahren willigen die Engländer in die Rückgabe Helgolands ein. Endlich wird es Alice und ihrer Familie möglich, auf die geliebte Insel zurückzukehren.

Anne C. Voorhoeve: Unterland Ravensburger Buchverlag 2012; 448 Seiten; 16,99 Euro

Load-Date: March 15, 2012

Ja, die Medien!

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

11. Juli 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: ZEITLÄUFTE; S. 16; Ausg. 29

Length: 187 words

Byline: Benedikt Erenz

Body

Nazis in Sebnitz ertränken **Migrantenjungen**. Sturm der Empörung im Jahr 2000, als herauskam, dass es nicht stimmte. Ja, die Medien, nicht mal recherchieren können sie!

Und als die Ruderin Nadja Drygalla während der Olympischen Spiele 2012 verdächtigt wurde, Nazi zu sein - wie nahm man sie gleich in Schutz, in den Arm: Ja, die Medien, diese blöde, erbarmungslose Meute!

Vor einem halben Jahr, am 27. Dezember 2012, berichtete das WDR-Fernsehen in seiner *Aktuellen Stunde* und das ZDF in seiner *heute-* Ausgabe um 19 Uhr in suggestivster Ausführlichkeit über ein spektakuläres Verbrechen beziehungsweise über den vagen Verdacht der Polizei, ein solches habe stattgefunden: In Bonn nämlich, da hätten Salafisten versucht, einem Studenten die Zunge abzuschneiden, weil er nicht Muslim werden wollte.

Längst ist klar, dass alles Schwindel war, der WDR hat dies auch vermeldet. Und unsere sensible Öffentlichkeit? Keine Erregung. Kein Hauch der Empörung über die Wurschtigkeit, mit der da zu bester Sendezeit ein hohler Verdacht in die Welt getrötet wurde. Ja, die Muslime. Wird wohl was dran sein.

BENEDIKT ERENZ

Load-Date: July 11, 2013

Wo sind die Guten in Syrien?; Die westlichen Regierungen scheinen des Syrienkonflikts überdrüssig zu sein. Ihr Zynismus blockiert den Friedensprozess und verschlimmert die humanitäre Situation.

ZEIT-online

Samstag 21. Dezember 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: Humanitäre Hilfe; Ausg. 51

Length: 905 words

Byline: Andrea Böhm

Body

Ein syrisch-kurdischer **Flüchtling** in einem Lager im Nordirak

© Safin Hamed/AFP/GettyImages

" *Where are the good guys?* " fragt der *Economist* in einem aktuellen Beitrag zur Lage in Syrien. Illustriert ist der Text mit den drei Weltrettern François Hollande, David Cameron und Barack Obama, die ratlos auf einen Assad mit Blut triefenden Händen und einen Dschihadisten mit Kalaschnikow und blutigem Messer blicken. Die Antwort scheint also klar zu sein: Es gibt sie nicht mehr, die Guten. Die Freie Syrische Armee, einst Synonym für den Freiheitskampf gegen das syrische Regime, ist nur noch ein Schatten ihrer selbst, gejagt oder verdrängt von islamistischen Fraktionen, von denen eine Allianz im Namen von Al-Kaida, eine andere unabhängig von der Terrororganisation agiert.

Nicht, dass an diesem Teil der Analyse irgendetwas falsch wäre. Aber warum wird der Widerstand gegen eine Diktatur auf jene reduziert, die eine Waffe in der Hand haben?

Stellen wir die Frage also noch einmal - und etwas weniger platt: Wo sind denn nun jene Syrer, die sich für Menschenrechte und demokratischere Verhältnisse einsetzen?

Zum Beispiel im zerschossenen und zerbombten Aleppo, wo die syrische Armee gerade " *barrel bombs* " abgeworfen hat, große mit Sprengstoff, Nägeln und Eisenteilen gefüllte Metallbehälter. Dort versuchen gewählte lokale Komitees immer noch, den Schulbetrieb aufrecht und ein Minimum an Versorgung zu erhalten.

Zum Beispiel im Violations Documentation Center (VDC), wo Aktivisten seit 2011 die Menschenrechtsverletzungen des Regimes und der Rebellen dokumentieren: den Einsatz von Brandbomben durch Assads Truppen, die unzähligen Entführungen durch verschiedene Kampfparteien, die Folter, die Massaker, die Lage in den von der Regierung belagerten Vororten von Damaskus. Das sind nüchtern recherchierte Berichte des Grauens. Aber das Mindeste, was man von außen tun kann, ist, sie zur Kenntnis zu nehmen.

Kein Lebenszeichen von Zeitouneh

Wo sind die Guten in Syrien? Die westlichen Regierungen scheinen des Syrienkonflikts überdrüssig zu sein. Ihr Zynismus blockiert den Friedensprozess und verschl....

Die Aktivisten des VDC machen weiter, obwohl ihr prominentestes Mitglied, Razan Zeitouneh, noch immer in der Gewalt von Geiselnehmern ist. Zeitouneh, von manchen inzwischen auch "Syriens Mandela" genannt, war am zehnten Dezember zusammen mit ihrem Mann und zwei weiteren Aktivisten aus dem VDC-Büro in Douma, einem von Rebellen kontrollierten Vorort von Damaskus, verschleppt worden. Bis heute fehlt ein Lebenszeichen. Zeitouneh war in Douma geblieben, obwohl sie zuletzt heftig von islamistischen Hardlinern bedroht worden war. Andere Brigaden haben sich von der Entführung distanziert und geben an, nach den vier Verschleppten zu suchen.

Es gibt sie also, die *good guys*, und nichts ist für diese Menschen verheerender als die sich ankündigende Realpolitik der internationalen Gemeinschaft. Die lautet: Ein Syrien mit Assad ist immer noch besser als ein Syrien ohne Assad. Denn die Alternative könne nur ein Machtvakuum voller Al-Kaida-Kalifate sein. Entsprechend äußerte sich in der *New York Times* schon Anfang Dezember der US-Diplomat Ryan Crocker: "So schlimm Assad auch ist, er ist nicht so schlimm wie die Dschihadisten, die an seiner Stelle die Macht übernehmen würden." So ähnlich äußern sich auch westliche Diplomaten gegenüber Vertretern der syrischen Opposition.

Den zivilen Widerstand zerreiben

Damit wäre die Propaganda- und Kriegsstrategie des Regimes in Damaskus bis auf Weiteres voll aufgegangen: den Protest von Beginn als "Terrorismus" denunzieren und darauf hoffen, dass mangels konsequenter Unterstützung für moderate Gruppen am Ende tatsächlich nur Extremisten übrig bleiben. Der zivile Widerstand würde dann zwischen beiden Seiten zerrieben.

Die Alternative? Warten auf eine neue Verhandlungsrunde in Genf Ende Januar? Das hieße, beiden Seiten, vor allem aber dem Regime weiter Zeit zu lassen, Menschen zu töten und das Land zu verwüsten. Die Lage in den Flüchtlingslagern im Libanon, in der Türkei und in Jordanien ist schon schlimm genug. In Syrien aber sind Millionen von Inlandsflüchtlingen Gefangene im eigenen Land. Die syrische Regierung, berichtet Human Rights Watch (HRW), setze die Verhinderung von Hilfslieferungen als Kriegswaffe ein gegen Gebiete, die von der Opposition kontrolliert werden.

Russlands Blockadehaltung

Humanitäre Hilfe schafft noch keinen Waffenstillstand geschweige denn Frieden, aber sie könnte zumindest einige Not lindern. Den Syrern ist es schier unbegreiflich, warum der UN-Sicherheitsrat Assad zur Aufgabe des C-Waffen-Arsenals gezwungen hat, ihn aber nicht zwingen will, humanitäre Hilfe in alle Teile des Landes zu lassen. Oder diese Hilfe ohne Zustimmung des Regimes über die Grenzen ins Land bringen lässt.

Der Grund dafür liegt vor allem an der Blockadehaltung Russlands. Dafür, so schrieb der HRW-Direktor Kenneth Roth im *New York Review of Books*, "musste Moskau bislang keinen allzu hohen Preis bezahlen". Weder habe es ein diplomatisches *naming and shaming* gegen die schändliche russische Politik in Syrien gegeben, noch habe man Sanktionen gegen russische Banken und Rüstungskonzerne erwogen, die Assad mit Waffen versorgen. Stattdessen wurden nun alle humanitären Erwägungen dem amerikanisch-russischen C-Waffen-Deal mit Syrien untergeordnet.

Gibt es Gründe, warum das so bleiben muss? Eigentlich nur einen: die Syrien-Müdigkeit der internationalen Öffentlichkeit und der westlichen Regierungen. Die abzustellen ist eine Frage des politischen Willens. So einfach ist das. Und so erschreckend.

Load-Date: December 21, 2013

Über zwei Millionen syrische Kinder in Not; In Syrien wächst eine verlorene Generation heran, warnt das UN-Kinderhilfswerk. Mehr als zwei Millionen Kinder brauchen Hilfe. Aber das Geld wird immer knapper.

ZEIT-online

Dienstag 12. März 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: BÜRGERKRIEG; Ausg. 11

Length: 288 words

Body

Syrische Kinder in einem **Flüchtlingscamp** in Jordanien (Archiv)

© Majed Jaber/Reuters

Mehr als zwei Millionen syrische Kinder sind nach Angaben des UN-Kinderhilfswerks Unicef vom Bürgerkrieg in ihrem Land betroffen und benötigen dringend Hilfe. "Millionen Kinder in Syrien sehen ihre Vergangenheit und ihre Zukunft verschwinden", heißt es in einem Unicef-Bericht. Es entstehe eine "verlorene Generation".

Die Kinder seien schrecklichen Gefahren ausgesetzt, sagte Unicef-Chef Anthony Lake. Viele von ihnen seien zu Waisen geworden, wurden verletzt und lebten in ständiger Angst vor Angriffen. Unzählige Kinder seien traumatisiert, da sie mit angesehen hätten, wie Familienmitglieder getötet worden seien. Sie seien außerdem Opfer von sexueller Gewalt, Folter und willkürlicher Haft und würden als Kindersoldaten rekrutiert.

Auch die Infrastruktur für die Zukunft der Kinder in Syrien sei betroffen: Jede fünfte Schule ist nach Angaben von Unicef zerstört worden.

Fehlendes Geld erschwert Hilfe

Für die Arbeit des Kinderhilfswerks in Syrien fehlt allerdings Geld. Bis Ende Juni würden 195 Millionen Dollar (etwa 150 Millionen Euro) benötigt. Davon seien bisher aber erst etwa 20 Prozent von der internationalen Gemeinschaft zur Verfügung gestellt worden. Sollte sich das nicht ändern, könnte Unicef möglicherweise schon Ende des Monats gezwungen sein, Hilfsleistungen wie Impfungen, Trinkwasserlieferungen und die Versorgung von Säuglingen zu reduzieren.

Bei dem Bürgerkrieg in Syrien sind in den vergangenen zwei Jahren nach Schätzungen mehr als 70.000 Menschen getötet worden. Wie viele davon Kinder sind, ist nicht bekannt. Mehr als eine Million Menschen haben bereits das Land verlassen, laut Unicef sind die Hälfte von ihnen Kinder.

Load-Date: March 12, 2013

Über zwei Millionen syrische Kinder in Not In Syrien wächst eine verlorene Generation heran, warnt das UN - Kinderhilfswerk. Mehr als zwei Millionen Kinder brauc....

End of Document

Pop-Popen und Rocktrottel; Musikkritiker kritisieren Musik. Und wer kritisiert sie? Unser Autor, Radio-DJ in Frankfurt, tut es in diesem furiosen Aufsatz, den wir der aktuellen Musikbeilage der Schweizer Wochenzeitung "WoZ" entnehmen und hier erstmals online veröffentlichen

ZEIT-online

Samstag 23. November 2013 12:01 AM GMT

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

ZEIT  ONLINE

Section: ONLINE;Pop-Popen und Rocktrottel; Ausg. 11

Length: 1962 words

Byline: Klaus Walter

Body

©

Am 24. Januar beschäftigt sich der Aufmacher des Feuilletons der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ)* mit der Atomstrategie des Iran. In dem gemeinhin nicht als kapitalismuskritisch verschrienen Blatt erklärt der Autor, "warum mit Vorprodukten von Massenvernichtungswaffen mehr Geld zu verdienen ist als mit Medikamenten" und prophezeit, dass "es für arme Staaten womöglich bald leichter sein (wird), sich mit Bomben zu versorgen, als ihrer Bevölkerung bei Pandemien von Aids bis Vogelgrippe Hilfe zu verschaffen". Dies sei eine Errungenschaft des Weltmarkts. "Ihn erfunden und gegen das Leninsche Reich des Bösen durchgesetzt hat der freie Westen." So steht es in der *FAZ*, dem Hausblatt von Bourgeoisie und Kapital.

Am selben Tag macht die *taz* ihr Feuilleton mit einer Polemik gegen die allgegenwärtige Forderung nach "Eigeninitiative" auf. Der Autor decouvriert diese Forderung als neoliberale Rhetorik, die längst auch in exlinken Milieus um sich greift: "Über Eigeninitiative wird nur geredet - gleichzeitig wird alles getan, um den gesellschaftlichen Aufstieg für Arbeiter, Frauen und **Migranten** zu behindern."

Was haben beide Texte miteinander zu tun? Und was mit Popjournalismus? Nun, beide Feuilletonaufmacher vom 24. Januar wurden verfasst von ehemaligen leitenden Redaktoren des Pop-Magazins *Spex*. Der Kapitalismuskritiker der *FAZ* heißt Dietmar Dath, derjenige der *tageszeitung* Mark Terkessidis. Zur selben Zeit, Ende Januar, erscheinen in allen relevanten deutschsprachigen Feuilletons Artikel über zwei neue weiße Bands aus Sheffield beziehungsweise Philadelphia. Allen Texten ist zu entnehmen, dass die Arctic Monkeys wie Clap Your Hands Say Yeah ihren rasanten Aufstieg dem Internet verdanken, dass sie auch ohne eine Plattenfirma im Rücken berühmt wurden, was mal wieder beweise, dass die Musikindustrie immer noch nicht im digitalen Jetzt angekommen sei. In allen Artikeln kommt das Wort *Hype* vor. Alle finden sie irgendwie ganz gut, die neuen Bands. Die Texte gleichen sich wie ein VW dem anderen, alle vom selben Band gerollt.

Pop-Popen und Rocktrottel Musikkritiker kritisieren Musik. Und wer kritisiert sie? Unser Autor, Radio-DJ in Frankfurt, tut es in diesem furiosen Aufsatz, den wi....

Ironie der Geschichte: Die " *unique selling proposition* " der beiden neuen Hype-Bands, also die Story mit dem Selfmade-Erfolg via Internet, wurde unseren Schreiberlingen von genau jener Musikindustrie ins Laptop diktiert, über die sie dann gratis lästern. Nach den anfänglichen Erfolgen auf Graswurzel-Ebene hatten nämlich beide Bands die logistische Unterstützung von Plattenfirmen und Promotion-Agenturen in Anspruch genommen, um das schöne Internetmärchen in Umlauf zu bringen. Im Februar stehen beide Bands hoch in den deutschen Charts, und mit leichter Verzögerung folgt auch die Schweiz.

©

Was sagt uns das nun über den Zustand des Popjournalismus? Gewiefte Popschreiber nutzen ihre im harten Selbstausbeutungsgeschäft der edlen Klitsche (*Spex*, *Texte zur Kunst*, *heaven sent* und viele andere) antrainierten *skills*, um so popaffin wie möglich, aber so seriös wie nötig in den großen Feuilletons zu schreiben - über alles andere als Pop. Irans Atomstrategie, soziale Ausgrenzung. Derweil dringt die Reservearmee der Niedriglohnvielschreiber aus den nicht (mehr) so edlen Klitschen in die Feuilletons vor und deckt deren Bedarf an treuerhizigen Geschichten über Arctic Monkeys und kommende Bands der Stunde. Nicht selten verkaufen Niedriglohnvielschreiber einer renommierten Tages- oder Wochenzeitung für besseres Geld die schlechtere Version eines Artikels, dessen bessere Version sie für schlechteres Geld an *Intro*, *Musikexpress* oder *Spex* verkaufen.

Kürzer, platter, schlechter ist die Feuilleton-Version, weil sie den Imperativen von *easy reading*, Formatierung und Serviceterror folgen muss. Danach darfst du die " *general-interest*-Abonnenten" nicht mit Insiderwissen überfordern, mit *namedropping* belasten, mit Anglizismen verprellen. Du darfst niemals Dinge voraussetzen ("Ich musste einmal fast zwei Drittel einer CD-Kritik nur damit verbringen, den Begriff *Remix* zu erklären", erzählt Pinky Rose in *Popjournalismus*). Du darfst ein Spezialistenthema nicht zu ausführlich vertiefen. Du darfst nie ohne gegebenen Anlass über etwas schreiben! Ein solcher Anlass ist ein neues Album, oder Buch, ein neuer Film. Oder ein lokaler, regionaler oder nationaler Bezug: die dritte Hamburger Schule, das neue deutsche Popwunder oder eine ominöse *Swissness* (komisches Wort, klingt verschwitzt). Und du darfst das Publikum nicht duzen.

Die Leser duzen, wenn die verhandelte Musik es erfordert, sich über alle genannten Verbote hinwegsetzen und ohne gegebenen Anlass über obskure japanische Avantgardistinnen schreiben, von denen maximal drei Leserinnen schon mal was gehört haben - das darf im deutschsprachigen Feuilleton nur einer: "Das Sie muss ich aufgeben, lieber Leser, diese Musik tritt einem nahe, nicht wie andere Musik über Emotionen, sondern auf der körperlichen Hardware-Ebene duzt sie einen mit ihrem existenzialistischen Ehrgeiz." So schrieb über den japanischen Komponisten Ryoji Ikeda, nicht für alle auf Anhieb verständlich, Diederich Diederichsen (DD) in seiner Kolumne *Musikzimmer* im *Tagesspiegel*.

62 dieser Kolumnen aus den Jahren 2000 bis 2004 sind jetzt als Taschenbuch erschienen und das (Wieder-)Lesen lohnt sich schon für die Glücksmomente, die sich einstellen, wenn man klugen Leuten beim freien Denken zuschauen darf. "Wie macht der das?", fragt man sich nicht ohne Neid, und: "Darf der das?" Dass Diederichsen schreiben darf, wie er will, verdankt er seiner in bald dreißig Jahren angehäuften Reputation. Als Autor und Redaktor von *Sounds* und später *Spex* stiftete er zweierlei: eine vom großen Paradigmenwechsel Punk / New Wave angestoßene Schule des politischen Schreibens über Pop (und des poperfahrenen Schreibens über Politik, siehe oben). Und ein Feuilleton-Subgenre: das DD- *Bashing*.

Wer sich mit den Großen anlegt, wächst selber ein bisschen und kriegt ein bisschen was ab von ihrem Ruhm. Das jüngste Beispiel für negativen Opportunismus dieser Art lieferte im letzten Herbst Ulf " *poshin' too hard* " Poschardt. Der garnierte eine Reihe notdürftig getarnter öffentlicher Bewerbungsschreiben für das Amt des Kulturministers in einer schwarz-gelben Bundesregierung mit kleinen, aber wohlfeilen Fouls gegen sein einstiges Idol: "Kunsttheorie-Professor", "gealterte Linke", "älterer Herr", "politische Oberlehrerei". Poschardt war mal Chefredakteur des *SZ-Magazins* (Magazin der *Süddeutschen Zeitung*), schreibt in der *Weltwoche* über Autos und veröffentlichte zuletzt das Buch *Über Sportwagen*. Zeit, sich mal wieder zu melden.

Pop-Popen und Rocktrottel Musikkritiker kritisieren Musik. Und wer kritisiert sie? Unser Autor, Radio-DJ in Frankfurt, tut es in diesem furiosen Aufsatz, den wi....

Wer Pop heute beim Wort nehme, trompetete Poschardt pünktlich zur Bundestagswahl, müsse FDP wählen. Nach hals- und tabubrecherischen Thesen mit Irrsinnsfaktor lechzt das Feuilleton, und so räumten ihm rechte wie linke Blätter Seiten frei für seine Neue Deutsche Westerwelle. Poschardts Pech: Es kam zur großen Koalition, FDP und Poschardt mussten draußen bleiben. Was gealterte Linke und politische Oberlehrer wie wir nicht ohne eine gewisse Schadenfreude zur Kenntnis nahmen: Ist ja schön, wenn einer sein Popjournalismus-Handwerk halbwegs beherrscht und die Mechanismen für sich zu nutzen weiß. Wenn er sie aber nur für sich, seine Karriere und eine wirtschaftsliberale Junkerpartei zu nutzen trachtet, dann möge er ruhig auf die Fresse fallen. Zumal die neukonservative Wende im Popjournalismus selten so schön scheitert wie bei Poschardt.

"Man beginnt wieder Jahrestage im Leben von überschätzten Rocktrotteln zu begehen. Man ersetzt die naturgemäß schwierige uneingeführte Reflexion der Popmusik und ihrer Schauplätze durch das gute alte Beobachten von Künstlerlebensläufen. Zeitungskrise und ein kreuzelndes Rock-Revival vervollständigen den Niedergang der Option, in den großen Zeitungen eine Öffentlichkeit für Popmusik zu etablieren, die an die Stelle der im selbstgenügsamen Kräutergarten der Indiekultur langweilig gewordenen Poppresse hätte treten können." Die aktuelle Diagnose stammt aus Diederichsens Vorwort zu *Musikzimmer*.

Natürlich weiß er selbst, dass man den Jahrestag eines überschätzten Rocktrottels braucht, um sich uneingeführte Reflexion von Pop überhaupt leisten zu können. Ohne so einen Anlass druckt kein Feuilleton und keine Pop-Presse die schönste Reflexion. Vermutlich weiß er auch, dass sein derzeitiger Lieblingsfeind Rock-Revival auch das Gegenteil von kreuzelnd hervorbringt. Und mit Sicherheit kennt er die ökonomischen Zwänge, denen der selbstgenügsame Indie-Kräutergarten unterworfen ist. Vielleicht spart er sich relativierende Einschränkungen, um in aller Drastik festhalten zu können: Es sieht düster aus im Schreiben und Reden über Pop.

Dabei haben wir noch gar nicht übers Radio geredet, da wird es noch düsterer. Das belegen Interviews mit Pinky Rose und Klaus Fiehe im Sammelband *Popjournalismus*. Der kommt im Übrigen zu ähnlich düsteren Befunden wie das *Musikzimmer*, was auch daran liegt, dass Diederichsen als *most quoted man* wie eine graue Eminenz über dem Buch schwebt und am Ende noch selbst interviewt wird. Früher nannten sie ihn huldvoll-spöttisch Pop-Papst, heute preisen dieselben Typen auf kostbaren Kulturseiten die populistisch-philosophischen Qualitäten des Popen aus Deutschland und finden es ganz duftig, katholisch zu sein.

Die wenigsten bekommen es hin, Pop auch mit vierzig, fünfzig noch aufzunehmen und politisch zu reflektieren. Sie altern in falsch verstandener Würde und wenden sich anderen Dingen zu. Den Rocktrotteln ihrer Jugend, selbstverliebten Gespensterdebatten über "neue Bürgerlichkeit" oder eben Joseph Ratzinger. Auch das ist Teil des flächendeckenden neokonservativen Rollbacks im Spannungsfeld von Pop und Politik, den beide Bücher illustrieren. Gegenstrategien? Durchweg defensiv: Textlängen verteidigen, Redezeiten verteidigen, Sendeplätze verteidigen, idiosynkratisches Schreiben verteidigen, Relativsätze im Radio verteidigen ... *sounds like* Rücken zur Wand.

Wie gründlich der *backlash* durchgreift, zeigt ein emphatischer Satz aus dem *Musikzimmer*: "Nach Punk konnte man auch akzeptable Stimmen wie die von Dylan und den Beatles einfach nicht mehr hören. Gegen Sting, Phil Collins und U2 sind wichtige Teile heute noch lebender Generationen für immer geimpft worden." Dass der Langzeitimpfstoff Punk Dylans Sing-Audienz beim Papst nicht verhindern konnte, ist schade, aber nicht so tragisch, Dylan bewegte sich immer in seinem eigenen Immunsystem. Registriert werden sollten andere Fälle. Bono etwa bekam soeben als Nachfolger von Gorbatschow und Clinton (Bill, nicht George) den auch aufmerksamkeitsökonomisch hoch dotierten Deutschen Medienpreis. Die Laudatio hielt Joschka Fischer, Exaußenminister und laut Selbstauskunft "letzter Rock 'n' Roller der deutschen Politik". Rocktrottel unter sich. So sind sie, die Verhältnisse, und deswegen gilt - hört mir auf den Oberlehrer! - "Wenn man Nonkonformismus entwickelt, sollte man wenigstens wissen, was der aktuelle Konformismus geschlagen hat."

Jochen Bonz, Michael Büscher, Johannes Springer (Hrsg.): "Popjournalismus". Ventil Verlag. Mainz 2006. 208 Seiten. (EURO) 12, 90.

Pop-Popen und Rocktrottel Musikkritiker kritisieren Musik. Und wer kritisiert sie? Unser Autor, Radio-DJ in Frankfurt, tut es in diesem furiosen Aufsatz, den wi....

Diedrich Diederichsen: "Musikzimmer - Avantgarde und Alltag". Kiepenheuer und Witsch. Köln 2005. 240 Seiten. (EURO) 9,90.

Klaus Walter, 50, lebt als Radiomoderator, DJ und Journalist in Frankfurt am Main. Seit über zwei Jahrzehnten stellt er in der Radio-Sendung "Der Ball ist rund" im Hessischen Rundfunk interessante Popmusik vor. Im vergangenen Jahr veröffentlichte er gemeinsam mit zwei anderen Veteranen von der Popfront, Thomas Meinecke und Frank Witzel, das Gesprächsbuch Plattenspieler .

Load-Date: November 23, 2013

End of Document

Meine Sucht; ALAN PAULS stellt in deutschen Supermärkten etwas Dunklem, Feuchten nach - dem Pumpernickel

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

25. Juli 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: REISEN, TITELGESCHICHTE; Meine Sucht; S. 57; Ausg. 31

Length: 525 words

Byline: Alan Pauls

Body

Ich habe keine regionalen Vorlieben. Jede deutsche Stadt, jedes Städtchen, jedes Dorf in Deutschland kann Asylort, Oase, Paradies für mich sein, sofern sich dort nur ein Laden findet, in dem es Pumpernickel gibt - ein Laster, das ich in früher Kindheit zusammen mit dem *Struwwelpeter*, *Max & Moritz* und den Daunendecken von meiner deutschen Großmutter geerbt habe.

Pumpernickel zu essen war in Buenos Aires nie gut angesehen. Bedeutete es doch, schwarzes Brot zu essen in einer Stadt, in der das Brot weiß war; bedeutete, etwas zu essen, das nicht einmal Brot war, da es weder Hefe enthielt noch eine Kruste hatte, etwas, das dunkel, feucht, fast matschig war, dessen Scheiben miteinander verklebten oder sogar brachen, wenn man sie nicht mit dem nötigen Feingefühl voneinander löste. So wurde Pumpernickel mein Stigma. Mein deutsches Stigma.

Nach dem Tod meiner Großmutter - meiner einzigen Verbündeten in der Pumpernickel-Sucht - aß ich es heimlich. Ich stellte ihm in Bäckereien und Supermärkten nach, wo es mit launischer Unregelmäßigkeit in den Regalen lag, und jedes Mal, wenn ich zwei Päckchen entdeckte - niemals mehr; es war rar wie Gold! -, stürzte ich mich sogleich darauf, damit nicht irgendein *émigré* mit Entzugerscheinungen mir zuvorkäme. Aber in den geweiteten Augen, aus denen die anderen Kunden mich ansahen, blitzte die Abartigkeit meiner Neigung wieder auf, und ich wandte mich mit meiner im Mantel verborgenen Packung Pumpernickel zur Kasse, geduckt und scheu wie Peter Lorre in *M - Eine Stadt sucht einen Mörder*.

Auf meiner ersten Reise nach Deutschland ging ich dem Zauber der Rückschau und der Kultur nach. Ich besuchte das Krankenhaus, in dem mein Vater geboren worden war, den Berliner Alexanderplatz, Baden-Baden, den Kölner Dom, den Englischen Garten... Doch was mich wahrhaftig bezauberte, war ein Supermarkt in Charlottenburg. Er war im Grunde genauso öde wie die Supermärkte von Bremen, München oder Köln. Doch als ich die Brotabteilung ansteuerte, geriet ich in Ekstase angesichts der vielköpfigen, fein abgestuften Familie Pumpernickel, die mich dort erwartete, und war zugleich verzückt von der Toleranz, Unaufgeregtheit, fast Gleichgültigkeit, mit der meine Umgebung auf meinen tranceartigen Zustand reagierte. Pumpernickel war immer noch eine Perversion, aber keine einsame und zwielichtige mehr, sondern eine gewöhnliche, taghelle und sogar unbedeutende. Und ich, Sohn und Enkel von Deutschen, wurde endlich, was ich immer gewesen war: deutsch.

Meine Sucht ALAN PAULS stellt in deutschen Supermärkten etwas Dunklem, Feuchten nach - dem
Pumpernickel

Aus dem Spanischen von CHRISTIAN HANSEN

Alan Pauls stammt aus Buenos Aires und hat bislang sieben Romane geschrieben. Drei davon wurden ins Deutsche übersetzt, darunter »Die Vergangenheit«, der auch den spanischen Premio Herralde gewann. Roberto Bolaño nannte ihn einen der größten lebenden Autoren Südamerikas. Pauls, Jahrgang 1959, schreibt außerdem Essays, Kritiken und Drehbücher. Sein Vater, ein Filmproduzent, war 1939 als Sechsjähriger von Deutschland nach Argentinien emigriert.

»In den geweiteten Augen anderer Kunden blitzte die Abartigkeit meiner Neigung auf«

Load-Date: March 25, 2022

End of Document

**Unser Hauptstädtle; Auf zugezogene Schwaben schimpfen die Berliner gern.
Dabei verdanken sie ihnen vieles. Ein Bummel durch die Migrantenviertel**

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

10. Januar 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 53; Ausg. 3

Length: 1793 words

Byline: Anne Haeming

Body

"Anti-Schwa" hat einer an die Fassade der Schwäbischen Bäckerei in Prenzlauer Berg gesprüht. In Großbuchstaben. Schmierereien gehören hier so sehr zum Stadtbild, dass man es fast übersehen hätte. Aber seit Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse in einem Interview vor einigen Tagen über Schwaben lästerte, die begreifen sollten, "dass sie jetzt in Berlin sind. Und nicht mehr in ihrer Kleinstadt mit Kehrwoche", und die in diesem Bezirk seit Jahren schwelende Schwabenhass-Debatte wieder aufflammte, schaut man doch genauer hin. Erst recht vor einer Bäckerei. Schließlich mokierte sich Thierse darüber, dass in seinem Kiez nicht mehr Schrippen, sondern Wecken verkauft würden.

Und wirklich, hier in der Schwäbischen Bäckerei findet man sie, die schwäbische Seele - als längliches Brötchen mit Salz und Kümmel, eine Spezialität. Diesen Laden kann Thierse trotzdem nicht gemeint haben: Es gibt zwar Brezeln, aber keine Wecken, nur Brötchen. Und das Zwetschgendatschi, das er irgendwo gesehen haben will, ist sowieso eher bayerisch. Die Verkäuferin winkt ab, dass ihre gemustert lackierten Fingernägel blitzen. Die Kundschaft amüsierte sich bloß über diese Debatte, sagt sie. Es ist eine von vier Filialen in der Stadt, der Chef ist zwischen Bruchsal und Pforzheim aufgewachsen und stammt somit streng genommen aus Baden. Wurscht.

Es mag Zufall sein, dass sich Thierse in seiner Überfremdungstirade ausgerechnet über Brötchen beschwerte. Aber er traf damit das Thema, das Schwaben im Exil zusammenhält: das Essen. Und vor allem die Suche nach Brezeln, Seelen, Wecken, den Dingen eben, die nach ihrer Kindheit schmecken. Einigen fehlte die Heimatküche so sehr, dass sie begannen, den Berlinern anzubieten, was sie selbst am meisten vermissten. Sei es Iris Schmied aus Reutlingen mit ihrem Restaurant Alpenstück, Wolfgang Stepper aus Hohenlohe, der in seinem Spezialitätenladen alles von Wein über Spätzlesmehl bis hin zu Süßigkeiten verkauft, oder eben der badische Bäcker Oliver Sporys mit seiner Schwäbischen Bäckerei.

Die mit "Anti-Schwa" besprühte Filiale ist um die Ecke vom Kollwitzplatz, also dort, wo Wolfgang Thierse schon seit DDR-Zeiten wohnt. Samstags schlängelt sich ein Markt um den großen Kinderspielplatz in der Mitte, viel Bioware wird verkauft, Handgenähtes aus Sri Lanka; an einem Stand gibt es Macarons und Petits Fours. Wer in Berlin von Gentrifizierung sprach, meinte lange Zeit vor allem dieses Viertel. Hier kam wohl auch das Feindbild des "Schwaben" auf. Gemeint sind Besserverdienende aus der westdeutschen Provinz - die Einzigen eben, die sich die

Unser Hauptstädtle Auf zugezogene Schwaben schimpfen die Berliner gern. Dabei verdanken sie ihnen vieles.
Ein Bummel durch die Migrantenviertel

Mieten und Kaufpreise der sanierten Gründerzeitbauten noch leisten können. Für sie alle steht, passend zum Thema, der schwäbische Häuslebauer. Ob jemand Schwabe, Badener oder Bayer ist, hat Berliner sowieso nie gekümmert.

Auf den Schildern und Plakatwänden im Quartier steht nicht nur "Schwaben raus", sondern auch "Yuppies raus". Zettel an Stromkästen maulen über "schwäbische Spießigkeit". Über ein Kellerfenster kritzelte einer zart mit Kreide "Tötet Schwaben". Ganz neu ist diese Wut nicht. Schon 2008 kürten die Leser des Stadtmagazins *Zitty* den "Porno-Hippie-Schwaben" zum größten Ärgernis, und noch zwei Jahre früher hingen zur Weihnachtszeit im gesamten Bezirk Poster mit Ortsausgangsschildern: "Stuttgart-Sindelfingen: 610 Kilometer" stand darauf und "Ostberlin wünscht gute Heimfahrt". So wirkt es fast wie Trotz, dass das Café im Erdgeschoss von Thierses Zuhause riesengroß "Berliner Eisbein, Berliner Leber, Berliner Currywurst" anpreist. Kässpätzle gibt's aber auch.

"Ich sage immer, ich komme aus Süddeutschland", sagt Iris Schmied. Die Chefin des Restaurants Alpenstück in Berlin-Mitte zieht sich noch eine schwarze Fleecejacke über ihren dunklen Pulli, es ist frisch in ihrem Büro. Sie ist aus Reutlingen, seit zwanzig Jahren lebt sie in Berlin. Als Studentin hatte sie irgendwann die Döner und Minipizzen satt und kochte selbst für ihre Freunde. Kässpätzle, immer wieder. Die Idee, ein eigenes Restaurant mit Heimatküche aufzumachen, hatte sie schon, als sie noch Chefin der Bar Rheingold war. 2007 eröffnete sie dann ihr Lokal in der Gartenstraße, einer stillen Wohnstraße nördlich der Torstraße; sie kann den Eingang gegenüber von ihrem Schreibtisch aus sehen. Es gibt ausgezeichnete Kässpätzle, Maultaschen, Kalbsleber und hinterher ein Hausschnäpsle. Der etwas versteckte Laden lief schon nach ein paar Wochen so gut, dass man ohne Reservierung kaum mehr hineinkam.

Neben Schmieds Schreibtisch lehnt ein Poster, *"In food we trust"* steht darauf. Das Vertrauen hat sich ausgezahlt: Mittlerweile gehört ihr ein kleines schwäbisches Imperium in der Straße. Die "Manufaktur" verkauft schwäbischen Kartoffelsalat, Schupfnudeln und Kasseler mit Sauerkraut zum Mitnehmen. Brezeln und Seelen gibt es in der Bäckerei nebenan. Der *Feinschmecker* hat sie sogar zu einer der besten in Deutschland gewählt.

Die Debatte, die Thierse angefacht hat, findet die 44-Jährige albern. Schon in den Neunzigern, erinnert sie sich, schimpfte man über die Schwaben in Kreuzberg. Soll Thierse doch in eine andere Bäckerei gehen. Überhaupt: "Ein Weck ist nun einmal keine Schrippe, die Berliner Schrippe wird ganz anders hergestellt."

Wie gesagt, mit ihrem Essen nehmen es die Schwaben genau. Auch Wolfgang Stepper, der in Schöneberg einen kleinen Spezialitätenladen hat. "Wenn die Seelen zu lang oder zu dick sind, lasse ich sie zurückgehen", sagt er und nimmt noch einen Schluck von dem Trollinger, der vor ihm auf dem Tisch steht, mitten in seinem Laden. Wer bei ihm abends reinkommt, bekommt erst einmal ein Viertele angeboten. Ein Stammkunde sitzt gerade auch da, isst eine Seele mit Leberkäse, man "schwätzt" halt ein bisschen, das gehört dazu.

Steppers Geschäft heißt Ebbes. Es passiert schon mal, dass ihn jemand mit "Herr Ebbes" anspricht, dabei bedeutet der Name auf Hochdeutsch schlicht "etwas". Und davon gibt es bei Stepper reichlich. Seit Ende der Siebziger lebt der gelernte Setzer in der Stadt. Als die Druckereien, für die er arbeitete, eine nach der anderen Pleite machten, setzte er auf das, was für ihn in Berlin Mangelware war: Schäufele, Ochsenmaulsalat, Landjäger. Und Maultaschen natürlich. "200 Kilo habe ich davon vor Weihnachten verkauft", sagt er. Immer wieder musste er in den vergangenen Tagen die Kundschaft vertrösten: Er hat keine mehr. Es gab noch keine Lieferung nach Weihnachten. "Die da unten arbeiten noch nicht wieder, verstehste", sagt er und meint die Schwaben. Ein Berliner "verstehste" mogelt sich bei ihm dauernd zwischen das Schwäbeln, immer wieder auch "ick", "ooch" und "wa". Er regt sich trotzdem über den Müll auf, der nach der Silvesternacht überall auf den Straßen rumlag. "Aber wir haben ja jetzt einen schwäbischen Polizeichef in Berlin, da kehrt endlich wieder Ordnung ein."

Stepper und seinen Laden kennen die Berliner Exilschwaben natürlich. Auch Achim Ruppel schaut manchmal rein. Er ist Schauspieler und seit 1979 in der Stadt. Vergangenen Herbst hat er mit der Schwabiennale eine Kulturwoche mit Spezialitäten, Musik und Theater gefeiert. Die Schwabenhass-Debatte hat ihn angespornt. Sein Motto: "Hassen dürft ihr uns, aber zuerst wird gevespert." Ruppel wohnt ausgerechnet am Stuttgarter Platz in Charlottenburg, dem

Unser Hauptstädtle Auf zugezogene Schwaben schimpfen die Berliner gern. Dabei verdanken sie ihnen vieles.
Ein Bummel durch die Migrantenviertel

wohl schwäbischsten Ort in Berlin: Hier ist die einzige Fußgängerzone der Stadt (die kleine in Alt-Tegel zählt nicht).
"Ein fürchterlicher Ort", findet er allerdings.

Sein Theaterstück *Schwabenhatz* zeigt, wie ähnlich sich Schwaben und Berliner sind, und sei es nur im trotzigen Nachsatz "gell" beziehungsweise "wa". Ab März wird das Stück wieder aufgeführt, in Berlin und Stuttgart. Die Völkerverständigung ist übrigens schon geglückt: Die Graffiti fürs Bühnenbild hat einer gemacht, der selbst schon "Schwaben raus" an Berliner Fassaden gesprayed hatte.

Auch vor dem Hotel Michelberger an der Warschauer Brücke stand eine Weile auf einer Tafel: "Ein Hotel für alle außer: Schwaben, Engländer und Iren ab einer Anzahl über fünf Personen oder in Superman-Kostümen". Tom Michelberger lacht, als man ihn darauf anspricht. "Das hatte nichts zu bedeuten", sagt der Mittdreißiger mit dem andgedeuteten Schnauzbart. "Wir wollten nur verhindern, dass größere Gruppen die Atmosphäre stören. Und um zu zeigen, dass es uns nicht um Nationalitäten geht, haben wir uns mit draufgeschrieben." Er ist selbst Schwabe aus Bad Saulgau, und eine Seele, die ihm schmeckt, hat er in Berlin noch nicht gefunden. Aber Abgrenzungen sind nicht sein Ding, "eine Metropole lebt von den Impulsen von außen", findet er.

Sein Michelberger, eröffnet 2009 in einem alten Fabrikgebäude, ist sicher das eklektischste Hotel der Stadt. Das Café und die Bar haben mehr von einer Sofalandschaft, Bücher sind in Gitterkörbe gefüllt, die Lampen haben Zeitungsfransen, und die Wände sind unverputzt. "Wir wollten einen Ort schaffen, an dem wir uns wohlfühlen", sagt Tom Michelberger. Eine Filiale in Brooklyn ist geplant. "Moment mal", er steht auf, hastet zur Bar und greift eine Flasche von einem angestrahnten Wandaltar. "Das ist unser Kräuterlikör", sagt Michelberger, "hergestellt in einer Berliner Manufaktur - aber einer der Geschäftsführer ist auch ein Schwabe."

Die süddeutschen Tupfer bei der Einrichtung hält er für Zufall: "Uns ging es um Gemütlichkeit." So sieht der hellgraue Speisesaal eben aus wie die Neuerfindung eines Landgasthauses, mit langen Tafeln und rot-weiß karierten Servietten. Das viele Holz, der Kleinkram mit Geschichte, sie zitieren die Provinz, ohne provinziell zu wirken. Seien es die Kuckucksuhren gegenüber der Rezeption oder die Handvoll kleiner Äpfel, die neben dem Gästebuch liegen wie frisch von einer Streuobstwiese. Oder eben die altertümliche Mustertapete in den Zimmern, die bei genauem Hinsehen eine wilde Mischung aus kleinen Dingen ist: Bohrer, Blitze, Bowling-Pin, jedes Symbol steht für einen aus der Hotelcrew. Michelberger ist, na klar, eine Brezel.

Apropos: Wolfgang Thierse könnte im Übrigen ausgerechnet in der Schwäbischen Bäckerei finden, was viele Ostberliner für ausgestorben halten - die gute alte Ostschruppe. Sie liegt passenderweise direkt neben einer anderen Brötchenspezialität: dem Schwabeneck.

Schwaben in Berlin Essen Schwäbische Bäckerei, Prenzlauer Allee 53, Prenzlauer Berg. www.baeckerei-sporys.de
Alpenstück, Restaurant, nebenan Bäckerei und ein Lebensmittelladen. www.alpenstueck.de
www.schwarzwaldstuben-berlin.com der Klassiker mit den besten geschmälzten Maultaschen der Stadt. Tucholskystraße 48, Mitte. www.schwarzwaldstuben-berlin.com
zwischen 60 und 180 Euro. Warschauer Straße 39/40, Friedrichshain-Kreuzberg. www.michelbergerhotel.com
www.ebbes-in-berlin.de Hotel, Zimmer
www.ebbes-in-berlin.de Einkaufen Ebbes. Spezialitätenladen. Crellestraße 5, Schöneberg. www.ebbes-in-berlin.de

Load-Date: January 16, 2013

Unser Hauptstädtle; Auf zugezogene Schwaben schimpfen die Berliner gern. Dabei verdanken sie ihnen vieles. Ein Bummel durch die Migrantenviertel

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

10. Januar 2013

Copyright 2013 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: REISEN; Unser Hauptstädtle; S. 53; Ausg. 3

Length: 1834 words

Byline: Anne Haeming

Body

Anti-Schwa« hat einer an die Fassade der Schwäbischen Bäckerei in Prenzlauer Berg gesprüht. In Großbuchstaben. Schmierereien gehören hier so sehr zum Stadtbild, dass man es fast übersehen hätte. Aber seit Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse in einem Interview vor einigen Tagen über Schwaben lästerte, die begreifen sollten, »dass sie jetzt in Berlin sind. Und nicht mehr in ihrer Kleinstadt mit Kehrwoche«, und die in diesem Bezirk seit Jahren schwelende Schwabenhass-Debatte wieder aufflammte, schaut man doch genauer hin. Erst recht vor einer Bäckerei. Schließlich mokierte sich Thierse darüber, dass in seinem Kiez nicht mehr Schrippen, sondern Wecken verkauft würden.

Und wirklich, hier in der Schwäbischen Bäckerei findet man sie, die schwäbische Seele - als längliches Brötchen mit Salz und Kümmel, eine Spezialität. Diesen Laden kann Thierse trotzdem nicht gemeint haben: Es gibt zwar Brezeln, aber keine Wecken, nur Brötchen. Und das Zwetschgendatschi, das er irgendwo gesehen haben will, ist sowieso eher bayerisch. Die Verkäuferin winkt ab, dass ihre gemustert lackierten Fingernägel blitzen. Die Kundschaft amüsierte sich bloß über diese Debatte, sagt sie. Es ist eine von vier Filialen in der Stadt, der Chef ist zwischen Bruchsal und Pforzheim aufgewachsen und stammt somit streng genommen aus Baden. Wurscht.

Es mag Zufall sein, dass sich Thierse in seiner Überfremdungstirade ausgerechnet über Brötchen beschwerte. Aber er traf damit das Thema, das Schwaben im Exil zusammenhält: das Essen. Und vor allem die Suche nach Brezeln, Seelen, Wecken, den Dingen eben, die nach ihrer Kindheit schmecken. Einigen fehlte die Heimatküche so sehr, dass sie begannen, den Berlinern anzubieten, was sie selbst am meisten vermissten. Sei es Iris Schmied aus Reutlingen mit ihrem Restaurant Alpenstück, Wolfgang Stepper aus Hohenlohe, der in seinem Spezialitätenladen alles von Wein über Spätzlesmehl bis hin zu Süßigkeiten verkauft, oder eben der badische Bäcker Oliver Sporys mit seiner Schwäbischen Bäckerei.

Die mit »Anti-Schwa« besprühte Filiale ist um die Ecke vom Kollwitzplatz, also dort, wo Wolfgang Thierse schon seit DDR-Zeiten wohnt. Samstags schlängelt sich ein Markt um den großen Kinderspielplatz in der Mitte, viel Bioware wird verkauft, Handgenähtes aus Sri Lanka; an einem Stand gibt es Macarons und Petits Fours. Wer in Berlin von Gentrifizierung sprach, meinte lange Zeit vor allem dieses Viertel. Hier kam wohl auch das Feindbild des »Schwaben« auf. Gemeint sind Besserverdienende aus der westdeutschen Provinz - die Einzigen eben, die

Unser Hauptstädtle Auf zugezogene Schwaben schimpfen die Berliner gern. Dabei verdanken sie ihnen vieles.
Ein Bummel durch die Migrantenviertel

sich die Mieten und Kaufpreise der sanierten Gründerzeitbauten noch leisten können. Für sie alle steht, passend zum Thema, der schwäbische Häuslebauer. Ob jemand Schwabe, Badener oder Bayer ist, hat Berliner sowieso nie gekümmert.

Auf den Schildern und Plakatwänden im Quartier steht nicht nur »Schwaben raus«, sondern auch »Yuppies raus«. Zettel an Stromkästen maulen über »schwäbische Spießigkeit«. Über ein Kellerfenster kritzelte einer zart mit Kreide »Tötet Schwaben«. Ganz neu ist diese Wut nicht. Schon 2008 kürten die Leser des Stadtmagazins *Zitty* den »Porno-Hippie-Schwaben« zum größten Ärgernis, und noch zwei Jahre früher hingen zur Weihnachtszeit im gesamten Bezirk Poster mit Ortsausgangsschildern: »Stuttgart-Sindelfingen: 610 Kilometer« stand darauf und »Ostberlin wünscht gute Heimfahrt«. So wirkt es fast wie Trotz, dass das Café im Erdgeschoss von Thierses Zuhause riesengroß »Berliner Eisbein, Berliner Leber, Berliner Currywurst« anpreist. Kässpätzle gibt's aber auch.

»Ich sage immer, ich komme aus Süddeutschland«, sagt Iris Schmied. Die Chefin des Restaurants Alpenstück in Berlin-Mitte zieht sich noch eine schwarze Fleecejacke über ihren dunklen Pulli, es ist frisch in ihrem Büro. Sie ist aus Reutlingen, seit zwanzig Jahren lebt sie in Berlin. Als Studentin hatte sie irgendwann die Döner und Minipizzen satt und kochte selbst für ihre Freunde. Kässpätzle, immer wieder. Die Idee, ein eigenes Restaurant mit Heimatküche aufzumachen, hatte sie schon, als sie noch Chefin der Bar Rheingold war. 2007 eröffnete sie dann ihr Lokal in der Gartenstraße, einer stillen Wohnstraße nördlich der Torstraße; sie kann den Eingang gegenüber von ihrem Schreibtisch aus sehen. Es gibt ausgezeichnete Kässpätzle, Maultaschen, Kalbsleber und hinterher ein Hausschnäpsle. Der etwas versteckte Laden lief schon nach ein paar Wochen so gut, dass man ohne Reservierung kaum mehr hineinkam.

Neben Schmieds Schreibtisch lehnt ein Poster, »In food we trust« steht darauf. Das Vertrauen hat sich ausgezahlt: Mittlerweile gehört ihr ein kleines schwäbisches Imperium in der Straße. Die »Manufaktur« verkauft schwäbischen Kartoffelsalat, Schupfnudeln und Kasseler mit Sauerkraut zum Mitnehmen. Brezeln und Seelen gibt es in der Bäckerei nebenan. Der *Feinschmecker* hat sie sogar zu einer der besten in Deutschland gewählt.

Die Debatte, die Thierse angefacht hat, findet die 44-Jährige albern. Schon in den Neunzigern, erinnert sie sich, schimpfte man über die Schwaben in Kreuzberg. Soll Thierse doch in eine andere Bäckerei gehen. Überhaupt: »Ein Weck ist nun einmal keine Schrippe, die Berliner Schrippe wird ganz anders hergestellt.«

Wie gesagt, mit ihrem Essen nehmen es die Schwaben genau. Auch Wolfgang Stepper, der in Schöneberg einen kleinen Spezialitätenladen hat. »Wenn die Seelen zu lang oder zu dick sind, lasse ich sie zurückgehen«, sagt er und nimmt noch einen Schluck von dem Trollinger, der vor ihm auf dem Tisch steht, mitten in seinem Laden. Wer bei ihm abends reinkommt, bekommt erst einmal ein Viertele angeboten. Ein Stammkunde sitzt gerade auch da, isst eine Seele mit Leberkäse, man »schwätzt« halt ein bisschen, das gehört dazu.

Steppers Geschäft heißt Ebbes. Es passiert schon mal, dass ihn jemand mit »Herr Ebbes« anspricht, dabei bedeutet der Name auf Hochdeutsch schlicht »etwas«. Und davon gibt es bei Stepper reichlich. Seit Ende der Siebziger lebt der gelernte Setzer in der Stadt. Als die Druckereien, für die er arbeitete, eine nach der anderen Pleite machten, setzte er auf das, was für ihn in Berlin Mangelware war: Schäufele, Ochsenmaulsalat, Landjäger. Und Maultaschen natürlich. »200 Kilo habe ich davon vor Weihnachten verkauft«, sagt er. Immer wieder musste er in den vergangenen Tagen die Kundschaft trösten: Er hat keine mehr. Es gab noch keine Lieferung nach Weihnachten. »Die da unten arbeiten noch nicht wieder, verstehste«, sagt er und meint die Schwaben. Ein Berliner »verstehste« mogelt sich bei ihm dauernd zwischen das Schwäbeln, immer wieder auch »ick«, »ooch« und »wa«. Er regt sich trotzdem über den Müll auf, der nach der Silvesternacht überall auf den Straßen rumlag. »Aber wir haben ja jetzt einen schwäbischen Polizeichef in Berlin, da kehrt endlich wieder Ordnung ein.«

Stepper und seinen Laden kennen die Berliner Exilschwaben natürlich. Auch Achim Ruppel schaut manchmal rein. Er ist Schauspieler und seit 1979 in der Stadt. Vergangenen Herbst hat er mit der Schwabiennale eine Kulturwoche mit Spezialitäten, Musik und Theater gefeiert. Die Schwabenhass-Debatte hat ihn angespornt. Sein Motto: »Hassen dürft ihr uns, aber zuerst wird gevespert.« Ruppel wohnt ausgerechnet am Stuttgarter Platz in

Unser Hauptstädtle Auf zugezogene Schwaben schimpfen die Berliner gern. Dabei verdanken sie ihnen vieles.
Ein Bummel durch die Migrantenviertel

Charlottenburg, dem wohl schwäbischsten Ort in Berlin: Hier ist die einzige Fußgängerzone der Stadt (die kleine in Alt-Tegel zählt nicht). »Ein fürchterlicher Ort«, findet er allerdings.

Sein Theaterstück *Schwabenhatz* zeigt, wie ähnlich sich Schwaben und Berliner sind, und sei es nur im trotzigen Nachsatz »gell« beziehungsweise »wa«. Ab März wird das Stück wieder aufgeführt, in Berlin und Stuttgart. Die Völkerverständigung ist übrigens schon geglückt: Die Graffiti fürs Bühnenbild hat einer gemacht, der selbst schon »Schwaben raus« an Berliner Fassaden gesprayt hatte.

Auch vor dem Hotel Michelberger an der Warschauer Brücke stand eine Weile auf einer Tafel: »Ein Hotel für alle außer: Schwaben, Engländer und Iren ab einer Anzahl über fünf Personen oder in Superman-Kostümen«. Tom Michelberger lacht, als man ihn darauf anspricht. »Das hatte nichts zu bedeuten«, sagt der Mittdreißiger mit dem angedeuteten Schnauzbart. »Wir wollten nur verhindern, dass größere Gruppen die Atmosphäre stören. Und um zu zeigen, dass es uns nicht um Nationalitäten geht, haben wir uns mit draufgeschrieben.« Er ist selbst Schwabe aus Bad Saulgau, und eine Seele, die ihm schmeckt, hat er in Berlin noch nicht gefunden. Aber Abgrenzungen sind nicht sein Ding, »eine Metropole lebt von den Impulsen von außen«, findet er.

Sein Michelberger, eröffnet 2009 in einem alten Fabrikgebäude, ist sicher das eklektischste Hotel der Stadt. Das Café und die Bar haben mehr von einer Sofalandschaft, Bücher sind in Gitterkörbe gefüllt, die Lampen haben Zeitungsfransen, und die Wände sind unverputzt. »Wir wollten einen Ort schaffen, an dem wir uns wohlfühlen«, sagt Tom Michelberger. Eine Filiale in Brooklyn ist geplant. »Moment mal«, er steht auf, hastet zur Bar und greift eine Flasche von einem angestrahnten Wandaltar. »Das ist unser Kräuterlikör«, sagt Michelberger, »hergestellt in einer Berliner Manufaktur - aber einer der Geschäftsführer ist auch ein Schwabe.«

Die süddeutschen Tupfer bei der Einrichtung hält er für Zufall: »Uns ging es um Gemütlichkeit.« So sieht der hellgraue Speisesaal eben aus wie die Neuerfindung eines Landgasthauses, mit langen Tafeln und rot-weiß karierten Servietten. Das viele Holz, der Kleinkram mit Geschichte, sie zitieren die Provinz, ohne provinziell zu wirken. Seien es die Kuckucksuhren gegenüber der Rezeption oder die Handvoll kleiner Äpfel, die neben dem Gästebuch liegen wie frisch von einer Streuobstwiese. Oder eben die altertümliche Mustertapete in den Zimmern, die bei genauem Hinsehen eine wilde Mischung aus kleinen Dingen ist: Bohrer, Blitze, Bowling-Pin, jedes Symbol steht für einen aus der Hotelcrew. Michelberger ist, na klar, eine Brezel.

Apropos: Wolfgang Thierse könnte im Übrigen ausgerechnet in der Schwäbischen Bäckerei finden, was viele Ostberliner für ausgestorben halten - die gute alte Ostschrippe. Sie liegt passenderweise direkt neben einer anderen Brötchenspezialität: dem Schwabeneck.

Schwaben in Berlin Essen Schwäbische Bäckerei, Prenzlauer Allee 53, Prenzlauer Berg. www.baeckerei-sporys.de Alpenstück, Restaurant, nebenan Bäckerei und ein Lebensmittelladen. www.alpenstueck.de Schwarzwaldstuben, der Klassiker mit den besten geschmälzten Maultaschen der Stadt. Tucholskystraße 48, Mitte. www.schwarzwaldstuben-berlin.com Schlafen Michelberger Hotel, Zimmer zwischen 60 und 180 Euro. Warschauer Straße 39/40, Friedrichshain-Kreuzberg. www.michelbergerhotel.com Einkaufen Ebbes. Spezialitätenladen. Crellestraße 5, Schöneberg. www.ebbes-in-berlin.de

Load-Date: March 25, 2022

Freiwillig gefangen; WikiLeaks-Gründer Julian Assange hat sich in der ecuadorianischen Botschaft in London verschanzt. Der Präsident des Landes, Rafael Correa, gewährt ihm Asyl - wie kam diese Allianz zustande? Auf der Suche nach einer Antwort in London, Quito und Deutschland

Die ZEIT (inklusive ZEIT Magazin)

23. August 2012

Copyright 2012 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT

Section: S. 11-13; Ausg. 35

Length: 6487 words

Byline: Mariam Blasberg, John F. Jungclaussen, Khue Pham, Jana Simon

Body

Die merkwürdige Liebesgeschichte zwischen dem Internet-Anarchisten Julian Assange und dem Präsidenten des südamerikanischen Staates Ecuador, Rafael Vicente Correa Delgado, nimmt ihren Anfang im April dieses Jahres. Assange, in England unter Hausarrest, verdient sein Geld als Talk-Journalist und befragt "wichtige Persönlichkeiten der Welt" per Videolink vor der Kamera. Als ersten Interviewpartner hat Assange den Hisbollah-Chef und Assad-Unterstützer Hassan Nasrallah begrüßt. Diesmal ist es Correa. Im Juni wird das Gespräch auf dem Sender Russia Today ausgestrahlt, den Wladimir Putin vor einigen Jahren gründete, um die Linie des Kreml im Ausland zu verbreiten. Russia Today hat als Erster zugegriffen, und Assange braucht Geld. Als Assange und Correa nun aufeinandertreffen, wird es eine folgenreiche Begegnung.

Der Zuschauer sieht Assange irgendwo in der Nähe von London in einem abgedunkelten Zimmer sitzen. Technikraum liegt herum, Bücher, er trägt eine schwarze Lederjacke und einen Dreitagebart, die Haare fallen ihm in langen weißen Strähnen ins Gesicht. Vor Assange auf dem Schreibtisch steht ein Bildschirm, und darauf erscheint der Kopf Correas, der 10000 Kilometer weit entfernt auf der anderen Seite des Atlantiks sitzt. "Ich bin in England seit 500 Tagen unter Hausarrest", sagt Assange. "Ohne Anklage."

"Okay", sagt der Kopf.

Auf dem Video ist nicht zu sehen, dass die beiden nun vergeblich versuchen, sich auf Englisch zu unterhalten. Aber Assange kann den ecuadorianischen Präsidenten - der immerhin in den USA promoviert hat - nicht verstehen, und sie probieren es deshalb mit einem Übersetzer.

Assange will die ganz großen Themen diskutieren, die Medien, die Wahrheit, Amerika. Das sind auch Correas Themen. Assange fragt den Präsidenten, welchen Einfluss die USA auf sein Land ausübten, Correa antwortet mit einem Witz: Der Präsident Boliviens habe ihm nach den Veröffentlichungen geheimer amerikanischer Botschaftsdepeschen durch WikiLeaks gesagt, die USA seien das einzige Land, das nicht durch einen Umsturz gefährdet sei - in Washington gebe es keine US-Botschaft.

Freiwillig gefangen WikiLeaks-Gründer Julian Assange hat sich in der ecuadorianischen Botschaft in London verschanzt. Der Präsident des Landes, Rafael Correa, g....

Assange muss lachen, Correa fährt fort: "Ich habe zwei akademische Titel von dort. Ich bewundere die Bevölkerung. Aber ich kann nicht dulden, wenn sie eine Militärbasis in unserem Land unterhalten. Oder, Julian, würden Sie in Ihrem Land eine ausländische Basis dulden? Andererseits, ich hätte kein Problem damit, wenn wir eine in Miami hätten."

Wieder lacht Assange.

"Ich kann sehen, Julian", sagt Correa, "dieses Interview macht Ihnen Spaß."

"Ich mag Ihre Witze", sagt Assange.

So geht es weiter, Assange liefert die Vorlagen, Correa verwandelt sie in Tore. Sie sind einander zugetan, fast könnte man es flirten nennen. Zwei Kandidaten bei einem Blind Date, die versuchen, im anderen das Gemeinsame zu entdecken. Assange erklärt, dass er über Jahre einen Kampf geführt habe für das Recht, wahre Informationen zu veröffentlichen. Er fragt Correa, wie der es schaffen will, dass seine Regierung dieses Recht nicht unterdrückt, und einen Moment lang wirkt es so, als taste Assange schon einmal ab, was ihn in Ecuador erwarten könnte.

Correa schmunzelt, ihm gefällt die Frage. Er sagt, es sei ein Mythos, dass Staaten in der Lage seien, die Meinungsfreiheit einzuschränken. In Wahrheit hätten die Medien die Macht. "Es sind private Interessen", sagt Correa, "die sich mit dem heiligen Gewand des Journalisten tarnen, um unsere Regierung zu destabilisieren."

"Ich teile Ihre Einschätzung", sagt Assange. "Ich habe das selber oft erlebt. Dass Medien unser Material zensieren, aus politischen Gründen oder weil sie Oligarchen schützen wollen."

Ein Moment wie eine Umarmung. Sie entdecken, dass ihre Gegner dieselben sind: die Medien, die USA, die lange neoliberale Nacht, "Lateinamerika", sagt Correa noch, "verändert sich von einem Konsens mit Washington zu einem Konsens ohne Washington". Am Ende klatscht Assange in die Hände. "Danke, Mister President."

Correa winkt. "Willkommen im Klub der Verfolgten, Julian."

"Take care", sagt Assange. "Nicht dass ein Anschlag auf Sie verübt wird."

So hat alles begonnen, und am 19. Juni 2012 zog Julian Assange als "politisch Verfolgter" in die ecuadorianische Botschaft von London ein und bat das Land um Asyl. Die britische Regierung will ihn gegen seinen Willen nach Schweden überstellen, wo eine Vernehmung wegen des Vorwurfs der Vergewaltigung und sexuellen Nötigung auf ihn wartet. Dem hat sich Assange durch die Flucht in die Botschaft entzogen. In dem Gebäude hat er ein eigenes Zimmer, das klein ist und voll. Ein Bett steht da, ein Fernseher und ein Hometrainer, den ihm ein Freund gekauft hat. Es gibt mehrere Computer, einen Internet- und Telefonanschluss. Eine Dusche haben ihm seine Gastgeber auch einbauen lassen. Er führt kein einsames Leben: Unterstützer bringen Kuchen, Botschaftsangestellte Suppe. Auch seine Freundin schaut öfter vorbei. Immer wenn Besuch kommt, sitzt Assange am Bildschirm. Im Grunde ist es also gar nicht so viel anders als sonst: Julian Assange schläft wenig, arbeitet viel und verschmilzt mit seinem Computer - so sehr, dass er manchmal gar nicht mitkriegt, wenn jemand den Raum betritt. Wahrscheinlich spürt er auch die elektronische Fußfessel nicht mehr, die er tragen muss, seitdem er im Dezember 2010 nach seiner Festnahme gegen Kaution freigelassen wurde. Das Gerät soll noch immer seinen Standort durchgeben, derzeit: 3 Hans Crescent, London-Knightsbridge.

Vergangenen Sonntag tritt Julian Assange hinter den Gardinen hervor auf den Balkon der Botschaft. Er hat eine neue Frisur: Die kurz geschnittenen weißen Haare lassen ihn fast kindlich erscheinen. In Hemd und Krawatte steht er keine zwei Meter oberhalb des Fußwegs, auf dem die Polizisten warten, die ihn verhaften sollen - aber nicht können. Er da oben, sie da unten. Er in Ecuador, sie in Großbritannien. Assange dankt seinen Anhängern. Auch an Barack Obama schickt er einen Gruß: "Ich rufe Präsident Obama dazu auf, mit der Hexenjagd gegen WikiLeaks aufzuhören! Der Krieg gegen Whistleblower muss beendet werden."

Assange behauptet im Dunkel der Botschaft Geräusche von Polizisten vernommen zu haben, die über die Feuerleiter ins Gebäude eindringen. Das Wiener Übereinkommen über diplomatische Beziehungen erklärt

Freiwillig gefangen WikiLeaks-Gründer Julian Assange hat sich in der ecuadorianischen Botschaft in London verschanzt. Der Präsident des Landes, Rafael Correa, g....

Botschaftsräume jedoch für unverletzlich. England habe diesen Grundsatz nur deshalb nicht über Bord geworfen, weil die ganze Welt hinschaue. Vier Tage zuvor hat ein Brief des Foreign Office an die ecuadorianische Regierung einen internationalen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Darin haben die Briten darauf hingewiesen, dass ein Gesetz von 1987 ihnen erlaube, den Hoheitsstatus der Botschaft zeitweise aufzuheben und Assange zu verhaften. Einen größeren Gefallen als dieses Schreiben hätten sie dem Asylbewerber kaum tun können, denn spätestens von da an war er wieder *big news*. Inzwischen bereuen die Briten die Drohung. "Das hätten wir besser nicht gesagt", räumt ein Beamter des Foreign Office ein. Die Ecuadorianer bezichtigten Großbritannien der Kanonenbootpolitik und versicherten sich der moralischen Unterstützung anderer lateinamerikanischer Staaten. Auch Moskau positionierte sich prompt an Ecuadors (und Assanges) Seite - Russland hat angekündigt, die britische Regierung vor dem Internationalen Gerichtshof wegen der Verletzung des Wiener Übereinkommens zu verklagen. "Dabei war es nicht mehr als ein Druckmittel im diplomatischen Geplänkel", verteidigt sich der britische Außenbeamte. Es anzuwenden sei nie ernsthaft erwogen worden.

Assange steht nun nicht bloß auf dem Balkon, er steht im Sturm weltpolitischer Auseinandersetzungen. Das dürfte ihm behagen. Er ist wieder eine globale Persönlichkeit, deren Taten und deren Schicksal die Welt bewegen. Und die Fans zu seinen Füßen jubeln ihm zu: Da tritt ein Einzelner mit einem Computer unter dem Arm gegen Regierungen, gegen Weltmächte an - gegen England, gegen Schweden, gegen die Vereinigten Staaten.

Von der Botschaft sind es ein paar Stationen mit der Circle Line, und man gelangt nach Paddington, wo der Frontline Club mit seinen Ledersofas und Holzvertäfelungen seinen Sitz hat. Vaughan Smith hat diesen angesehenen Treff für Journalisten gegründet. Hier also kam eines Julitags 2010 Julian Assange herein und fragte, ob er eine Pressekonferenz zu den Afghanistan War Logs geben könne, zu den 90000 amerikanischen Militärakten also, die unter anderem Tötungen von Zivilisten dokumentieren. Assange hatte sie gleichzeitig mit der *New York Times*, dem *Guardian* und dem *Spiegel* auf seiner Internetplattform WikiLeaks veröffentlicht und dadurch die US-Regierung in erhebliche Bedrängnis gebracht. Die Afghanistan War Logs machten den Hacker Assange zum internationalen Freiheitskämpfer, dessen Mission von wichtigen Medien unterstützt wurde. Assange war das Versprechen auf eine neue Form der Aufklärung: Schmutzige Kriegslügen würden nicht mehr verschwiegen werden können, sogar Supermächte waren überführbar, das Internet würde das Machtgefälle zwischen Bürgern und Regierungen beenden.

Der Kriegsreporter Vaughan Smith mochte Assange, von dem er schon gehört, den er aber noch nie getroffen hatte. Er war für ihn ebenfalls eine Art Kriegsreporter, wenn auch in einer virtuellen Schlacht. Einer, der ungewöhnliche Mittel wählte, wie er selbst, der Undercover-Rechercheur. Einer, der ebenfalls an Transparenz glaubte. Er mochte ihn so sehr, dass er Assange später anbot, auf seinem Landsitz Ellingham Hall in Norfolk zu wohnen. Da hatte Assange schon eine "Red Notice" von Interpol, was höchste Fahndungsstufe bedeutet (der frühere chilenische Diktator Augusto Pinochet wurde seinerzeit nur mit einer "Orange Notice" gesucht). Schweden hatte wegen des Vergewaltigungsvorwurfs um seine Auslieferung ersucht. Assange legte Widerspruch ein und durfte, solange das Verfahren durch mehrere Instanzen lief, unter Auflagen in England bleiben. Eine davon: ein fester Wohnsitz. Den hatte er bei Smith. 13 Monate lang. Smith sagt, er habe nie das Gefühl gehabt, dass vom Gast eine Gefahr für seine Frau oder seine zwei Töchter im Teenageralter ausgehe. Assange habe in Bezug auf Frauen vielleicht "schlechte Manieren", aber ein Vergewaltiger? Niemals.

Es war, wie es immer ist, wenn Assange auf Menschen trifft: Er fängt die Leute ein mit seinem Charisma. Alles kreist um ihn, alle tun alles für ihn, ordnen sich ihm unter, seiner Idee, seiner Mission. Er fasziniert, immer noch, durch seine Erscheinung, seine Gabe, Mythen um sich zu ranken. Einige seiner Anwälte arbeiten pro bono. Es gibt einen Julian Assange Defence Fund, der Geld sammelt für die Rechtskosten von Assange und WikiLeaks. Smith hat 20000 Pfund Kautions für Assange gezahlt und ist damit nur einer von vielen Unterstützern. Der Regisseur Ken Loach hat etwas beige-steuert, der amerikanische Dokumentarfilmer Michael Moore, die Milliardärstochter Jemima Khan. Man könnte meinen, die Helfer hätten jetzt Angst um ihr Geld - dass Assange fliehen will, war für die meisten eine Überraschung. Smith aber fürchtet vor allem, dass sein Freund in einem "US-Gulag" landet.

Vielleicht ist das weniger übertrieben, als es auf den ersten Blick aussieht. WikiLeaks hat das Ansehen der USA schwer beschädigt. Die Weltmacht sinnt auf Rache. Die Sache, sagt Baltasar Garzón, ein spanischer Assange-

Freiwillig gefangen WikiLeaks-Gründer Julian Assange hat sich in der ecuadorianischen Botschaft in London verschanzt. Der Präsident des Landes, Rafael Correa, g....

Anwalt, der dieser Tage auch vor der Londoner Botschaft steht und Interviews gibt, sei schon lange kein simpler Rechtsstreit mehr. "Zu viele mächtige politische Interessen sind im Spiel. Es ist ein Fall, an dem sich zeigen wird, welches Gewicht ein kleines Land wie Ecuador besitzt und welchen Wert die Meinungsfreiheit in der Welt hat." Es gehe um das Ansehen Englands und der USA, ja der rechtsstaatlichen Demokratien. "Assange", sagt Garzón, "ist der erste Botschaftsflüchtling aus dem Westen, der Schutz vor Demokratien sucht."

Vor vier Wochen hat Assange den Rechtsanwalt nach London in die Botschaft gebeten. Er suchte einen erfahrenen Mann, der sein Anwaltsteam koordiniert - mittlerweile ein gutes Dutzend Leute, die auf vier Kontinenten sitzen. Garzón hat nicht gezögert, weil es "um Grundsätzliches" gehe. Er reist zwischen London und der ecuadorianischen Hauptstadt Quito hin und her, um Correas Regierung mit Details des Falls zu füttern.

In Südamerika ist Garzón ein Held. Bekannt wurde er, als er 1998 als Richter in Madrid einen internationalen Haftbefehl gegen Pinochet durchsetzte. Garzón hat auch Verfahren gegen hochrangige Beamte der Bush-Regierung eröffnet, denen er vorwarf, die Anwendung von Folter in Guantánamo juristisch legitimiert zu haben. Gewissermaßen passt es, dass ausgerechnet er Assange vertritt, ein furchtloser Mann, der nicht zimperlich ist in der Wahl seiner Mittel. Seitdem Garzón vor zwei Jahren Politiker abhören ließ, um sie der Korruption zu überführen, ist er als Richter suspendiert. Jetzt hat er Zeit.

"Mehrere Male", sagt er, "haben wir die Schweden um die Garantie gebeten, Herrn Assange nicht an die USA auszuliefern. Jedes Mal haben sie abgelehnt." Schweden hat zwar klargestellt, dass Assange nicht ausgeliefert werden kann, wenn ihm irgendwo die Todesstrafe droht. Das ist aber nicht überall in den USA der Fall, und eine ausdrückliche Garantie will Schweden nicht geben. In dieser unklaren Situation hat Assange den Schweden mehrmals angeboten, sich in London verhören zu lassen. Vergeblich. "Obwohl das in einem Ermittlungsverfahren ein normaler Vorgang ist", sagt Garzón. Er selbst ist seinerzeit nach London gereist, um Pinochet zu befragen - der verweigerte die Aussage. "Bei Assange", sagt er, "ist die Kooperation total. Er will ja reden."

Garzón versteht nicht, warum die schwedischen Behörden so bockig sind. "Es ist obskur", sagt er, "sie nennen keine Gründe", und genau das stimmt ihn besorgt. Die Tatsache, dass sie seinen Mandanten wie einen Schuldigen behandeln, obwohl noch nicht einmal eine Anklage geschrieben ist. "In diesem Sinne", sagt Garzón, "verletzen sie seine Rechte." Und das schafft Misstrauen.

Würde Assange nach Schweden ausgeliefert, könnte die Staatsanwaltschaft Einzelhaft anordnen. Er könnte dann auch in keiner Botschaft mehr um Asyl bitten. Es gäbe keinen Ausweg. "Dieses Szenario", sagt Garzón, "ist mehr als realistisch."

Im US-Bundesstaat Virginia soll vor einiger Zeit eine Grand Jury ein Ermittlungsverfahren gegen Assange aufgenommen haben. Es heißt, sie tage hinter verschlossenen Türen. Garzón sagt, er habe versucht, herauszufinden, was seinem Mandanten vorgeworfen werde, auf welche Beweise man sich stütze, ob es um Spionage gehe, um Geheimnisverrat, ob man ihn als feindlichen Kämpfer einstufe, womit er unter die Guantánamo-Gesetzgebung fiele und kaum mit einem fairen Verfahren rechnen könnte. Das Einzige, was zurückkam, war, dass man die Vorwürfe erst dann veröffentlichen wolle, wenn es "politisch opportun" erscheine. "Absurd", sagt Garzón, "und eines Rechtsstaats unwürdig." Es beweise, dass die Motive der Verfolgung längst politische seien.

Kuba erschien Assange nicht attraktiv, er ist kein Kommunist

Es gibt alarmierende Zeichen aus den USA. Vizepräsident Joe Biden, ein Demokrat, hat Assange 2010 in einem Fernsehinterview als "Hightech-Terroristen" bezeichnet. Die Republikanerin Sarah Palin ergänzte, man solle ihn jagen wie Osama bin Laden, und der Radiomoderator Rush Limbaugh forderte, stellvertretend für viele andere, in seiner Show die Hinrichtung Assanges. Auf einer Pressekonferenz in Ecuador sagte Garzón, dass er sich kürzlich mit Juan Méndez unterhalten habe, dem Sonderberichterstatter der UN zu Folterthemen. Méndez hatte Bradley Manning im Gefängnis aufgesucht, jenen Mann, dem vorgeworfen wird, als Whistleblower Videos und geheime Dokumente an Assange weitergegeben zu haben. Manning wartet derzeit in den USA auf seinen Prozess, und die Bedingungen, die Méndez vorfand, erinnern an Guantánamo: 23 Stunden Einzelhaft am Tag, kein Kontakt zur Außenwelt, immer Licht. "Sie wollen Manning zermürben", sagte Garzón, "bis er gegen Assange aussagt."

Freiwillig gefangen WikiLeaks-Gründer Julian Assange hat sich in der ecuadorianischen Botschaft in London verschanzt. Der Präsident des Landes, Rafael Correa, g....

Auch Christine Assange, Julians Mutter, eine ehemalige Schauspielerin, kämpft weltweit für ihren Sohn. Sie sieht müde aus, wie eine Witwe. Die ecuadorianische Regierung hatte Christine Assange eingeladen, sie war beim Außenminister und bei diversen Menschenrechtsorganisationen. Wo sie auftritt, sagt sie, das Leben ihres Sohnes sei in Gefahr, weinend hält sie ein Kinderfoto von ihm in die Kameras. Nach einem Treffen mit dem Präsidenten in dessen Palast sagte sie: "Ich habe Correa als einen starken Menschen wahrgenommen, mutig genug, um dem Druck der Amerikaner standzuhalten." *Good news* für den Präsidenten, die er im gerade einsetzenden Wahlkampf gut gebrauchen kann.

WikiLeaks hatte, als sich die Schlinge um Assange zuzog, Spähtrupps nach Südamerika entsandt; die sahen sich in Brasilien um, in Kuba, in Ecuador. Doch Brasilien schien ihnen zu westlich, zu konsumistisch. Kuba schied aus, Assange ist kein Kommunist. Ecuador schien der beste Kompromiss. Assanges Schicksal liegt jetzt in den Händen eines Mannes, über den die Welt kaum etwas weiß. Eines Mannes mit mehreren Gesichtern.

Ende Juni 2012, eine Woche nachdem Assange in die Botschaft geflüchtet ist, sitzt Rafael Correa, Präsident von Ecuador, in seinem Palast in Quito und gibt dem Fernsehsender Telesur ein Interview. Correa trägt einen dunklen Businessanzug und darunter, wie meist bei seinen Auftritten, ein weißes Hemd mit Indio-Stickereien. Cristina Kirchner, die Präsidentin Argentiniens, hat ihn einmal als "bestaussehenden Präsidenten Südamerikas" bezeichnet.

"Warum will er nach Ecuador?", fragt die Journalistin, und Correa lächelt charmant. Er weiß, die ganze Welt blickt jetzt auf ihn. Er legt die Stirn in Falten und antwortet mit vor Genugtuung vibrierender Stimme: In dem Brief, den Assange ihm geschrieben habe, stehe ein sehr beeindruckender Satz. "Señor Assange möchte seine Mission der grenzenlosen Informationsfreiheit in einem Land fortführen, das sich der Wahrheit und der Gerechtigkeit verpflichtet hat." Er lauscht seinen Worten nach, dann fährt er fort: "Wir lehnen die Todesstrafe ab, die Verfolgung von Menschen aus ideologischen Motiven. Also werden wir die Sache prüfen, und wir werden als souveränes Land entscheiden." Am 16. August wird sich Ecuador tatsächlich dafür entscheiden, Assange Asyl zu gewähren.

Während Correa spricht, stehen draußen wie immer in diesen Tagen einige Dutzend Demonstranten und halten Schilder in die dünne Luft der Anden: "*Assange libre*" steht da. 80 Prozent der Ecuadorianer unterstützen laut Umfragen der Regierung ihren Präsidenten, einen 49-jährigen Wirtschaftswissenschaftler, der sein kleines Land nach Jahren endloser Regierungswechsel in eine Phase relativer Stabilität geführt hat. Als er 2007 ins Amt kam, hat Correa eine Verfassung schreiben lassen, die viele als die demokratischste der Welt ansehen. Er verstaatlichte die französische Ölfirma Perenco, schloss den amerikanischen Luftwaffenstützpunkt in Manta und das Büro des Internationalen Währungsfonds in Quito. Die Staatseinnahmen aus dem Öl leitete er in aufwendige Sozialprogramme um, er ließ Krankenhäuser bauen, Schulen, Straßen. Correa nennt dies Bürgerrevolution oder auch - wie der venezolanische Staatspräsident Hugo Chávez, den er als Freund bezeichnet - Sozialismus des 21. Jahrhunderts.

Correas Bibel ist ein Buch des uruguayischen Journalisten Eduardo Galeano, *Die offenen Adern Lateinamerikas*. Chávez hat das Buch auf einem Gipfeltreffen Obama in die Hand gedrückt. Es ist wie eine Blaupause für alle linken Regierungen Südamerikas. Galeano sieht darin einen Zusammenhang zwischen dem Rohstoffreichtum und der Armut dieses Kontinents. Es steckt Correas Ziele ab: den Einfluss der USA zurückdrängen, die die Spanier als Kolonialherren abgelöst haben. Und: die einheimischen Eliten bekämpfen, die als Handlanger der USA fungieren.

Im vergangenen Jahr warf Rafael Correa mit viel Getöse die amerikanische Botschafterin aus dem Land, nachdem durch WikiLeaks herausgekommen war, dass sie in die USA gekabelt hatte, Correa habe wissentlich einen korrupten Polizeichef eingestellt. "Wir lassen uns nicht terrorisieren", twitterte Correa auch vergangenen Donnerstag, als er Assange Asyl gewährte. Correa sei ein Populist, sagen viele, einer, der Stimmen fängt, indem er gegen den Westen hetzt, einer, der sein Land spaltet und einen Feldzug gegen die privaten Medien führt. Journalisten sind für ihn "Mafiosi", "Tintensöldner" und "Idioten", regelmäßig zerrt er Schreiber vor Gericht. Zurzeit ist ein Gesetz in Arbeit, das Abgeordneten verbieten soll, den Medien Dokumente der Regierung zuzuspielen.

Ist es möglich, dass Assanges Spähtrupps diese Dinge übersehen haben? Warum also Ecuador, ein Land, wo die Server langsam laufen und dessen Sprache Assange nicht spricht? Warum, könnte man umgekehrt fragen, holt

Freiwillig gefangen WikiLeaks-Gründer Julian Assange hat sich in der ecuadorianischen Botschaft in London verschanzt. Der Präsident des Landes, Rafael Correa, g....

sich gerade dieser Präsident einen Mann ins Land, der einen Feldzug für die Transparenz führt und dabei vor nichts zurückschreckt?

Es ist eine seltsame und widersprüchliche Wende in diesem Fall, dass sich nun gerade jene beiden Männer auf der Weltbühne begegnen. Zwei Außenseiter, Alphatiere, die sich nie persönlich getroffen haben. Die eigentlich im anderen einen Gegner sehen müssten, einen natürlichen Feind. Die Widersprüche lösen sich auf, wenn man begreift, wie ähnlich sie im Grunde sind. Jeder hat ein hoffnungsvolles Projekt an den Rand des Scheiterns gebracht und dann gemerkt, dass der jeweils andere helfen kann. Was für eine Romanze!

Das Projekt des Julian Assange war WikiLeaks. Und der Deutsche Daniel Domscheit-Berg, heute 34, gehört zu denen, die es mit gestartet haben. Inzwischen reden er und Julian Assange nicht mehr miteinander. Die Trennung ist Domscheit-Berg nicht leichtgefallen, denn er hängt immer noch an diesem eigenartigen Kerl mit den weißen Haaren. Beide haben mal an etwas Großes geglaubt, aber das war kleiner als Assanges Ego.

Daniel Domscheit-Berg traf Julian Assange 2007 zum ersten Mal in einem Online-Chat. Er nennt ihn "J". Damals bestand WikiLeaks nur aus ein paar wenigen Mitgliedern. In der ersten Zeit funktionierte der geheime Klub so: Jeden Tag stand virtuell einer vor der Tür und wollte rein. So wuchs die Organisation langsam. Man arbeitete gemeinsam an der Befreiung der Daten, oft ohne einander zu sehen oder zu sprechen.

Eine Zeit lang wohnten Assange und Domscheit-Berg sogar gemeinsam in Wiesbaden, 2009 war das, alles war ziemlich durcheinander, die WikiLeaks-Seite funktionierte technisch noch nicht recht, ständig quollen Festplatten über, Daten gingen verloren. Aber ihnen war damals schon klar, dass es für sie gefährlich werden könnte. Assange glaubte, jemand verfolge ihn. Er bat seinen Freund, nicht gemeinsam mit ihm ins Haus zu gehen. Doch das Computergenie Assange hatte in der realen Welt einen derart schlechten Orientierungssinn, dass es am eigenen Hauseingang vorbeilief und Domscheit-Berg auf die Straße musste, um den Freund einzufangen.

Julian Assange hasst die Presse - und Rafael Correa hasst sie auch

Einmal ließ Assange sein Notebook im Hotelzimmer eines Journalisten liegen, dem er das geheime Irak-Video *Collateral Murder* gezeigt hatte. Assange rannte nachts zurück, um den Rechner zu holen. Er hatte auch stets eine Tasche voller Handys dabei, aber nie die passenden Ladegeräte. Der große Revolutionär des Internetzeitalters, der Analytiker mit dem Verständnis für das Funktionieren von Systemen, der Mann, dem die heikelsten Informationen anvertraut wurden: ein Chaot.

Je erfolgreicher WikiLeaks wurde, desto mehr steigerte sich Assange in einen Bedeutungsrausch hinein. "Der Twitter-Account war unser Barometer", sagt Domscheit-Berg. Irgendwann war die Anzahl der Follower sechsstellig. Und alle projizierten ihre Hoffnungen auf Assange. Es war eine Zeit ohne Zeitgefühl, sie bewegten sich im Zentrum des Weltgeschehens. So wichtig schien ihnen das Werk, dass sie Banalitäten wie Schlaf abschafften: Sie experimentierten mit Schlafentzug. Wie gut funktioniert einer, wenn er nur drei Stunden schläft? Wenn er unregelmäßig schläft? Assange konnte tagelang durcharbeiten, ganz ohne Schlaf, dann, plötzlich, fiel er um und war weg. Erwachte er wieder, ging es am Computer weiter. Eine verrückte Zeit, ein verrückter Typ. Für Domscheit-Berg die spannendsten drei Jahre seines Lebens.

Nach und nach aber verlor Domscheit-Berg den Kontakt zu "J". Assange hatte immer wichtigere Sachen zu tun. Als er in London mit dem *Guardian*, der *New York Times* und dem Spiegel über die Veröffentlichung der Botschaftsdepeschen verhandelte, war Domscheit-Berg nicht einmal dabei. "J" machte alles im Alleingang, Domscheit-Berg kommt es heute so vor, als sei der Freund damals immer paranoider geworden.

Vertraue niemandem, das muss Assanges Maxime geworden sein. Als Domscheit-Berg seine Frau kennenlernte, riet Assange ihm, sich schmutzige Informationen über sie zu besorgen, für den Fall einer Trennung. Assange wurde zum Alleinherrscher. Er kündigte Veröffentlichungen an, obwohl das Team weder die Manpower noch die Technik hatte, das alles zu bewältigen. Irgendwann im Sommer 2010, nach dem Leak der Afghanistan War Logs, tauchte er so gut wie gar nicht mehr im internen Chat auf.

Freiwillig gefangen WikiLeaks-Gründer Julian Assange hat sich in der ecuadorianischen Botschaft in London verschanzt. Der Präsident des Landes, Rafael Correa, g....

"J sieht Mitarbeiter immer als nützliche Idioten", sagt Domscheit-Berg. Ein Narziss, der außer sich geriet, als er in der *New York Times* ein unerfreuliches Porträt über sich las. Einer, der bei Tisch alles aufaß, ohne Rücksicht auf andere. Als Domscheit-Berg vorschlug, die Organisation, nicht ihre Erfinder, müsse in den Vordergrund treten, war es aus. Über eine Chat-Nachricht suspendierte Assange den Weggefährten der ersten Stunde. Er behauptete jetzt, Domscheit-Berg habe für die CIA oder das FBI gearbeitet. Domscheit-Berg verließ WikiLeaks, und Assange hatte rasch neue Freunde. "Er verschleißt sie und baut die nächsten wieder auf", sagt Domscheit-Berg. "Er ist eine Festplatte, die sich dauernd neu formatiert."

Der alte Freund versteht den neuen Julian Assange nicht mehr. Früher, sagt Domscheit-Berg, war das Ziel klar: die Welt verbessern durch mehr Information. Eine nüchterne Sache. Jetzt hat "J" einen befremdlichen moralisierenden Zug. Domscheit-Berg weiß gar nicht mehr, worum es Assange geht, was ihn treibt.

Assanges Aufsatz *Regierung durch Verschwörung* von 2006 skizziert sein politisches Weltbild. Parteien und autoritäre Regierungen erscheinen darin als konspirative, intransparente Netzwerke: Nicht einmal deren Mitglieder wissen, wer noch dazugehört und wer wie viel weiß. Um ihre Macht zu brechen, muss es Lecks im Informationsfluss geben. Indem er Informationen freilasse, befreie er die Völker, glaubt Assange. Er ist der Che Guevara des Internetzeitalters.

Und je stärker die Repressalien gegen WikiLeaks, umso heller leuchtet sein Stern: Aktivisten der Internetguerilla Anonymous haben die Websites von Visa, MasterCard und Amazon virtuell angegriffen, nachdem die amerikanischen Unternehmen ihre Zusammenarbeit mit WikiLeaks beendet hatten. Zuletzt legte Anonymous kurzzeitig Internetseiten der britischen Regierung lahm.

Julian Assange zählt sich heute zu den Großen dieser Zeit. Ganz falsch liegt er damit nicht: WikiLeaks ist fast pleite, doch Assange hat die globale Gesellschaft für immer verändert. Kein Mächtiger kann mehr sicher sein. Alles kann rauskommen. Assanges Fans twittern jeden Kommentar von und zu ihm weiter, Medien aus allen Ländern berichten atemlos über das diplomatische Zerwürfnis zwischen Großbritannien und Ecuador, Regierungen liegen sich seinetwegen in den Haaren. Ein Narziss spiegelt sich im Antlitz der Welt.

Vielleicht kann man sagen, dass das Getriebensein zum Kern seines Wesens gehört. Assange hatte nie ein Zuhause. Als Kind zog er mit der Mutter dauernd um - auf der Flucht vor dem Stiefvater, der die Mutter nach der Trennung verfolgte. Keinen festen Wohnsitz zu haben, bei anderen Leuten unterzuschlüpfen ist für Assange deshalb ganz gewöhnlich. Ein Leben auf der Flucht als Normalität. Immer auf dem Sprung, immer bereit, immer auf der Jagd.

Auch beim heute 72 Jahre alten Gavin MacFadyen hat Assange zeitweise gewohnt, auch er besucht ihn regelmäßig im selbst gewählten Gefängnis. Der Journalismusprofessor hält Assange für den intelligentesten Journalisten, den er je getroffen hat. Assange, der Journalist? Das klingt eigenartig. Julian Assange ist zu einem verbissenen Journalistenhasser geworden. Und viele Journalisten hassen ihn, der in ihren Gewässern fischt, inzwischen zurück. Er hat sich öffentlich mit dem Chefredakteur der *New York Times* zerstritten und zieht über Journalisten vom *Guardian* her. In seiner Zusammenarbeit mit den großen Medien hat sich Assange immer als gleichberechtigter Partner verstanden, der Redigaturen und Drucktermine mitbestimmen will. Die Reporter dagegen sahen ihn bloß als Quelle.

Auch MacFadyen ist enttäuscht von den Journalisten. Sie sind in seinen Augen Verbündete der Mächtigen. Natürlich weiß der Professor, dass es in Ecuador, wohin Assange so gerne ausreisen will, so gut wie keine liberale Presse gibt. MacFadyen kennt das Land, er war lange in Lateinamerika, "es ist der Ort mit dem perfekten Klima, mit der einen Hand kann man Weintrauben pflücken, mit der anderen Orangen!" Über Ecuadors Presse sagt MacFadyen: "Axel Springer ist links im Vergleich!" Die bürgerlichen Medien des Landes würden nicht einfach unterdrückt, sie würden vielmehr von alten, reichen Familien kontrolliert, den Dynastien aus dem Banken- und Bananen-Adel. Er könne verstehen, dass Correa diese Presse hasse.

Correa reagierte auf die ersten Veröffentlichungen von WikiLeaks im Dezember 2010 nicht anders als die meisten Staatsschefs, abwartend und misstrauisch. Dann tauchte die erste Depesche auf, in der Ecuador vorkam. Es war die

Freiwillig gefangen WikiLeaks-Gründer Julian Assange hat sich in der ecuadorianischen Botschaft in London verschanzt. Der Präsident des Landes, Rafael Correa, g....

mit dem "korrupten Polizeichef". Und es ging weiter: Vor allem die verhassten bürgerlichen Zeitungen Ecuadors, die Correas schärfste Gegner sind, berichteten von Depeschen, in denen die Rede war von einer "gewissen emotionalen Unreife" Correas, von seiner "Obsession, die Souveränität Ecuadors zu schützen", und von einer möglichen Homosexualität des Außenministers. Doch auch Correas Leute hatten Einsicht in die Dokumente. Sie stellten fest, dass die Zeitungen ein nicht unwichtiges Detail verschwiegen hatten: Die Journalisten hatten sich den Amerikanern selbst als Informanten angedient.

Es war ein Fund, der Correas Verhältnis zu WikiLeaks revolutionierte. Es war das erste Mal, dass er begriff, wie nützlich Assange ihm sein könnte. WikiLeaks hatte ihm einen Trumpf in die Hand gespielt, mit dem er seine Gegner attackieren konnte, und über die Regierungspresse spielte er ihn aus.

Es war die nächste Schlacht in dem Kampf, mit dem er die Macht der bürgerlichen Presse zerschlagen wollte. Als Correa vor fünf Jahren sein Amt antrat, gab es einen Radiosender, der im Besitz des Staates war. Heute gibt es 19 Medien, die der Regierung als Sprachrohr dienen: Radiostationen, Fernsehsender, Tageszeitungen. Im Februar trat ein Gesetz in Kraft, das den Medien verbietet, während des Wahlkampfs parteiliche Berichte über Kandidaten zu veröffentlichen. Schon länger gibt es einen Paragraphen, der Verleumdung unter Strafe stellt.

Das ist der Hebel, an dem Correa sitzt. Als ihn der Leitartikler Emilio Palacio in der Zeitung *El Universo* einen Diktator nannte, verklagte der Präsident Palacio und die Herausgeber der Zeitung auf 80 Millionen Dollar Schadensersatz. Er sagte einen Staatsbesuch in Kuba ab, um vor Gericht persönlich zu erscheinen, und nach einer 14-stündigen Verhandlung gab die Richterin ihm recht, allerdings reduzierte sie die Strafe auf 40 Millionen Dollar.

Palacio, der auch noch für drei Jahre ins Gefängnis sollte, bestieg einen Flieger nach Miami. Einer der Herausgeber, für dessen Blatt das Urteil den sicheren Ruin bedeutet hätte, floh in die Botschaft Panamas und beantragte Asyl. Die Richterin gab später zu, Correas Anwälte hätten versucht, sie zu bestechen. Sie lebt heute in Kolumbien.

Correa geriet unter Druck: Andere südamerikanische Zeitungen druckten Palacios Artikel nach, und internationale Journalistenverbände forderten ein Ende der Einschüchterung. Kurz nach dem Urteil im Februar 2012 gab Correa nach und begnadigte alle Beteiligten.

In der Botschaft eingesperrt nützt Assange dem Präsidenten am meisten

Auch die Zeitschrift *Expreso* verfolgte er nicht weiter. Die hatte eine Serie über Staatsaufträge veröffentlicht, die an eine Baufirma des Präsidentenbruders Fabricio Correa gegangen waren. In einem Interview hatte der Bruder die Recherchen bestätigt. Er sagte, der Präsident habe von den Aufträgen gewusst. Correa erteilte seinem Bruder Hausverbot für den Palast. Seitdem reden sie nicht mehr miteinander. Fabricio Correa hat angekündigt, bei der Präsidentschaftswahl in einem halben Jahr gegen den eigenen Bruder anzutreten.

Dieser Tage sitzt jener Fabricio in einem Café in Quito und sagt: "Ich erzähle Ihnen eine Anekdote, die alles über meinen Bruder sagt." Fabricio Correa ist Rafael wie aus dem Gesicht geschnitten. Er ist ein reicher Mann mit einem weitverzweigten Netz von Firmen, der seinem Bruder 2006 den Wahlkampf finanziert hat, aber selbst kein Linker ist. "Es war hart für mich", sagt er, "Rafael nicht zur Hochzeit meiner Tochter einzuladen. Seine Kinder waren da, seine Frau, sogar die Schwiegermutter.]Weißt du, Fabricio, sagte die zu mir,]dieses Projekt von Rafael, ich glaube, es war immer totalitär. Er hält sich für den Messias, auf den die Leute gewartet haben, damit er sie aus ihrer Armut befreit.[" Fabricio Correa lächelt: "Schauen Sie sich mal ein Foto seiner ersten Regierungsmannschaft an. Und dann vergleichen Sie sie mit der von heute. Keiner mehr da - außer ihm. Sagt das nicht alles?"

Es ist dasselbe Muster wie bei Assange. Weggefahrenen haben sich abgewandt, andere wurden entfernt. Er sei ein Mann, der Widerspruch nur schwer verträgt, sagen viele, die mit Correa zu tun haben. Auch deshalb sein gestörtes Verhältnis zur Presse. Im Frühjahr 2012, als es aus dem Ausland Kritik wegen seines Umgangs mit den Journalisten hagelt, erhält der Präsident die Anfrage von Assange - und es ist, als öffne sich ihm eine Tür. Correa begreift, dass Assange all seine Probleme lösen könnte. Der Präsident als Schutzpatron des WikiLeaks-Helden -

Freiwillig gefangen WikiLeaks-Gründer Julian Assange hat sich in der ecuadorianischen Botschaft in London verschanzt. Der Präsident des Landes, Rafael Correa, g....

das würde es allen seinen Gegnern unmöglich machen, ihn, Correa, als einen Mann zu denunzieren, der Transparenz verhindern will. Das ist der Wert, den Assange für Correa hat.

In Quito vermuten einige, Correa habe es darauf abgesehen, Assange noch recht lange in der Botschaft sitzen zu lassen. Dort ist er wertvoller als in Ecuador. Er liefert ein Dauerargument im Wahlkampf, und Correa hat keinen Störenfried im eigenen Land, der plötzlich ernst machen könnte mit der Transparenz.

Und Assange? Der ist in der Londoner Botschaft gefangen, weil er nicht ins Gefängnis will. Wie sollte er das Gebäude auch verlassen? Es gibt viele Szenarien, von denen eines so unwahrscheinlich ist wie das andere. Ihn in einem Diplomatenwagen zum Flughafen fahren? Unmöglich - die diplomatische Immunität reicht nur bis zur Türschwelle der Zwölf-Zimmer-Botschaft. Und würde er es doch in so ein Fahrzeug schaffen, müsste er spätestens am Flughafen britischen Boden betreten, um ins Flugzeug zu gelangen.

Ihn mit einem Hubschrauber vom Dach der Botschaft abholen? Schwierig. Sie liegt im Hochparterre, doch das Haus hat fünf Stockwerke. Assange würde nicht weiter kommen als ins Treppenhaus, wo Polizeiwachen lauern. Und die Flugsicherung, die Helikoptern die Flugerlaubnis erteilt, gibt es ja auch noch.

Ihn in den diplomatischen Dienst Ecuadors stellen und so mit Immunität ausstatten? Würde auch nicht helfen, er brauchte ein britisches Diplomatenvisum.

Eines der komischeren Szenarien ist die Idee, Assange könnte in eine Tasche gesteckt und als Diplomatengepäck zum Flughafen transportiert werden. Um das zu verhindern, soll die Polizei Wärmebildkameras installiert haben.

Assange selbst hat sich über die Frage, wie aus einem Gefängnis auszubrechen sei, offenbar schon länger auf seine eigene Weise Gedanken gemacht. Während der Zeit auf dem Land bei seinem Freund Vaughan Smith, dem Kriegsreporter, hat er einen YouTube-Clip gegen Amerika gedreht, einen Spot mit dem Titel "Das große Entkommen", in dem Smiths Schweine mitspielen. Für den Film hat er den Tieren beigebracht, den ihren Pferch umgebenden Elektrozaun zu überwinden. Und zwar ganz einfach: Sie nehmen Anlauf und springen zwischen den Stromleitungen hindurch, ohne auf die Schmerzen zu achten. Dazu brauchen sie nur Mut. Den Mut, gegen Autoritäten aufzubegehren.

Mitarbeit: John F. Jungclaussen

Das Leben eines Computergenies Julian Assange, 41, wurde in Australien geboren, seine Eltern hatten einen Wanderzirkus. Als Hacker "Mendax" brach er schon mit 16 in Computersysteme der Nasa und des Pentagon ein. 2006 gründete er mit anderen die Internetplattform WikiLeaks, wo er geheime Dokumente veröffentlichte: Finanzunterlagen einer isländischen Bank, Informationen zu einem korrupten kenianischen Ex-Präsidenten, E-Mails der US-Republikanerin Sarah Palin. Bekannt wurde Assange 2010, als WikiLeaks zusammen mit "Spiegel", "Guardian" und "New York Times" Daten zum Afghanistan- und zum Irakkrieg sowie Depeschen von US-Botschaften publizierte. Am meisten Aufsehen erregte ein Video, das amerikanische Soldaten zeigte, die auf irakische Zivilisten schossen. Zur selben Zeit geriet Assange in Verdacht: Zwei Schwedinnen behaupten, von ihm sexuell genötigt beziehungsweise vergewaltigt worden zu sein. Er floh nach England und am 19. Juni in die Botschaft Ecuadors in London: Er fürchtet, erst nach Schweden und von dort an die USA ausgeliefert zu werden, wo man ihn wegen Geheimnisverrats anklagen könnte. Ecuadors Präsident Correa hat Assange Asyl zugesagt. WikiLeaks steht heute vor der Pleite.

Worldwide Assange Großbritannien In London bemüht sich der Anwalt Baltasar Garzón, die vielen Rechtsberater von Julian Assange zu koordinieren - das Ziel: Die Auslieferung des Mandanten nach Schweden soll verhindert werden. Schweden In Stockholm ermittelt die Staatsanwältin Marianne Ny gegen Assange. Er soll zwei Frauen

Freiwillig gefangen WikiLeaks-Gründer Julian Assange hat sich in der ecuadorianischen Botschaft in London verschanzt. Der Präsident des Landes, Rafael Correa, g....

sexuell genötigt beziehungsweise vergewaltigt haben
 RusslandAuf dem TV-Sender Russia Today war Assanges Interview mit Correa zu sehen. Die beiden trafen sich nicht im Studio, sondern im Internet
 USAIn Amerika laufen angeblich geheime Ermittlungen gegen Assange. Der hat Präsident Barack Obama aufgefordert, die "Hexenjagd" auf WikiLeaks zu beenden
 AustralienDie Australierin Christine Assange setzt sich in einer groß angelegten Medienkampagne für ihren Sohn Julian ein. Das Foto in ihrer Hand zeigt ihn als Kind
 EcuadorFabricio Correa tritt bei den Präsidentschaftswahlen 2013 gegen den eigenen Bruder an. Im Wahlkampf spielt das Thema WikiLeaks eine große Rolle
 DeutschlandDer Deutsche Daniel Domscheit-Berg gehörte zu Julian Assanges Weggefährten der ersten Stunde. Heute ist er einer seiner Kritiker

Graphic

London, am Sonntag: Vom Botschaftsbalkon spricht Julian Assange zum Volk. Auf die Straße kann er nicht, dort wartet die Polizei

Ecuadors Präsident Rafael Correa begrüßt seine Anhänger. Seitdem er Julian Assange Asyl zugesichert hat, ist der südamerikanische Politiker weltberühmt

Auflauf vor der Londoner Botschaft, in der Julian Assange Unterschlupf gefunden hat. Seine Anhänger demonstrieren für eine neue, bessere und vor allem transparentere Welt

Load-Date: August 23, 2012

End of Document